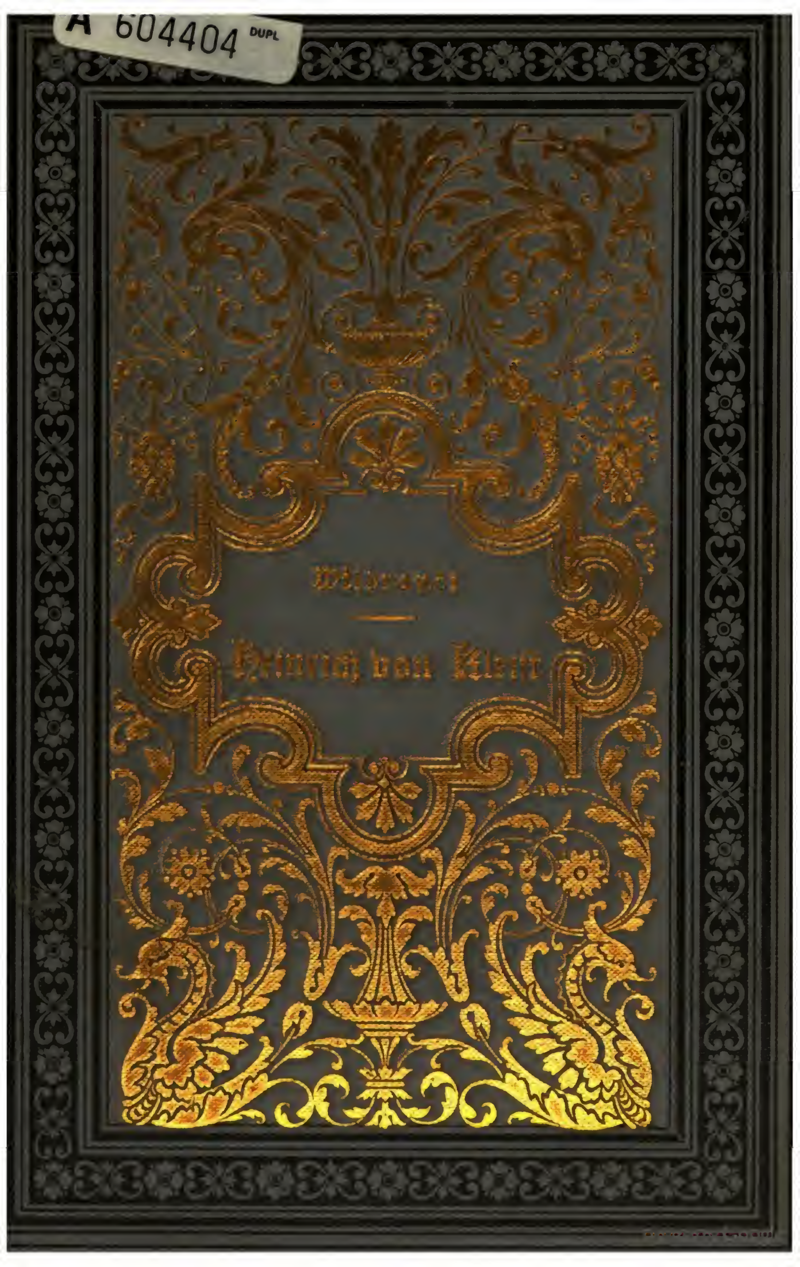
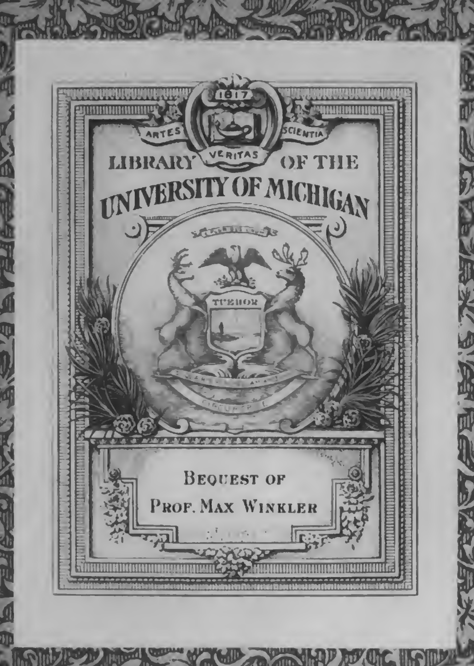


Heinrich von Kleist


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
BEQUEST OF
PROF. MAX WINKLER



Max Winkler

Univ. of Berlin. 1892.

Heinrich von Kleist.

Von

Dr. Adolf Wilbrandt.

Nördlingen.

Druck und Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung.

1 8 6 3.

Dem

Herrn Professor

Heinrich von Sybel

in herzlicher Dankbarkeit

gewidmet.

Winkler Bequest
1-8-31

Vorwort.

Heinrich von Kleist in seiner geschichtlichen Bedeutung aufzufassen, seine Ideen und seine Schicksale aus denen der Zeit zu begreifen und diesen vornehmsten und unglücklichsten der deutschen Romantiker in seiner tragischen Größe darzustellen, ist die Tendenz dieses Buches. Daß wir dem lange vernachlässigten Dichter eine Würdigung in diesem Sinne schuldig sind, wird der Kundige zugeben und der Unkundige sich hoffentlich nicht ungern erweisen lassen. Ich habe kaum etwas hinzuzufügen, als nur, wie diese ausführliche Darstellung sich zu den vorausgegangenen Arbeiten verhält und inwieweit sie auch stofflich neu ist.

Von dem Tode Kleist's bis zum Beginn einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit seiner Erscheinung und Kunst ist fast ein halbes Jahrhundert vergangen; und Jahrzehnte lang war es der einzige Tieck, der es sich dauernd angelegen sein ließ, die Ehre und den Namen seines Freundes zu retten. Diese Bemühungen werden dem Andenken Tieck's allezeit schön zu Gesichte stehen, obwohl ihr Erfolg sich darauf beschränkte, Kleist's Nachlaß vor dem Untergang zu schützen, vereinzelte Freunde seines Genie's zu wecken und ihm eine respectvolle Erwähnung in den Literaturgeschichten zu sichern. Erst das 1848 erschienene Buch: „Heinrich von Kleist's Leben

und Briefe, herausgegeben von Eduard von Bülow" (einem Freunde Tieck's) begann uns an die Quellen dieses geheimnißvollen Lebenslaufs zu führen. Aber Bülow schrieb noch ganz als Dilettant, warm für seinen Stoff, oberflächlich in der Auffassung, flüchtig in der Kritik; abgesehen davon, daß ihm die wichtigsten Materialien noch verschlossen blieben. Um so dankbarer mußte das Publikum den Männern sein, die (10 Jahre später) auch aus dem unzulänglichen Rohstoff den Kern der großen Erscheinung herauszuziehen und der Nation mit Geist und Wärme an's Herz zu legen versuchten: ich meine Julian Schmidt in seiner Literaturgeschichte, dann in der Einleitung zu der neuesten Ausgabe von Kleist's Schriften *), und Treitschke in R. Haym's Preußischen Jahrbüchern (Bd. 2, Heft 6). Erst seit dieser Zeit hat sich eine allgemeinere Theilnahme der Nation, gleichsam ein Sichbesinnen auf ein halb verschollenes Vermächtniß, sichtbar gemacht.

Wir hatten damit freilich die erschöpfende, wissenschaftliche Würdigung Kleist's noch nicht, an deren Hand es gelingen konnte, dieses psychologische Räthsel in seine historischen Elemente aufzulösen. Das hatten jene ersten anregenden Darstellungen noch nicht bezweckt; auch war ihnen das entscheidende Material vorenthalten geblieben. Dieses Material erhielten wir erst durch die Herausgabe der Briefe Kleist's an seine Schwester Ulrike **), die keinen zuverlässigeren Händen als denen des Literaturhistorikers Koberstein an-

*) H. v. Kleist's gesammelte Schriften. Herausgegeben von Ludwig Tieck, revidirt, ergänzt und mit einer biographischen Einleitung versehen von Julian Schmidt. Berlin, G. Reimer. 1859.

**) Heinrichs von Kleist Briefe an seine Schwester Ulrike. Herausgegeben von Dr. A. Koberstein. Berlin, E. H. Schröder. 1860.

vertraut werden konnte; und daran schloß sich, nicht minder dankenswerth, die Veröffentlichung einer lange verschollenen Hinterlassenschaft des Dichters, seiner „politischen Schriften" (und anderer Nachträge) an *). Die entscheidendsten Abschnitte seines Lebens wie seiner künstlerischen Entwickelung sind erst seitdem hell und verständlich geworden. Auf den so gesammelten Stoff fußend **), und Schritt für Schritt bemüht, auch in den Dichtungen Kleist's dem Quell seiner inneren Geschichte nachzugehen, habe ich sein Lebensbild auf dem Boden seiner Zeit, in deren Wurzeln er selber wurzelte, abzuzeichnen versucht.

Hier und da haben noch mündliche Mittheilungen dieses Bild in wichtigen Punkten vervollständigt. Der Leser wird sie überall da, wo sie sich geltend machen, auch als solche bezeichnet finden; größtentheils verdanke ich sie der Güte des einzigen noch lebenden Freundes Kleist's, des Staatsministers a. D. General von Pfuel. Man darf wohl annehmen, daß noch einige nicht veröffentlichte Briefe des Dichters, insbesondere aus seinen letzten Lebensjahren,

*) Heinrich von Kleist's politische Schriften und andere Nachträge zu seinen Werken. Mit einer Einleitung zum ersten Mal herausgegeben von Rudolf Köpke. Berlin, A. Charisius. 1862.

**) Andere (minder umfassende) Nachträge, wie sie z. B. Fr. v. Raumer in seinen Lebenserinnerungen gegeben hat, werden an ihrer Stelle zur Sprache kommen. Neuerdings ist auch ein sehr verdienstlicher Versuch erschienen, Kleist's Werke zu reinigen, da sie durch seine Herausgeber, bewußt oder unbewußt, mancherlei Verunstaltungen (freilich auch manche Verbesserung) erlitten hatten; das ist geschehen in der kleinen Schrift „Zu Heinrich von Kleist's Werken. Die Lesarten der Originalausgaben und die Aenderungen Ludwig Tieck's und Julian Schmidt's zusammengestellt von Reinhold Köhler". (Weimar, H. Böhlau. 1862.) Eine höchst sorgfältige und genaue Arbeit; nur hier und da im Verfechten des ursprünglichen Textes gegen die Besserer allzu peinlich.

existiren; aber man darf auch bezweifeln, daß sie unsere Kenntniß noch um ein Wesentliches vermehren werden.

Ich stelle hiermit dieses Buch strenger und freundlicher Kritik anheim. Wo es dem Leser zu breit, zu ausführlich erscheinen sollte, da wolle man dem Verfasser anrechnen, daß seine Aufgabe war, eine stofflich erschöpfende, wissenschaftlich begründende Darstellung zu geben. Polemik gegen frühere Auffassungen, die schon das neuere Material vielfach corrigirt, habe ich nicht gesucht. Mein Ziel war überall, die Werke und die Eigenheiten des Dichters nicht nach allgemeinen Eindrücken und unter fertigen Formeln, sondern in ihrer geschichtlichen Entfaltung aufzufassen, und das so gewonnene Urtheil in rein sachlicher Darstellung zu erhärten.

Möge denn dieses Buch nicht unwürdig sein, an seinem Theil dazu beizutragen, daß dem Andenken Kleist's und seinem bildenden Einfluß sich breitere Wege bahnen; daß ihm das Herz der Nation, je länger es ihn verleugnete, nun desto dauernder zufällt.

Im December 1862.

Der Verfasser.

Inhalts-Uebersicht.

Seite

Erstes Kapitel. Die Jugendjahre. (1776—1799) . . . 1

Zweites Kapitel. Die ästhetische Revolution 20

Drittes Kapitel. Die Studentenzeit. (Ostern 1799 bis Sommer 1800) 37

Viertes Kapitel. Die Würzburger Reise. (September und October 1800) 52

Fünftes Kapitel. Die Krisis in Berlin. (Winter 1800 — 1801) 77

Sechstes Kapitel. Die Reise nach Paris. (April bis Juli 1801) 106

Siebentes Kapitel. Paris. (Juli bis November 1801) . 123

Achtes Kapitel. Die „Schroffensteiner". (November 1801 bis Herbst 1802) 140

Neuntes Kapitel. Robert Guiskard. (Herbst 1802 bis Frühjahr 1804) 171

Zehntes Kapitel. Kleist als Staatsdiener. (Frühjahr 1804 bis Frühjahr 1806) 209

Elftes Kapitel. Die Rückkehr zur Dichtung. (1806) . . . 225

Zwölftes Kapitel. Penthesilea. (1807) 245

Dreizehntes Kapitel. Der „Phöbus". (1808) 265

Vierzehntes Kapitel. Kleist und Göthe. (1808) . . . 297

Fünfzehntes Kapitel. Das Käthchen von Heilbronn. (1808) 308

Seite
Sechszehntes Kapitel. Die Poesie der Rache. (1808) . 322
Siebzehntes Kapitel. Der Krieg von 1809. (Januar bis November 1809) 347
Achtzehntes Kapitel. Der Prinz von Homburg. (November 1809 bis Frühjahr 1810) 367
Neunzehntes Kapitel. Die Berliner Abendblätter. (Sommer 1810 bis April 1811) 380
Zwanzigstes Kapitel. Die letzten Tage. (1811) 395
Schlußkapitel. Am Grabe 413

Berichtigungen.

S. 31, Z. 16 v. o. ist das Wort „gewöhnlichen" zu streichen.
S. 36, Z. 11 v. u. l. uranfänglich st. unanfänglich.
S. 110, Z. 14 v. o. l. seiner st. seinen.
S. 121, Z. 13 v. o. l. Weisung st. Weise.
S. 129, Z. 2 v. o. l. verloren st. verlernt.
S. 289, Z. 3 v. o. l. schienen st. scheinen.
S. 361, Z. 11 v. o. l. der st. den.

Erstes Kapitel.

Die Jugendjahre. (1776—1799.)

Heinrich von Kleist kam am 10. Oktober 1776 in Frankfurt an der Oder zur Welt; der größte Sprößling eines berühmten alten Geschlechts, das dem preußischen Staat manchen tüchtigen Krieger und Beamten, der deutschen Nation schon einen liebenswürdigen und gefeierten Dichter geschenkt hatte.

Heinrichs Vater war Offizier, gleich den Meisten seines Namens; als ihm dieser Sohn geboren ward, stand er beim Regiment Herzog Leopold von Braunschweig in Garnison. Dies ist Alles, was wir von des Vaters Leben wissen. Heinrich verlor beide Eltern früh, und wie sie auf seine Erziehung und Entwicklung eingewirkt haben, davon hat uns weder Aufzeichnung noch Tradition auch nur das Mindeste erhalten. Ja der Sohn hat sie auch in seinen Briefen nie und nirgends erwähnt, nur daß er ein einziges Mal in einem leidenschaftlichen Moment den Geist seiner Mutter citirt, deren weiches Gemüth in ihm fortgelebt haben mag: er hatte (in spätern Tagen) einen Freund, so scheint es, bitter gekränkt, aber beim Scheiden kam „die ganze Empfindung seiner Mutter über ihn und machte ihn wieder gut" *).

---

*) S. Eduard v. Bülow, Heinrich von Kleist's Leben und Briefe, S. 244. Der Freund war Rühle.

Große Verhältnisse waren es nicht, die die Wiege und die Jugendzeit unseres Dichters umgaben. Die Familie gehörte nur durch den Glanz ihres Namens zu den ersten des Landes: sie war nicht reich, und einen glänzenden Aufwand hat sie ohne Zweifel nicht gemacht. Auch war Frankfurt nicht der Ort, der zu großer Entfaltung äußern Glanzes aufgefordert hätte. Die Stadt, heute die dritte der Mark Brandenburg und von etwa 33,000 Seelen bewohnt, wird damals schwerlich über 10,000 Einwohner gezählt haben*); der siebenjährige Krieg hatte sie mit ungeheuren Leiden heimgesucht, und wie langsam sie sich erholte, ist aus den Annalen ihrer Geschichte deutlich zu entnehmen. Frankfurt hatte nichts als seine Universität und seinen Meßhandel; jene vermochte nie zu einer hervorragenden Blüthe zu gelangen, dieser schwang sich unter Friedrich dem Großen nur langsam wieder auf, erst unter den Nachfolgern wuchs er rasch und gedeihlich in die Höhe.

Für den Knaben mochte immerhin der Meßverkehr, der alljährlich dreimal die todte Stadt mit geräuschvoller Geschäftigkeit, fremdartigen Thieren und Menschen und malerischem Gewirr erfüllte, voll Reiz und voll Eindruck sein. Auch die Umgebungen konnten auf ein Gemüth wie seins, das von früh auf sich in schwärmerischen Wendungen verrieth, nicht ohne belebende Wirkung bleiben: die Anmuth der Höhen, die dunkle Lieblichkeit der Wälder, die Majestät des oft übermüthigen Stroms, dessen wildester Ausbruch in die Jahre seiner Kindheit fiel**), die stattlichen Weinberge im Südwesten der Stadt, die

*) 1750 zählte man 9470 Seelen; 1810 11,969, also nur 2499 mehr. Erst seitdem wuchs die Bevölkerung in einem gesunderen Verhältniß an, und 1828 war sie auf 20,280 Seelen gestiegen. Vgl. „Geschichte der Stadt Frankfurt an der Oder nebst topographisch-statistischen Bemerkungen, von F. W. G. Sachse. Frankfurt a. O. 1830".

**) 1785 erfolgte die große Oder-Ueberschwemmung, bei welcher der Herzog Leopold von Braunschweig, der Neffe Friedrichs des Großen, den Tod fand.

noch heute zum Theil dem mißgünstigen Zeitgeist widerstehen und deren Wein, so scheint es, besser war als sein Ruf. Freilich innerhalb der Mauern des alten Frankfurt war weit mehr dafür gesorgt, die ahnungsvolle Dumpfheit kindlicher Gefühle zu nähren, als das junge Auge durch heitere Eindrücke zu bilden. Damals hatte die Stadt ihr mittelalterliches Gewand noch nicht abgelegt; die geselligen Promenaden und Alleen, die offnen Vorstädte, die freien Plätze von heute existirten noch nicht; finstere Thore, Stadtgräben und Mauern engten die Stadt, die sich ehemals schwerbezwinglicher Festigkeit hatte rühmen dürfen, auf die Grenzen früherer Jahrhunderte ein, und wo man heute (in der Gubener Vorstadt) in einem freundlichen „Park" unter Linden lustwandelt, brachten die guten Frankfurter damals noch ihre Todten zur Ruhe, um sich nach alter Sitte die reine Luft zu verderben. Von seinem Fenster aus hatte der junge Heinrich (er war in dem elterlichen Hause in der Oderstraße geboren, dem jetzigen Gasthof zum „Prinzen von Preußen" neben der Post) den ganzen wunderlichen Bau der Marienkirche *) unmittelbar vor Augen; das zweitheilige Dach, dessen eine Hälfte einem Senkrücken, die andere einem Höcker zu vergleichen ist, den kräftigen, aber untersetzten Wuchs der Thürme, und „die höchste Brücke im Lande", wie der Volkswitz die hölzerne Brücke getauft hatte, die damals noch die beiden Thürme verband. Auch im Innern der Kirche, die noch mit Chören überladen war, kehrte der finstere Ausdruck wieder, der an der ganzen Umgürtung der Stadt wie an den verengten Plätzen klebte. Um so unruhiger mochte der Knabe in die freie Luft hinausstreben und in den lockenden Fernen der Landschaft ungebunden herumschweifen. Nur scheint es ihm zu sehr an der Anleitung gefehlt zu haben, sich nach kindlicher Art mit der Natur im Kleinen zu befreunden. Denn später, als er 22 Jahre alt sich vom Soldatenstande losriß, klagte er, „daß in seiner früheren Jugend die

*) Wegen ihrer Lage am Fluß auch die Ober-Kirche genannt.

Cultur des Sinnes für die Natur und ihre Erscheinungen durchaus vernachlässigt geblieben sei, und er in dieser Hinsicht bis jetzt nichts könne, als mit Erstaunen und Verwunderung an ihre Phänomene denken". Indessen mag er bei dieser Klage mehr an die physikalische Erkenntniß der Natur als an die Weckung des Natursinnes überhaupt gedacht haben.

Heiter und gut sollen ihm die ersten Jahre im Kreise seiner Geschwister vergangen sein. Ein zweiter Sohn, Leopold, wurde nach ihm geboren; von den fünf Schwestern waren ein Paar jünger als er; wir wissen nur, daß er sich an die Schwester Ulrike früh mit ganz besonderer Innigkeit und Freundschaft anschloß und daß ihn keine so sehr liebte und in seinem Umgang lebte, wie sie. Ulrike war, wie es scheint, die einzige, deren Seele der seinigen verwandt war. Ein abenteuerlicher Zug, romantische Neigungen und Bedürfnisse näherten sie seiner feurigen exaltirten Art, die bei den andern Geschwistern nur selten ein Echo mag gefunden haben.

Seine erste Erziehung erhielt er in Gemeinschaft mit einem Vetter, unglücklicher Weise einem Knaben von der unseligsten Gemüthsart. Man hatte den beiden Kameraden einen Hauslehrer gegeben, einen jungen Mann, der in Frankfurt studirt und das Vertrauen der Kleist'schen Familie gewonnen hatte. Seine Zöglinge hingen beide zärtlich an ihm, und er war ihnen offenbar Lehrer und Freund zugleich. Aber er hatte eine schwere Aufgabe, die herbe Verschiedenheit ihrer Naturen und Anlagen auszugleichen. Heinrich verrieth von Anbeginn einen nicht zu dämpfenden Feuergeist, der auch bei geringfügigen Anlässen der Exaltation anheimfiel; damals noch offen, naiv und anspruchslos, bewunderungswürdig schnell und unverdrossen, wo es aufzufassen und zu lernen galt, mit seinen Aufgaben spielend und immer ungeduldig, zu neuen Gegenständen des Unterrichts fortzuschreiten. Um so stiller, langsamer und schwerfälliger war der Vetter, dem aller Lerneifer und alle Ausdauer des Fleißes nicht half, mit dem Voraneilenden gleichen Schritt zu halten. Vergebens be-

mühte sich der Lehrer, den Eifer des Einen zu zügeln und das gekränkte Gemüth des Andern durch die Sparsamkeit der Lobsprüche, die Heinrich erhielt, zu schonen. Der Abstand der geistigen Kräfte und Fortschritte fiel dem armen Vetter immer schwerer auf's Herz, und da er zum Tiefsinn und zur Schwermuth geneigt war, kam er bald dahin, sich überaus unglücklich und zu allem Elend dieser Welt bestimmt zu fühlen. Es wird uns erzählt, wie er sich oft nach beendigten Lehrstunden weinend und schluchzend an die Brust des Lehrers warf und klagte, warum denn gerade ihn die Natur so karg behandelt habe, da er doch so eifrig sei, zu lernen? „Warum wird nur mir Alles so schwer, während dem Vetter Heinrich das Schwierigste leicht fällt?"

Der Unglückliche ward jung das Opfer dieser unverbesserlich melancholischen Gemüthsart. Nachdem er Frankfurt verlassen und als Zögling der Militärakademie, dann als Offizier mit neuen Bedrängnissen gekämpft hatte, gab er sich zuletzt selbst den Tod. Und in der That scheint die frühe Verfinsterung seiner Seele verwandte Saiten bei Heinrich von Kleist geweckt zu haben. Wenigstens hat man später wissen wollen, daß die beiden Kameraden, die sich persönlich niemals wiedersahen, schriftlich einmal die Abrede getroffen hätten, beide eines freiwilligen Todes zu sterben.

Der Tod der Eltern war, wie es scheint, der Anlaß, daß Kleist im elften Lebensjahre, 1787, nach Berlin geschickt und dort dem Prediger Catel zur weitern Ausbildung anvertraut ward. Die Schwester seiner Mutter, Frau von Massow, hatte die verwaisten Kinder um sich versammelt und führte den Haushalt fort; indessen war es doch gerathen erschienen, den heranwachsenden Heinrich in männlicher Obhut zu erhalten.

Ueber die nächsten fünf Jahre sind wir nun ohne alle Kunde; wir dürfen nur vermuthen, daß er sie in Berlin verlebte, und nur einer zufälligen Notiz entnehmen wir, daß er

1792 in die preußische Armee eintrat *). Im Februar 1795 finden wir ihn, noch als Junker, im Nassauischen wieder, gerade in Marschbereitschaft, um den Rheinfeldzug mitzumachen. Ein Brief an seine Schwester Ulrike aus diesen Tagen zeigt uns den achtzehnjährigen Krieger noch in der ganzen schwerfälligen Liebenswürdigkeit eines wohlerzogenen Junkers aus der Provinz; der umständlichen Ausdrucksweise fehlt es nicht an Provincialismen, die „gnädige Tante" wird nur mit einem gewissen kühlen Respect erwähnt, und selbst die herzliche Zuneigung zu der Schwester weiß sich nur in gequälten Wendungen auszusprechen. Ulrike hatte ihm eine Weste gestrickt; dafür dankt er ihr in folgenden Worten: „Ein Geschenk mit so außerordentlicher Aufopferung von Seiten der Geberin verknüpft, als Deine für mich gestrickte Weste, macht natürlich auf das Herz des Empfängers einen außerordentlichen Eindruck. Du schlägst jede Schlittenfahrt, jede Maskerade, jeden Ball, jede Comödie aus, um, wie Du sagst, Zeit zu gewinnen, für Deinen Bruder zu arbeiten; Du zwingst Dir eine Gleichgültigkeit gegen die für Dich sonst so reizbaren Freuden der Stadt ab, um Dir das einfache Vergnügen zu gewähren, Deinen Bruder Dir zu verbinden. Erlaube mir, daß ich hierin sehr viel finde; mehr als gewöhnlich dergleichen Geschenke an wahrem innern Werth in sich enthalten. Gewöhnlich denkt sich der Geber so wenig bei der Gabe, als der Empfänger bei dem Danke; gewöhnlich vernichtet die Art zu geben, was die Gabe selbst vielleicht gut gemacht haben würde. Aber Dein Geschenk heischt einen ganz eignen Dank. Irre ich nicht, so hältst Du den Dank für überflüssig, für gleichgültig, oder eigentlich für geschmacklos. Auch hast Du in gewisser

---

*) Als Student in Frankfurt beklagte er später, in einem Brief an seine Schwester Ulrike (Koberstein, Kleist's Briefe an Ulrike, S. 17), den „Verlust von sieben kostbaren Jahren, die er dem Soldatenstande widmete, von sieben unwiederbringlich verlornen Jahren". 1799 hatte er diesen Stand wieder aufgegeben: er muß also 1792 Soldat geworden sein.

Rücksicht Recht, wenn Du von jener Empfindung sprichst, die in dem Munde einer gewissen Art von Menschen weiter nichts als der Klang einer hohlen Schelle ist. Was mich dahin leitet, Dir zu danken, ist aber eine sehr natürliche Empfindung, ist blos Folge Deines glücklich gewählten Geschenkes . . ." Er war um so mehr gerührt, als der mühsame junge Schriftsteller Jahre lang gegen sie geschwiegen hatte. Er hatte jetzt auch nicht Zeit, die andern Briefe von Hause zu beantworten, da „einige nicht unwichtige Geschäfte ihn so ziemlich in Bewegung hielten"; der Abmarsch nach Westphalen stand vor der Thür, von da aus hoffte er die Nachricht von seinem Avancement abschicken zu können, denn er war noch nicht Offizier. Nach kriegerischen Thaten aber verlangte ihn wenig: „Gebe uns der Himmel nur Frieden", schreibt er, „um die Zeit, die wir hier so unmoralisch tödten, mit menschenfreundlichen Thaten bezahlen zu können!" *)

Der Feldzug brachte ihm wenigstens das erhoffte Avancement: noch in demselben Jahre, 1795, kam er als Fähnbrich nach Potsdam. Er stellte sich hier, wie Bülow erzählt, als ein

*) Auch ein Gedichtchen aus dieser Junkerzeit ist uns noch erhalten (abgedruckt in der Jul. Schmidt'schen Ausgabe der Werke, III, 355), das dieselbe friedfertige Stimmung in jugendlichen Tönen ausspricht. „Der höhere Frieden" ist es betitelt, und lautet:

Wenn sich auf des Krieges Donnerwagen
Menschen waffnen auf der Zwietracht Ruf,
Menschen, die im Busen Herzen tragen,
Herzen, die der Gott der Liebe schuf:

Denk' ich, können sie doch mir nichts rauben,
Nicht den Frieden, der sich selbst bewährt,
Nicht die Unschuld, nicht an Gott den Glauben,
Der dem Hasse wie dem Schrecken wehrt.

Nicht des Ahorns dunkelm Schatten wehren,
Daß er mich im Waizenfeld erquickt,
Und das Lied der Nachtigall nicht stören,
Die den stillen Busen mir entzückt.

eleganter, lebensfrischer junger Mann dar, mit einem ganz besondern, aber auch ganz unausgebildeten Talent zur Musik begabt: ohne Noten zu kennen, komponirte er Tänze, sang augenblicklich Alles nach, was er hörte, und spielte in einer von Offizieren zusammengesetzten Musikbande die Klarinette; bis er sich denn auch einmal Arrest wegen einer Vernachlässigung im Dienste zuzog, die er der Musik zu Liebe begangen hatte. Indessen war es nicht das, was ihn den einförmigen Beschäftigungen des Dienstes feindlich und feindlicher machte. Ein unbezwinglicher Trieb erfaßte ihn, seine Fähigkeiten, die man so früh erkannt und die ihm ohne Zweifel auch sein eignes Bewußtsein verrathen hatte, in einem geistigen Dasein zu entfalten. Er war offenbar ohne Neigung und ohne Plan, nur dem Wunsch und dem Herkommen seiner Familie zu Liebe, in die Armee getreten *). Der sechzehnjährige Jüngling, in engen Verhältnissen aufgewachsen, hatte den adeligen Traditionen, die ihn umgaben, noch kein festes Bewußtsein seiner innern Bedürfnisse entgegenzustellen vermocht. Jetzt, nach beendigtem Krieg, lehrten ihn seine Potsdamer Friedensjahre den Soldatenstand gering achten und die Ausbildung seines Geistes über Alles setzen. Es erging ihm nicht anders, als es einst in ähnlicher Lage dem ältern Kleist, dem Christian Ewald, ergangen war. Sein ernsthafter, nach innen gekehrter Geist ging über die poetische Grundbestimmung seiner Seele noch ahnungslos hinweg und sah nur nach dem ehrwürdigen Antlitz der Wissenschaft, die ihn aus seiner militärischen Knechtschaft und aus seiner Unwissenheit erlösen sollte. Mit leidenschaftlicher Energie warf sich der junge Fähndrich dieser neuen Schutzgöttin in die Arme. Er war schon in Potsdam im zweiten Jahre seines Aufenthalts mehr Student als Soldat **); und, obwohl er sich der Leitung eines wackeren Gelehrten, des Conrectors Bauer, bediente, doch im Wesentlichen auf seine

*) Vgl. die oben citirte Stelle in den Briefen an Ulrike S. 17.

**) Vgl. darüber sein eignes Bekenntniß bei Bülow S. 96.

eigene Faust. Er suchte zunächst die griechische und die lateinische Sprache zu erlernen; vor Allem aber ergab er sich der Mathematik und der Philosophie, als „den beiden Grundfesten alles Wissens": denn noch nahm die Mathematik, nach zweihundertjähriger Tradition, bei der Masse der deutschen Gelehrten diese vornehme und unerschütterliche Stellung ein.

Ein Herzensverhältniß kam hinzu, ihn vollends den Studien in die Arme zu werfen. Ein junges adeliges Fräulein gewann ihm die ersten ernsten Empfindungen ab, und aus gegenseitiger Zuneigung entsprang, so scheint es *), ein zärtliches Einverständniß, das aber — wir wissen nicht wie — ein plötzliches Ende nahm. Kleist vernachlässigte fortan sein Aeußeres und zog sich von den Menschen zurück; der Schmerz über den Verlust trieb ihn nur um so stärker an, in der Philosophie eine Trösterin zu suchen. Dagegen findet sich keine Spur, daß dieses Leid auch den Trieb zu poetischer Klage und poetischer Selbstbefreiung in ihm geweckt hätte.

Im Herbst 1798 scheint die große Wandlung in ihm erfolgt zu sein; denn Mitte März des folgenden Jahres hatte er, wie er selber schreibt **), sich schon ein halbes Jahr lang mit der Philosophie beschäftigt. Der Mathematik hatte er sich seit zwei Jahren gewidmet; aber er schritt nur langsam vorwärts, viel zu langsam für seine Ungeduld. Sein einst so leichtfüßiger Verstand hatte, nach so langer Entwöhnung von schulmäßiger Disciplin, mit den schmerzlichsten Hindernissen zu kämpfen; in jenen zwei Jahren war er in der Mathematik nur bis zur Vollendung der gemischten Arithmetik, mit Einschluß der Lehre von den geometrischen Reihen und Einigem von der Geometrie, im philosophischen Studium nicht ganz bis zur Vollendung der reinen Logik gekommen. Er durfte sich zwar sagen, daß er das

*) Nach Bülow's kurzer Notiz S. 7, der einzigen, die wir über das Verhältniß haben.

**) Bülow S. 97.

auch wisse, was er betrieben habe, daß er nicht blos „über fremder Herren Länder gewandelt sei"; aber er mußte einsehen, daß es unmöglich war, auf diesem Wege zu seinem Ziele zu gelangen. Denn dieses Ziel stand ihm fest. Schon im Anfang des Jahres 1798, noch ehe die Philosophie ihn gleichsam bei den Haaren ergriffen hatte, war ihm der Gedanke gekommen, sich unmittelbar an den König zu wenden und ihm in einem Brief auseinanderzusetzen, warum er wünschen müsse, die Armee zu verlassen*); er schrieb auch den Brief, aber er wagte nicht, ihn abzuschicken, weil, wie er selber fühlte, die Darstellung so fehlerhaft wie unvollständig und die Sprache nicht besonders geschickt war, zu überzeugen und einzunehmen. Aber hinfort fesselte ihn nichts mehr in Potsdam, als das Studium der reinen Mathematik, das er dort unter Anleitung seines Lehrers zu beendigen wünschte; und ein Zufall war für ihn entscheidend, auch diesen Wunsch über Bord und alle Fesseln auf einmal abzuwerfen.

Kleist studirte**) die Wissenschaft gesellschaftlich mit einem jüngern Freunde vom Regiment. Sie hatten bei ihrem Lehrer Bauer den Unterricht in der Geometrie angefangen, und, um schneller fortzurücken, die Einrichtung getroffen, daß sie sich zu jeder Stunde vorbereiteten und in den Stunden selbst, ohne weiteren Vortrag des Lehrers, abwechselnd der Reihe nach die Lehrsätze bewiesen, so daß dem Lehrer nur übrig blieb zu beurtheilen, ob sie die Resultate richtig gefaßt hätten. Schon diese Einrichtung war nicht viel mehr als eigenes Studium. Eines Tages kamen sie zu dem Beweise, daß auch irrationale Verhältnisse der Linien wie rational angesehen werden können, weil das Maß jeder Linie kleiner als jede denkbare Größe ist. Der Beweis war (nach Kästner) indirekt und so weitläufig geführt,

---

*) Bülow S. 95.

**) Wir folgen hier seiner eigenen Erzählung, bei Bülow S. 98 f.

daß Kleist bei einiger Uebereilung den Schlüssen nicht folgen konnte; er erschien unvorbereitet in der Stunde und war außer Stande, den Beweis (da ihn diesmal die Reihe traf) zu führen. Der Lehrer demonstrirte ihn ihm; aber was Kleist nicht verstehen konnte, wenn er es las, verstand er noch weit weniger, wenn er es hörte. Kurz, er begriff — während er bei jeder Frage heiße Tropfen schwitzte — zum zweiten und dritten Male nicht, was der Lehrer bewies, und er empfand es wie eine Schande, daß sein Freund nun an seiner Statt sich der Aufgabe mit glücklicher Leichtigkeit entledigte. Nun stand es ihm fest, daß es ein Irrthum sei, wenn er in der Anleitung des Lehrers eine Erleichterung, eine unerläßliche Hülfe zu haben meinte. Er eilte nach Hause, las, verstand, führte Beweis, und war in zwei Tagen in Frankfurt, um keinen Augenblick mehr die Erfüllung seines Entschlusses, den Uebertritt zur wissenschaftlichen Laufbahn, hinauszuschieben.

Daheim bei dem Vormund und der Familie fand er freilich einen hartnäckigen, engherzigen Widerstand. Es mißfiel ihnen allen, daß er sich noch so spät emancipiren und von den Traditionen des Hauses abfallen wollte; man setzte seinen Entwürfen nichts als die hausbackensten Einwendungen entgegen und hatte kein Verständniß dafür, was er eigentlich wollte. Waren nicht der Vater, der Großvater und so weiter hinauf, die Vater- und Mutterbrüder alle des Königs Offiziere gewesen? Wo fand er besser und zuverlässiger das tägliche Brod; wo konnte er mit gleichem Recht Beförderung hoffen? Dem allen hatte er nun freilich, wenn er sein ganzes Herz nicht aufzuschließen vermochte, Gründe von gleicher Solidität nicht entgegenzusetzen. Und er fühlte, daß er sich ihnen nicht völlig verrathen konnte, weil eine wirkliche Verständigung unmöglich war; was wußte man in der Oberstraße in Frankfurt von harmonischer Ausbildung des innern Menschen? In der That, aus allen seinen Briefen sehen wir, wie liebevoll er an den Seinigen hing, aber wie klein und dürftig ihre Anschauungen waren und wie sehr er sich schon gewöhnt

hatte, ihnen seine inneren Bedrängnisse zu verschweigen. Nur die einzige Ulrike kam ihm mit vertrauensvollem Glauben an seine Pläne entgegen, weil sie wenigstens ahnte, wohinaus er wollte; allen Andern war er ein eigensinniges Räthsel, und der Vormund, so scheint es, war den geistigen Bedürfnissen und der Leitung dieses „Feuergeistes" am allerwenigsten gewachsen.

Kleist hat in einem Brief an den einzigen Vertrauten, den er hatte, diese Kämpfe mit der Familie anschaulich geschildert. „Man machte mir Einwürfe", schreibt er, „fragte mich, welche Brodwissenschaft ich ergreifen wolle; denn daß dies meine Absicht sein müsse, fiel Niemanden ein zu bezweifeln. Ich stockte. Man ließ mir die Wahl zwischen Jurisprudenz und der Cameralwissenschaft. Ich zeigte mich derselben nicht abgeneigt, ohne mich jedoch zu bestimmen. Man fragte mich, ob ich auf Connexionen bei Hofe rechnen könne? Ich verneinte anfänglich etwas verlegen, aber erklärte darauf, um so viel stolzer, daß ich, wenn ich auch Connexionen hätte, mich nach meinen jetzigen Begriffen schämen müßte, darauf zu rechnen. Man lächelte, ich fühlte, daß ich mich übereilt hatte. Solche Wahrheiten muß man sich hüten, auszusprechen. Man fing nun an, nach und nach zu zweifeln, daß die Ausführung meines Planes rathsam sei. Man sagte, ich sei zu alt, zu studiren. Darüber lächelte ich im Innern, weil ich mein Schicksal voraussah, einst als Schüler zu sterben, und wenn ich auch als Greis in die Gruft führe. Man stellte mir mein geringes Vermögen vor, man zeigte mir die zweifelhafte Aussicht auf Brod auf meinem neuen Lebenswege, die gewisse Aussicht auf dem alten. Man malte mir mein bevorstehendes Schicksal, jahrelang eine trockene Wissenschaft zu studiren, jahrelang und ohne Brod mich als Referendar mit trockenen Beschäftigungen zu quälen, und endlich ein kümmerliches Brod zu erwerben, mit so barocken Farben aus, daß, wenn es mir, wenn auch nur im Traume hätte einfallen können, meine jetzige, in vieler Hinsicht günstige Lage darum mit diesem Lebensplane zu vertauschen, ich mich den unsinnigsten Thoren hätte schelten müssen, der mir je erschienen

wäre. Aber alle diese Einwürfe trafen meinen Entschluß nicht. Nicht aus Unzufriedenheit mit meiner bessern Lage, nicht aus Mangel an Brod, nicht aus Speculation auf Brod; — sondern aus Neigung zu den Wissenschaften, aus dem eifrigen Bestreben nach einer Bildung, welche, nach meiner Ueberzeugung, in dem Militärstande nicht zu erlangen ist, verlasse ich denselben".

Nur eine Zuflucht für sein Vertrauen war ihm, außer der Schwester Ulrike, noch geblieben: der Lehrer seiner ersten Jugend, der nun in seiner Vaterstadt als Geistlicher angestellt war. Heinrich suchte ihn auf und eröffnete ihm seinen Entschluß. Der väterliche Freund äußerte zwar eine herzliche Theilnahme, aber er hütete sich ebenso sehr, den Entschluß zu befestigen, wie ihn zu erschüttern; er that nichts, als den Jüngling zu einer neuen strengen Prüfung desselben aufzufordern. Kleist kehrte nach Potsdam zurück, um sein Vorhaben nun ohne weiteres Säumen ins Werk zu setzen; denn der neuen Prüfung schien es ihm nicht mehr zu bedürfen. Er forderte seinen Abschied. Sein Chef, der General von Rüchel, der Anfangs seinen Unwillen über die philosophischen Studien des jungen Fähndrichs kundgegeben hatte, suchte ihn jetzt, da es ihm doch schmeichelte, unter seinem Befehle gebildete Offiziere zu haben, beim Soldatenstande festzuhalten; aber Kleist fuhr fort, sich um seine Entlassung zu bemühen *), und während er auf den Abschied wartete, schrieb er dem ehemaligen Lehrer (am 18. und 19. März 1799) von Potsdam aus einen langen, vertrauensvollen Brief, um ihm seine Lage und seine Gründe vollständig darzulegen.

---

*) So erzählt Bülow. Tieck schreibt: „Der König, welcher viel Gnade für ihn hatte, wollte ihm, damit er studiren könne, einen unbestimmten Urlaub bewilligen, worauf er nachher wieder in das Regiment eintreten solle. Kleist aber, höchst ungeduldig, und in der Ueberzeugung, nur als ganz freier Mensch könne er sich und den Wissenschaften genügen, bat noch einmal um den Abschied, und erhielt ihn". Indessen war Tieck noch in vielen Punkten ungenauer unterrichtet als Bülow, der von der besondern Huld des Königs nichts erwähnt.

Dieser Brief zeigt uns den ganzen Verfasser; seinen Bildungsstand, seine voll Zuversicht und Freudigkeit auffliegende Seele, sein noch offenes unverbittertes Gemüth. Er war längst der kleine Junker aus der Provinz nicht mehr, der seine Gedanken so mühsam mit der Feder gedrechselt hatte; er hatte seitdem fleißig an seinen Empfindungen gearbeitet, seine Schriftsteller studirt, und sich mit der „reinen Logik" in seiner ernsten, gründlichen Art wie mit einer Herzenssache herumgeschlagen. Der Brief ist offenbar ein Exercitium, eine absichtliche Anwendung der neu gewonnenen Bildung, ein üppiges Blühen und Grünen der jungen Logik; aber die Reflexionen, so sehr sie auch noch mit jugendlicher Ausmalung von Gemeinplätzen untermischt sind, verrathen doch den strengen und ernsten Geist, der sich entschlossen von seinen Fesseln befreit, und in allem Wesentlichen hatte er Recht. Nur um die eine Frage konnte der Streit sich drehen: ob er ein Recht habe, nach seinem Sinne glücklich sein zu wollen, oder nicht? Denn aus dem Wunsche, glücklich zu sein — das gestand er sich und dem Freunde offen — floß sein Entschluß zunächst; dieser eine Beweggrund faßte, im richtigen Sinne genommen, alle anderen in sich. Aber sein Begriff von Glück sollte der höchste und der edelste sein. Der Zeitgeist war auch in die einsame Zelle des jungen Offiziers gedrungen, und mit den streitenden Systemen der Moral hatte er sich in seiner Weise abzufinden gesucht. Unaufhörlich übte er sich darin, „das wahre Glück von allen äußern Umständen zu trennen und es nur als Belohnung und Ermunterung an die Tugend zu knüpfen"; da erschien es ihm „in schönerer Gestalt und auf sicherem Boden".

„Zwar — fährt er hier in dem Briefe an den Freund fort — wenn ich so das Glück als Belohnung der Tugend aufstelle, denke ich mir das erste als Zweck und das andere nur als Mittel. Dabei fühle ich aber, daß in diesem Sinne die Tugend nicht in ihrer höchsten Würde erscheint, ohne jedoch angeben zu können, wie das Mißverhältniß in der Vorstellung zu

ändern sei. Es ist möglich, daß es das Eigenthum einiger weniger schönen Seelen ist: die Tugend allein um der Tugend willen zu lieben. Aber mein Herz sagt mir, daß auch die Erwartung und Hoffnung auf ein sinnliches Glück und die Aussicht auf tugendhafte, wenn gleich nicht mehr so reine Freude, nicht strafbar und verbrecherisch sei. Wenn Eigennutz dabei zu Grunde liegt, ist es der edelste, der sich denken läßt, der Eigennutz der Tugend selbst. Und dann dienen und unterstützen sich diese beiden Gottheiten so wechselseitig, das Glück als Ermunterung zur Tugend, die Tugend als Weg zum Glück, daß es von Menschen wohl erlaubt sein kann, sie neben einander und in einander zu denken. Es ist kein besserer Sporn zur Tugend möglich, als die Aussicht auf ein wahres Glück, und kein schönerer und edlerer Weg zum Glück denkbar, als der Weg zur Tugend".

Die Idee der Tugend kann er sich nicht hoch und rein genug auferbauen. Er strebt sie ganz zu umfassen und zu durchdringen; aber er verhehlt sich doch seine jugendliche Ohnmacht nicht. „Sie hören mich — schreibt er weiter — so viel und lebhaft von der Tugend reden. — — Lieber! Ich schäme mich nicht zu gestehen, was Sie befürchten: daß ich nicht deutlich weiß, wovon ich rede, und tröste mich mit unsern Philistern, die unter eben diesen Umständen von Gott reden. Sie erscheint mir nur wie ein hohes, erhabenes, unnennbares Etwas, für das ich vergebens ein Wort suche, um es durch die Sprache, vergebens eine Gestalt, um es durch einen Blick auszudrücken. Und dennoch strebe ich diesem unbegriffenen Dinge mit der innigsten Innigkeit entgegen, als stünde es klar und deutlich vor meiner Seele. Alles, was ich davon weiß, ist, daß es der unvollkommenen Vorstellungen, deren ich jetzt nur fähig bin, gewiß auch enthalten wird; aber ich ahne noch etwas Höheres, und das ist es wohl eigentlich, was ich nicht ausdrücken und formen kann".

Er getraute sich, unter allen Umständen glücklich, wenigstens

nicht unglücklich, zu werden: denn sein Glück sollte von idealem Gehalt erfüllt sein. „Ich nenne Glück nur die vollen und überschwenglichen Genüsse, die — um es Ihnen mit einem Zuge darzustellen — in dem erfreulichen Anschauen der moralischen Schönheit unseres eigenen Wesens liegen. Diese Genüsse, die Zufriedenheit unsrer selbst, das Bewußtsein guter Handlungen, das Gefühl unserer durch alle Augenblicke unsers Lebens, vielleicht gegen tausend Anfechtungen und Verführungen standhaft behaupteten Würde sind fähig, unter allen äußern Umständen des Lebens, selbst unter den scheinbar traurigsten, ein sicheres, tiefgefühltes, unzerstörbares Glück zu gründen".

„Ein Traum", ruft er schließlich mit glühendem Verweilen bei dieser Alles entscheidenden Frage aus, „ein Traum kann diese Sehnsucht nach Glück nicht sein, die von der Gottheit selbst so unauslöschlich in unsere Seele verwickelt ist und durch welche sie unverkennbar auf ein für uns mögliches Glück hindeutet. Glücklich zu sein ist ja der erste aller unserer Wünsche, der laut und lebendig aus jeder Ader und jeder Nerve unseres Wesens spricht, der uns durch den ganzen Lauf unsres Lebens begleitet, der schon dunkel in den ersten kindischen Gedanken unserer Seele lag, und den wir endlich als Greise mit in die Gruft nehmen werden".

Es ist ein wunderliches Gefühl, den Jüngling, aus dem der unglücklichste aller Menschen ward, hier so beredt und vorahnend genußvoll vom Glücke reden zu hören. Und in diesen Betrachtungen spinnt er sich noch weiter fort; alte und neue Sätze der Moralphilosophie fallen ihm ein und müssen ihm seine eigenen Glücksgedanken ausmalen helfen. Wenn er sich „bei der Sinnlichkeit der Jugend nicht entbrechen kann, neben den Genüssen des ersten und höchsten innern Glücks sich auch die Genüsse des äußern zu wünschen", so will er wenigstens „in diesen Wünschen so bescheiden und genügsam sein, wie es einem Schüler der Weisheit ansteht". Und auf diese seine Begriffe von Glück und Unglück gründet sich nun zuerst und zunächst der

Entschluß, „den Mittelpfad zu verlieren“, d. h. die gewöhnliche Laufbahn von Seinesgleichen für eine höhere zu opfern.

„Durch eben diese Betrachtungen“, fährt er fort, „wurde mir der Soldatenstand, dem ich nie von Herzen zugethan gewesen, weil er etwas durchaus Ungleichartiges mit meinem ganzen Wesen in sich trägt, so verhaßt, daß es mir nach und nach lästig wurde, zu seinem Zwecke mitwirken zu müssen. Die größten Muster militärischer Disciplin, die der Gegenstand des Erstaunens aller Kenner waren, wurden der Gegenstand meiner herzlichsten Verachtung; die Officiere hielt ich für so viele Exerciermeister, die Soldaten für so viele Sclaven, und wenn das ganze Regiment seine Künste machte, schien es mir als ein lebendiges Monument der Tyrannei. Dazu kam noch, daß ich den üblen Eindruck, den meine Lage auf meinen Charakter machte, lebhaft zu fühlen anfing. Ich war oft gezwungen zu strafen, wo ich gern verziehen hätte, oder verzieh, wo ich hätte strafen sollen, und in beiden Fällen hielt ich mich selbst für strafbar. In solchen Augenblicken mußte natürlich der Wunsch in mir entstehen, einen Stand zu verlassen, in welchem ich von zwei durchaus entgegengesetzten Principien unaufhörlich gemartert wurde, immer zweifelhaft war, ob ich als Mensch oder als Officier handeln mußte; denn die Pflichten beider zu vereinen, halte ich bei dem jetzigen Zustande der Armeen für unmöglich“.

Man fühlt, wie hier mit einander die ästhetischen Stimmungen des jungen Deutschland und die politischen des jungen Frankreich anklingen. Wie jugendlich war es freilich, wenn Kleist auf den militärischen Beruf die ganze Gehässigkeit der Conflicte übertrug, die fast in jedem Berufe wiederkehren! Aber seine Abneigung gegen den Soldatenstand hatte doch auch ihre sehr ernste Seite. Dem gebildeten Manne mußte doch vor der russischen Barbarei dieses ganzen kriegerischen Wesens schaudern. Wenn er sah, wie die scheußliche Sclavenjagd der Werber die gefesselten Opfer zur Fahne schleppte, wie der Civilist jede Berührung mit dem Soldaten ängstlich und für immer vermied,

wie man den Gemeinen stieß, mit Füßen trat, bei jedem elenden Anlaß fuchtelte und entwürdigte, oder ihn durch die Spießruthen-Gasse trieb; und wie die Masse der Officiere noch immer an den rohen Sitten aus Friedrich Wilhelms I. Zeit und an der alten haarsträubenden Ungelehrtheit, an der Verachtung alles Wissens festhielt: da konnte es nicht schwer und noch weniger eine zimperliche Schwäche sein, sich mit Widerwillen gegen das entadelte Handwerk zu erfüllen.

Nicht davon zu reden, daß jedenfalls die Bildung, nach der er strebte, im Militärdienste nicht zu erlangen war, daß ihm hier nichts helfen konnte, als der Uebergang zum akademischen Studium. Er hatte denn auch seine Universität bereits gewählt. Er war entschlossen, zunächst ein Jahr lang in Frankfurt zu studiren, um dort das Studium der reinen Mathematik und der reinen Logik zu beendigen und in der lateinischen Sprache fest zu werden; daneben wollte er nur noch ein Collegium über literarische Encyklopädie hören. War erst dieser Grund gelegt, dann wünschte er nach Göttingen zu gehen und sich dort der „höheren Theologie", der Mathematik, Philosophie und Physik zu widmen.

„Welche Anwendung — setzt er hinzu — ich einst von den Kenntnissen machen werde, die ich zu sammeln hoffe, und auf welche Art und Weise ich mir das Brod, das ich für jeden Tag, und die Kleidung, die ich für jedes Jahr brauche, erwerben werde, weiß ich nicht. Mich beruhigt mein guter Wille, keine Art von Broderwerb und Arbeit zu scheuen, wenn sie nur ehrlich sind . . . Es ist möglich, daß ich einst für rathsam halte, eine Bedienung, ein Amt zu suchen, und ich hoffe und glaube auch, für diesen Fall, daß es mir dann leicht werden wird, mich für das Besondere eines Amtes zu bilden, wenn ich mich für das Allgemeine, für das Leben gebildet habe. Aber ich bezweifle diesen möglichen Schritt, weil ich die goldene Unabhängigkeit von der Herrschaft der Vernunft mich stets zu veräußern scheuen würde, wenn ich erst einmal so glücklich gewesen wäre, sie mir

wieder erworben zu haben. Diese Aeußerung ist es besonders, die ich zu verschweigen bitte, weil sie mir ohne Zweifel viele Unannehmlichkeiten von Seite meines Vormundes verursachen würde, der mir schon erklärt hat, ein Mündel müsse sich für einen festen Lebensplan, für ein festes Ziel bestimmen. Sobald ich aber nur erst meinen Abschied erhalten habe, um dessen Bewilligung ich bereits nachgesucht, werde ich freimüthig und offen zu Werke gehen".

„Ein zufälliger Umstand schützt mich vor dem tiefsten Elende, vor Hunger und Blöße in Krankheiten. Ich habe ein kleines Vermögen, das mir in dieser Rücksicht — und weil es mir manchen Vortheil für meine Bildung verschaffen kann — sehr theuer ist, und das ich mir, aus diesem Grunde, möglichst zu erhalten strebe ... In mir und durch mich vergnügt, o mein Freund! wo kann der Blitz des Schicksals mich treffen, wenn ich es fest im Innersten meiner Seele bewahre? Immer mehr erwärmt und begünstigt mein Herz den Entschluß, den ich nun um keinen Preis der Könige mehr aufgeben möchte, und meine Vernunft bekräftigt, was mein Herz sagt, und krönt es mit der Wahrheit, daß es wenigstens weise und rathsam sei, in dieser wandelbaren Zeit so wenig wie möglich an die Ordnung der Dinge zu knüpfen".

Damit schließt der Brief, diese „getreue Darstellung seines ganzen Wesens", wie Kleist ihn selber bezeichnet. „Sein Sie mein Freund", fügt er am Schlusse hinzu, „mein Freund im deutschen Sinne des Worts, so wie Sie einst mein Lehrer waren, jedoch für länger, für immer". Den Brief aber bittet er auch der Schwester Ulrike zur Lesung zu überschicken: „sie ist die Einzige von meiner Familie, der ich mich ganz anzuvertrauen schuldig bin, weil sie die Einzige ist, die mich ganz verstehen kann".

Kurze Zeit hernach hatte Kleist es durchgesetzt, seinen Abschied als Seconde-Lieutenant zu erlangen *). Als eines

*) Bülow erzählt (S. 8), Kleist habe seinen Abschied noch im

Abends jener Geistliche ein Concert in Frankfurt a. O. verließ, fühlte er sich plötzlich hinterrücks einen traulichen Schlag auf die Schulter gegeben. Er sah sich um und gewahrte den in einen weiten Reitermantel gehüllten Kleist, der ihm in größter Aufregung mittheilte, wie er nun endlich seinen Abschied erhalten habe und in Frankfurt studiren wolle. Er war, den Abschied in der Tasche, im Fluge von Berlin dahergeritten, hatte den Freund in seiner Behausung vergebens aufgesucht, um ihn von seinem Glück in Kenntniß zu setzen, und verschwand, nachdem er ihn im Concert gefunden, wieder eben so hastig, als er gekommen war *).

Zu Ostern 1799 siedelte er dann, aller Hoffnungen voll, nach seiner Vaterstadt über, um seine Universitätsstudien zu beginnen. Er war schon keiner der jüngsten Studenten mehr: im 23. Jahre stand er, in manchen Dingen fast über die Lehrzeit hinaus gereift, in andern freilich unbeholfen wie ein Anfänger, in allen aber entschlossen bald zum Meister zu werden.

Zweites Kapitel.

Die ästhetische Revolution.

Was war es, das den jungen Offizier von Kleist dem adeligen Beruf seines Geschlechts entfremdete und auf die Universität trieb? Das Verlangen nach irgend einem Fach- und

---

Jahre 1798 erlangt. Dieser Irrthum ist auffallend, da er durch eben jenen Brief an den ehemaligen Hauslehrer berichtigt wird. Denn diesem Briefe zufolge, den Kleist am 18. u. 19. März 1799 schrieb, hatte er um die Bewilligung des Abschieds erst nachgesucht.

**) Bülow S. 9.

Brodstudium war es nicht: Mathematik, Theologie, Philosophie, Physik, literarische Encyklopädie, — er gedachte das alles zu umfassen, Alles sollte ihm einem höhern Zwecke dienen, und dieser Zweck war die harmonische Ausbildung seines Ich. Das Glück, das er suchte, waren die „überschwenglichen Genüsse, die in dem erfreulichen Anschauen der moralischen Schönheit unseres eigenen Wesens liegen": mit einem kurzen Wort, der ästhetische Mensch war das Ideal, nach dem seine Entwürfe zielten.

Um die Entwicklung unseres Dichters zu verstehen, muß man die ganze ungeheure Umwälzung vor Augen haben, aus der eben damals der Geist der Zeit heraufkam. Fünfzig Jahre waren seit Göthe's Geburt verflossen; ein Vierteljahrhundert seit Göthe's Jugendwerke die neue Offenbarung verkündigt hatten, die das Leben der Nation, ja man kann sagen das Leben der Menschheit verjüngen sollte und dem deutschen Volk zum zweiten Mal den Beruf und den Ruhm erwarb, eine weltgeschichtliche Reformation aus seinem Schooße zu gebären. Luther hatte den religiösen Menschen emancipirt, er hatte für jeden Einzelnen das Recht errungen, seinen Verkehr mit den Himmlischen frei im eigenen Busen zu gestalten; Göthe emancipirte den ästhetischen Menschen und predigte durch sein Leben wie durch sein Wort, das flüchtige Erdendasein zur Unendlichkeit zu erhöhen und das zerstückelte Bild der Menschengattung im Individuum harmonisch und gereinigt wieder aufzubauen. Ueber das eherne allgemeine Gesetz der Kirche hatte Luther die freie Bildsamkeit des Gemüths gestellt, das seinen eigenen Jakobs-Ringkampf mit dem Höchsten kämpft und seine eigene Himmelsleiter aufrichtet; Göthe stellte mitten in die Satzungen des Staats und der Gesellschaft die frei aufblühende Menschengestalt hinein, die die Normen ihres Daseins in der einsamen Brust entdeckt und an dem ewigen Feuer des Schönheits-Ideales läutert. Fortan erneuerte sich für Jeden das Recht, und für Jeden die Aufgabe: in seiner Kräfte Bereich das individuelle Leben mit dem Begriff der Gattung zu

erfüllen. Das enge, auf Seitenpfaden dahintappende, durch die Gesetze der Mehrheit geknechtete Einzeldasein war fortan zu unendlicher Erweiterung, zu freier Schöpfung seines höchsten Inhalts, zum Mitgenuß der ganzen menschheitlichen Fortentwicklung berufen; die Sklaverei der Pflicht, den Schweiß der Arbeit sollte nun das Allen gemeinsame Priesterthum der Schönheit adeln, und in der errungenen Harmonie des Ich mit dem unendlichen Ideal sollte Jeder das Gefühl der Unsterblichkeit genießen.

Vielleicht auf Jahrhunderte hinaus hat diese große friedliche Revolution unserer Entwicklung ihre Richtung gegeben. Wir arbeiten Alle, bewußt oder unbewußt, unter den verschiedensten Fahnen und Parolen, daran, dem Individuum die ganze Erde zu unterwerfen; das Individuum für die große Aufgabe der Menschheit in einem großen Sinne zu erziehen und mit dem Inhalt des menschlichen Daseins nach allen Richtungen zu erfüllen. Nur daß wir ihm noch die Geschichte und den Staat als neue Erzieher gefunden haben. Der ästhetische Mensch, wie ihn Göthe und Schiller proklamirten, bedurfte noch der einen Ergänzung, die ihm der Zustand jener Zeit versagte: der Ergänzung durch den *politischen* Menschen, der mit Bewußsein der Pflicht dient, Staat und Gesellschaft in immer reineren Formen aufzubauen, und so den Gegensatz gegen ihre Ansprüche aus dem Begriff des geschlossenen, schönen Individuums aussondert. In diese Arbeit vertieft, wie wir, die lebende Generation, es sind, und im ruhigen Besitze der Ideen, die damals die Schwelle einer neuen Zeit betraten, sind wir leicht geneigt, die weltgeschichtliche Bedeutung jener Umwälzung zu unterschätzen. Aber wir verstehen sie sofort, wenn wir den ganzen Umfang der Entartung und Selbstverstümmelung ermessen, an der die Nation krank daniederlag. *Mechanisch* war das Leben des Staats, der Gesellschaft, des Individuums geworden; die Cultur gefiel sich in einer halb chinesischen Erstarrung, der Begriff des Menschen war in eine Reihe sich vererbender Schablonen auseinander

andergefallen. Wer die Nation suchte, mußte sie sich aus streng gesonderten Kasten mühsam zusammenlesen; nicht zu reden von der politischen Auflösung, die neben der socialen herging und das heilige römische Reich in viele Hunderte von Splittern und Scherben zerschlagen hatte. Mit warmer unwilliger Rethorik hat Schiller noch als besonnener Mann das Elend geschildert, gegen das sich der Geist des Jünglings so trotzig und ungestüm aufgebäumt hatte. Noch 1795 mußte er klagen*), wie selbst die vielgerühmte „Aufklärung" „die Verderbniß durch Maximen befestigte"; wie der Natur, der „die affektirte Decenz der Sitten die verzeihliche erste Stimme verweigert", in der materialistischen Sittenlehre die entscheidende letzte eingeräumt ward. „Mitten im Schooße der raffinirtesten Geselligkeit hat der Egoismus sein System gegründet, und ohne ein geselliges Herz mit herauszubringen, erfahren wir alle Ansteckungen und alle Drangsale der Gesellschaft. Unser freies Urtheil unterwerfen wir ihrer despotischen Meinung, unser Gefühl ihren bizarren Gebräuchen, unsern Willen ihren Verführungen; nur unsere Willkür behaupten wir gegen ihre heiligen Rechte . . . Nur in einer völligen Abschwörung der Empfindsamkeit glaubt man gegen ihre Verirrungen Schutz zu finden, und der Spott, der den Schwärmer oft heilsam züchtigt, lästert mit gleich wenig Schonung das edelste Gefühl". So gilt zuletzt „die Maxime des leidenden Gehorsams für die höchste Weisheit des Lebens"; „so fühlt man den Geist der Zeit zwischen Verkehrtheit und Rohigkeit, zwischen Unnatur und bloßer Natur, zwischen Superstition und moralischem Unglauben schwanken, und es ist blos das Gleichgewicht des Schlimmen, was ihm zuweilen noch Gränzen setzt".

Der Staat hatte das Seinige gethan, durch seine kunstreiche Mechanik die Zertrümmerung der menschlichen Totalität

*) In den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen; vgl. in der neuesten Ausgabe seiner Werke, XII. 14 ff.

zu vollenden. „Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchstück des Ganzen gefesselt, bildet sich der Mensch selbst nur als Bruchstück aus; ewig nur das eintönige Geräusch des Rades, das es umtreibt, im Ohre, entwickelt er nie die Harmonie seines Wesens, und anstatt die Menschheit in seiner Natur auszuprägen, wird er blos zu einem Abdruck seines Geschäfts, seiner Wissenschaft. Aber selbst der karge, fragmentarische Antheil, der die einzelnen Glieder noch an das Ganze knüpft, hängt nicht von Formen ab, die sie sich selbstthätig geben (denn wie dürfte man ihrer Freiheit ein so künstliches und lichtscheues Uhrwerk vertrauen?), sondern wird ihnen mit scrupulöser Strenge durch ein Formular vorgeschrieben, in welchem man ihre freie Einsicht gebunden hält . . . Und so wird allmählig das einzelne concrete Leben vertilgt, damit das Abstract des Ganzen sein dürftiges Dasein friste, und ewig bleibt der Staat seinen Bürgern fremd, weil ihn das Gefühl nirgends findet".

Wie sollte sich der erwachende Geist der Neuerung, der diese Verwüstung um sich her sah, wie sollte er sich und die erstarrende Cultur erretten? Auch Frankreich lag in den gleichen Banden; von Frankreich hatte ja der ganze Continent die Doctrinen und das Vorbild jener glänzenden Barbarei entlehnt. Der französische Geist, ungeduldiger, praktischer und flacher, machte es zu seiner Arbeit, die äußere Schaale zu zersprengen: die geistige Revolution in Frankreich endete damit, den ganzen Bau des Staates niederzureißen und das mechanische Gefüge der Gesellschaft aufzulösen. Der deutsche Geist nahm die Sache schwerer und tiefer, und warf sich auf die Wiedergeburt von innen heraus; ihm galt es, im Individuum die Totalität der menschlichen Natur zu erneuern, und während die äußere Ordnung der Dinge still und langsam vermorschte, stellte er in einem unsichtbaren Staat den Begriff und die Würde der Menschheit wieder her.

Eine Fülle der edelsten Kräfte hat an diesem Werk des deutschen Geistes gearbeitet; aber in Göthe's Erscheinung

sammeln sich alle die Strahlen, an denen wir den jungen Tag der neuen Reformation erkennen. Denn ihm widerstand keine der hundert Schranken, von denen die freie Bewegung der Persönlichkeit rings umhegt war; von seiner mächtig positiven Natur immer zum Aufbauen und zum Schaffen getrieben, der unermüdliche, strenge Bildner seines Selbst, blieb er nirgends beim Bekämpfen oder Zerstören stehen, und aus jedem Drang der Dinge ging er nur in höherer Harmonie, in vollendeterem Gleichmaß seines Wesens hervor, bis er auf jener Höhe stand, wo er, nach Schiller's Wort, „nur leis an dem Baum schütteln durfte, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer, zufallen zu lassen". Ihn hat man nur ganz, wenn man ihn nicht blos in dem Zauber seiner Dichtungen und seines individuellen Lebens, wenn man ihn auch in dieser heldenhaften, reformatorischen Größe vor sich sieht, vor der in der That alle seine Werke zu „Bruchstücken einer großen Confession" werden, wie er sie selbst getauft hat. Auch die hinreißende Gewalt seiner Persönlichkeit reicht nicht aus, alle die Anbetung zu erklären, die er als Jüngling, als Mann und als Greis von edlen Zeitgenossen erfuhr, wenn wir nicht vor Augen haben, wie er als der geweissagte Messias unter die Menschen trat und die schwärmerische Begeisterung der Aufstrebenden ihn als den Kündiger eines neuen Evangeliums das Haupt in den Wolken tragen sah. So ward er idealisirt, weil er das Ideal der Zeit in seiner Erscheinung offenbarte. Wir, die wir ihn heute aus unendlichen Akten zusammenbuchstabiren können und ihm jedes Stäubchen vom Rocke lesen, thun zuweilen des Guten zu viel, über dem Menschen den weltgeschichtlichen Heros zu vergessen.

Und nun kam die nicht minder herrliche Erscheinung, daß sich der einzige Nebenbuhler, der solcher Genossenschaft werth war, ihm mit der erleuchtetsten Selbstüberwindung anschloß, um in jenem Freundschaftsbund ohne Gleichen das System der neuen Confession zu vollenden. Wie es Schillern zuerst gelang, die zerstreuten Fragmente des Göthe'schen Genius in einer großen

Anschauung zusammenzufassen *), so schlang er um die Weimarischen Glaubenssätze das Band der philosophischen Spekulation und stellte sie in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen in geschlossener Ordnung hin. Er hatte inzwischen gelernt, die Nothwendigkeit und die Bedeutung eben des Entwicklungsganges, der die schöne Einheit des Menschen zerschlagen hatte, aus einem höhern Gesichtspunkt zu begreifen. Bereitwillig gestand er ein, daß, „so wenig es auch den Individuen bei dieser Zerstückelung ihres Wesens wohl werden kann, doch die Gattung auf keine andere Art hätte Fortschritte machen können"; daß, „die mannigfaltigen Anlagen im Menschen zu entwickeln, kein anderes Mittel war, als sie einander entgegenzusetzen"; daß dieser Antagonismus der Kräfte das große Instrument der Cultur ist: „Einseitigkeit in Uebung der Kräfte führt zwar das Individuum unausbleiblich zum Irrthum, aber die Gattung zur Wahrheit". Nur daß der Mensch sich nicht dabei beruhigen durfte, über irgend einem Zwecke sich selbst zu versäumen; nur daß man nicht immer auf dem Wege zur Cultur sollte verharren müssen: denn die wahre Cultur konnte doch erst in der errungenen Harmonie gefunden sein. Unmöglich konnte die Ausbildung der einzelnen Kräfte das Opfer ihrer Totalität nothwendig machen; „oder wenn auch das Gesetz der Natur noch so sehr dahinstrebte, so muß es bei uns stehen, diese Totalität in unserer Natur, welche die Kunst zerstört hat, durch eine höhere Kunst wieder herzustellen". Vom Staat war diese Wirkung nicht zu erwarten; er selbst hatte ja, in seiner barbarischen Verfassung, das Uebel veranlaßt, und „der Bau einer wahren politischen Freiheit", das „vollkommenste aller Kunstwerke", war erst als die Folge einer veredelten und gereinigten Cultur zu denken.

*) In dem bekannten Brief an Göthe: des Briefwechsels 2. Ausgabe Bd. I. S. 6. Damit muß man vergleichen, wie Schiller in den Briefen über die ästhet. Erziehung (Schiller's Werke, XII. 31) die geschichtliche Bedeutung Göthe's in seiner edlen pathetischen Weise andeutet.

Es galt ein Werkzeug aufzusuchen, welches der Staat nicht hergab, und Quellen zu eröffnen, die sich bei aller politischen Verderbniß rein und lauter erhielten. Die schöne Kunst war dieses Werkzeug, und ihre unsterblichen Muster diese Quellen.

So gewann die ästhetische Erziehung ihren großen geschichtlichen Hintergrund und ihre weit in die Zukunft greifende Bedeutung. Sie sollte den von unwürdiger Knechtschaft erlösten Menschen nicht blos zur Schönheit und zum freien Gefühl seiner selbst, sie sollte ihn auch für den Staat erziehen; und in diesem Sinne genommen war die Aufgabe, die er ihr zuwies, in der That — wie er selber sagt — „eine Aufgabe für mehr als e i n Jahrhundert".

Schiller und Göthe freilich hatten für ihre eigene Gegenwart zu wirken; und Schiller's prophetische Weisheit verliert nichts dadurch, daß er am Ende seines „Systems" bei dem ä s t h e t i s c h e n Staat stehen blieb und die Fahne der Schönheit über alle anderen erhöhte. Was konnte der p o l i t i s c h e Staat ihm sein? Konnte er den Vernunftstaat, den Staat einer neuen Cultur aus der Erde stampfen? So weit die Gränzen seines Daseins reichten, blieb ihm und seinen Gleichgesinnten nichts, als das unsichtbare Reich „des schönen Scheins" zu errichten. Hier sollte die Nation ihre verlorne Würde wiederfinden. „Mitten in dem furchtbaren Reich der Kräfte und mitten in dem heiligen Reich der Gesetze baut der ästhetische Bildungstrieb unvermerkt an einem dritten fröhlichen Reiche des Spiels und des Scheins, worin er dem Menschen die Fesseln aller Verhältnisse abnimmt, und ihn von Allem, was Zwang heißt, sowohl im Physischen als im Moralischen entbindet. Wenn in dem d y n a m i s c h e n Staat der Rechte der Mensch dem Menschen als Kraft begegnet und sein Wirken beschränkt — wenn er sich ihm in dem e t h i s c h e n Staat der Pflichten mit der Majestät des Gesetzes entgegenstellt und sein Wollen fesselt, so darf er ihm im Kreise des schönen Umgangs, in dem ä s t h e t i s c h e n Staat, nur als Gestalt erscheinen, nur als Object des freien

Spiels gegenüber stehen. Freiheit zu geben durch Freiheit ist das Grundgesetz dieses Reichs. Der dynamische Staat kann die Gesellschaft blos möglich machen, indem er die Natur durch Natur bezähmt; der ethische Staat kann sie blos (moralisch) nothwendig machen, indem er den einzelnen Willen dem allgemeinen unterwirft; der ästhetische Staat allein kann sie wirklich machen, weil er den Willen des Ganzen durch die Natur des Individuums vollzieht".

In diesem Reich, im Genuß des Schönen, erschien der Einzelne als Individuum und als Gattung zugleich, d. h. als Repräsentant der Gattung. Und während der wirkliche Staat, der Staat der Bureaukraten und Korporale, ihm täglich seine tausend Fesseln vorhielt, — hier war er frei und ein Gleicher unter Gleichen. „Kein Vorzug, keine Alleinherrschaft wird geduldet, soweit der Geschmack regiert, und das Reich des schönen Scheins sich verbreitet . . . In dem ästhetischen Staate ist Alles, auch das dienende Werkzeug, ein freier Bürger, der mit dem edelsten gleiche Rechte hat, und der Verstand, der die duldende Masse unter seine Zwecke gewaltthätig beugt, muß sie hier um ihre Beistimmung fragen. Hier also, in dem Reiche des ästhetischen Scheins, wird das Ideal der Gleichheit erfüllt, welches der Schwärmer so gern auch dem Wesen nach realisirt sehen möchte".

Man muß diese Sätze vor Augen haben, um sich die Ideale wieder wachzurufen, in denen sich damals die aufstrebende Generation und mit ihr auch der junge Frankfurter Student berauschte. Wir haben uns heute das ernste Bild des „ethischen Staates" über dem ästhetischen aufgerichtet und sind mißtrauisch gegen alle die, welche noch jetzt das Reich des Schönen der Wirklichkeit feindlich gegenüberstellen möchten; aber jene Zeit hatte ein Recht, ihre höchsten Güter in einem unsichtbaren Staat zu suchen und aus der entadelten Gegenwart zu fliehen, um die Anwartschaft auf die Zukunft zu retten. Jener einseitige Idealismus hat die deutsche Nation vor dem Untergang

bewahrt: denn für die Deutschen war es Untergang, wenn sie ohne ein neues Lebensprincip den Ueberschwemmungen äußerer physischer Gewalt entgegensiechten. Schiller wußte sehr wohl, wohin er wollte, als er, während schon der Umsturz aller Dinge begann, der Nation ästhetische Erziehung predigte. Wiedergeburt von innen heraus, das sollte das hohe Priesterthum der Kunst bedeuten. Ein neuer praeceptor Germaniae, wollte er den hinsterbenden Körper der Gesellschaft, der mit Palliativmitteln nicht zu heilen war, durch die friedlich bildende Gewalt der Schönheit mit neuen Säften erfüllen. In diesem Sinne wandte er sich an die junge Generation, an die „jungen Freunde der Wahrheit und Schönheit", und lehrte sie, wie sie dem edlen Trieb in ihrer Brust, bei allem Widerstande des Jahrhunderts, Genüge zu thun hätten. „Gib der Welt", ruft er jedem Einzelnen zu, „gib der Welt, auf die du wirkst, die Richtung zum Guten, so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen. Diese Richtung hast du ihr gegeben, wenn du, lehrend, ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebst, wenn du, handelnd oder bildend, das Nothwendige und Ewige in einen Gegenstand ihrer Triebe verwandelst. Fallen wird das Gebäude des Wahns und der Willkürlichkeit, fallen muß es, es ist schon gefallen, sobald du gewiß bist, daß es sich neigt, aber in dem innern, nicht blos in dem äußern Menschen muß es sich neigen. In der schamhaften Stille deines Gemüths erziehe die siegende Wahrheit, stelle sie aus dir heraus in der Schönheit, daß nicht blos der Gedanke ihr huldige, sondern auch der Sinn ihre Erscheinung liebend ergreife. Und damit es dir nicht begegne, von der Wirklichkeit das Muster zu empfangen, das du ihr geben sollst, so wage dich nicht eher in ihre bedenkliche Gesellschaft, bis du eines idealischen Gefolges in deinem Herzen versichert bist. Lebe mit dem Jahrhundert, aber sei nicht sein Geschöpf; leiste deinen Zeitgenossen, aber, was sie bedürfen, nicht, was sie loben . . . Der Ernst deiner Grundsätze wird sie von dir scheuchen, aber im Spiele ertragen sie sie

noch; ihr Geschmack ist keuscher als ihr Herz, und hier mußt du den scheuen Flüchtling ergreifen. Ihre Maximen wirst du umsonst bestürmen, ihre Thaten umsonst verdammen, aber an ihrem Müßiggange kannst du die bildende Hand versuchen. Verjage die Willkür, die Frivolität, die Rohigkeit aus ihren Vergnügungen, so wirst du sie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Gesinnungen verbannen. Wo du sie findest, umgib sie mit edeln, mit großen, mit geistreichen Formen, schließe sie ringsum mit den Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit, und die Kunst die Natur überwindet".

In diesem Sinne begannen dann Göthe und Schiller die Dictatur des ästhetischen Staates zu üben und die Erziehung der Nation mit sicherem Bewußtsein und der redlichsten Energie zu leiten; in diesem Sinne sollten alle edlen Kräfte mitarbeiten. Schiller träumte vorübergehend auch von einer förmlichen Schule für die Kunst, als einem festen Punkt, um den sich das Uebereinstimmende versammeln könnte, das als kanonisch Erkannte festgesetzt und gewisse regulative Wahrheiten in runden und gediegenen Formen ausgesprochen und überliefert würden *). So entstünden gewisse symbolische Bücher für Poesie und Kunst, zu denen man sich bekennen müßte; und Schiller fragte ganz ernstlich, warum der Sectengeist, der sich für das Schlechte sogleich zu regen pflege, nicht auch für das Gute geweckt werden könnte: wenigstens schien es ihm, es ließe sich ebenso viel zum Vortheil einer ästhetischen Confession und Gemeinschaft anführen, als zum Nachtheil einer philosophischen. So ganz hatte er sich mit dem Gedanken der großen und allgemeinen Reformation erfüllt, die von dem Evangelium der Schönheit ausgehen sollte. Von solchen Träumen hielt freilich Göthe sich fern, der stiller und einsamer an sich selbst fortarbeitete, um die Umschreibung der Menschheit in seinem Ich nach allen Seiten zu

*) Göthe's und Schiller's Briefwechsel, 2. Ausgabe, Bd. II. S. 109.

vollenden; aber mit Wilhelm Meister hatte er eben damals eine neue Welt von Idealen in die junge Generation hineingeworfen. Da schaute man sie mit allen Sinnen an, die schöne Totalität der menschlichen Natur, von welcher Schiller der Philosoph gepredigt hatte; Göthe der Dichter stellte sie nun der hocherregten Welt in bezaubernder Farbenpracht vor Augen. Nun wünschte Jeder Wilhelm Meister's Wege zu wandeln oder doch Wilhelm Meister's Zielen nachzuringen. Auch er hatte ja den ästhetischen Staat gesucht: zuerst in der Welt der Bretter, dann in den bevorzugten Regionen, wo der Adel der Geburt und ein feinerer Cultus des Geistes jenen innersten Bedürfnissen entgegenkamen. Hier fand sich die unsichtbare Kirche, in der die Kunst das Priesteramt versah und Himmel und Erde sich mit göttlichen Gestalten füllten.

Wir lesen heute Wilhelm Meister, so sehr wir dieses Buch verehren mögen, wie einen ~~gewöhnlichen~~ Roman; damals kam er der edleren Jugend einer befreienden Offenbarung gleich. Ein leidenschaftlicher revolutionärer Geist, nicht unähnlich der Ueberschwänglichkeit, mit der sich später das junge Deutschland in die politische Arena stürzte, umwogte alle die Blüthen der Poesie, die von Weimar aus die Gemüther wie mit Frühlingsduft berauschten. Die ästhetische Emancipation war zum revolutionären Feldgeschrei geworden; es war natürlich, daß sich nun Jeder auf seine Faust zu emancipiren begann; ästhetische Secten entstanden, romantische Auswüchse, verderbliche Extreme. Die literarische Fehde schwoll bald zu ungeheuerlichen Dimensionen an; und um gerecht zu sein, muß man diese stürmischen Kämpfe, die sich nur zu oft in's Kindische und Widerwärtige verloren, durchaus mit politischen Parteikämpfen auf eine Linie stellen. Denn sie waren ja deren Ersatz, die Literatur war das öffentliche Leben, ein kritisches, polemisirendes Journal der Rednertribüne gleich; Liebe und Haß gewöhnlich zu gleichen Maßen überreizt — man suchte (wie in unserer politischen Jugendzeit) die Fülle der Kraft in den leidenschaftlichen Extremen.

Ein schönes Bild dieser Revolution der Geister hat uns Rist, ein Mitglied der „Gesellschaft freier Männer“, die sich in den Jahren 1793—1797 in Jena bildete und in ihrem Jünglingskreise die ganze Bewegung der Zeit wiederspiegelte, in der Biographie seines Freundes Berger gegeben. „Es war ein Drängen und Treiben wie im Frühling“, erzählt er. „Eine Ahnung großer Dinge durchschauerte die junge Generation, und selbst die Aelteren ergriff ein Vorgefühl hoher Bestimmung, unermeßlicher Vervollkommnung, die dem Geschlecht bevorstehe. Auf diesem Punkt hatte die Welt in ihrem Kreislauf sich noch nicht befunden . . . Wann wird man so reine Begeisterung wiedersehen, wie damals in den Herzen der unverderbten Jünglinge, die aus Träumen zu erwachen glaubten, und Lichterscheinungen vor sich zu sehen, deren Glanz sie mit dem eignen besten Blute zu nähren sich sehnten! Um ihre Ruhe war es geschehen; sie zogen den herrlichen Lichtern nach, und in ihrer Verfolgung ward ihnen nur zu oft Genügsamkeit und Unbefangenheit verloren . . . Eine lang bekannte Welt, Natur, Vorzeit und Gegenwart schienen wie von einem neuen Licht verklärt. Es trat eine jugendliche, poetisch-ästhetische Begeisterung in die von Gegensätzen bereits aufgewühlte Zeit; sie wirkte hie und da versöhnend, oft irre leitend, nicht selten empfängliche, doch beschränkte Naturen von Grund aus zerrüttend. An der Stirne trug sie die Lehre: alles Schöne sei gut, und gut nur das Schöne; in ihrem Kern ein vornehmes Selbstbewußtsein der Gottähnlichkeit; dem Hochmuth nahe verwandt. Welche Jahre, als nach einander Schiller's Ideale, seine Götter Griechenlands, wo Göthe's erste lyrische Gedichte gesammelt, wo dann um das Jahr 1794 sein Wilhelm Meister erschienen, ein Hochgefühl irdischer Herrlichkeit und Kraft, einen Prometheischen Trotz in der Jugend erregten —! Es war eine gewaltige, eine chaotische Zeit; und wenn nicht die kämpfenden Elemente einander das Gleichgewicht gehalten hätten, so wären die Bessern unter der Jugend alle zu Grunde gegangen“.

In der That, auch darin kam diese Bewegung, so wenig ihre Waffen blutig und tödtlich erschienen, einer revolutionären Erschütterung gleich, daß sie so viel hoffnungsvolle Ansätze, so manches aufblühende Leben unbarmherzig zerstörte. Blickt man über die lange Reihe ihrer Opfer hin, so muß man den versöhnenden Gedanken aufrufen, daß bei so fruchtbaren und weltgeschichtlichen Erschütterungen die Zahl der Opfer nicht gezählt werden darf. Auch Göthe und Schiller hatten mit allen Teufeln dieser gefährlichen Revolution gerungen. Am Eingang von Göthe's öffentlicher Laufbahn steht Werther als warnendes und unsterbliches Denkmal. Stolz und frei war das Ich auf seine Füße gestellt, die Abkehr von der schnöden Wirklichkeit sein erstes Dogma und die Welt des schönen Scheins sein letztes und höchstes Ziel geworden. Da gelang es nicht Jedem, die tausend Conflicte und Irrungen zu überwinden, den festen Mittelpunkt seines Ich zu entdecken und am Ende zu dem unerläßlichen Frieden mit der Welt, die ihn umgab, zurückzukehren. Es war viel schwerer, der selbständige Bürger eines unsichtbaren Staats, als der gehorsame Unterthan in einer greifbaren Monarchie zu sein; viel schwerer, die Regel seines Lebens in den individuellen Formen des eigenen Geistes, als in den mechanischen Gesetzen und Conventionen der Gesellschaft zu finden; schwerer auch, die Geheimnisse der neuen Aesthetik aus der eigenen Brust, aus Kunst und Natur zu schöpfen, als sich mit Batteux, Horaz und Aristoteles auf einen leidlichen Fuß zu stellen. Wenigen war es, neben Göthe und Schiller, gegeben, ihr Leben wirklich zu einem Kunstwerk zu machen und durch den wahrhaft ästhetischen Genuß ihres Daseins veredelnd und bildnerisch auf die Zeit zu wirken: wie es Wilhelm von Humboldt — und Keiner wie er — vermocht hat.

Humboldt aber muß man in der That als die Erfüllung dessen betrachten, was Heinrich von Kleist in seiner Jugend erstrebte, was Wilhelm Meister als unerreichbares Ideal vor Augen hatte; und nichts ist belehrender, als in ihm alle die

Elemente, die sich in Kleist gegenseitig zerstörten, sich zu der feinsten Harmonie zusammenschließen zu sehen. Er ward der edelste Bürger des ästhetischen Staats. Ihm war bis zum letzten Hauch das Höchste auf dieser Erde der sittlich-schöne Charakter, und die Krone schöner Sittlichkeit der „reine, ruhige, stille Genuß", eine Heiterkeit wie die der olympischen Götter. Den öffentlichen Dingen aus tiefster Neigung zu schöner und beschaulicher Einsamkeit abgeneigt und in den Geschäften dieser Welt, so pflichtgetreu und groß er sie betrieb, ihre nüchterne Vergänglichkeit verachtend, genoß er dagegen in der „Beschäftigung mit Ideen und Kenntnissen" das Gefühl unendlicher Anknüpfungen und die Gewähr der Ewigkeit, und genoß sie mit einer bis an den Tod dauernden Virtuosität, wie wir sie nicht würdiger, edler und beglückender wünschen mögen. Ihm war es heilige Ueberzeugung, daß „die Bereicherung der Seele durch Freude und Schmerz, die Erhöhung aller edeln Gefühle der wahre und letzte Zweck, übrigens alles in der Welt wechselnd und seiner Natur nach vergänglich" sei; und nie hat ein Mensch bewußter, durchdachter und kunstvoller subjectiv gelebt. Er lebte, kann man sagen, nach Schiller's Philosophie, nur daß sie sich in seinem Individuum individuell gefärbt hat. Er war überhaupt dem Schiller'schen Geist so gründlich verwandt wie irgend Einer, gleichsam die andere Seite zu ihm, das durchgeistigte Selbstgenügen heiterer Freiheit und Beschaulichkeit, ohne den leidenschaftlichen schöpferischen Drang, der Schiller auf die Gipfel der Menschheit führt, aber auch vor der Zeit aufreibt; ja man fühlt sich wohl versucht, seine reiferen Jahre geradezu die Fortsetzung von Schiller's Leben, Schiller's Alter zu nennen.

Je lebhafter man diese große, ruhige Erscheinung sich vergegenwärtigt, desto schneidender fühlt man den Gegensatz zwischen ihr und der tragischen Gestalt des Dichters, der nach denselben Idealen rang, mit gleichen Ansprüchen an die Gunst der Götter ausgerüstet, aber zu seinem Elend ebenso sehr ein Virtuos im Unglück, wie Jener der Virtuos des Glücks war. Kleist war

wie Humboldt aus brandenburgischem Boden und aus adeligem Geschlecht hervorgewachsen; aber schon an der Wiege hatte das Schicksal ihm die schlimmeren Gaben zugetheilt. Seine vornehme Geburt, statt ihn unabhängig von allen Sorgen niederer Art zu machen, hatte ihn nur abhängiger von den Conventionen und Vorurtheilen der Welt gemacht. Unverstanden und beargwöhnt in seinen ästhetischen Plänen, bei jedem etwas ungewöhnlichen Schritt gekreuzt und verurtheilt, und doch außer Stande, sich von den Seinigen loszureißen, gewöhnt er sich früh, seine Flammen in sich zu verschließen, in stummer Leidenschaft mit der Welt zu hadern, und aus seinen inneren Trieben wird eine concentrirte Gluth, die, statt zu wärmen, verzehrt. Auch Göthe und Schiller freilich hatten der Welt das Recht, sie zu revolutioniren, unter tausend Nöthen abringen müssen. Auch ihnen hatte sich zuweilen in diesem widerwärtigen Kampf das Herz verfinstert. Aber die Muse heilte ihnen doch auch die Wunden, die sie schlug; sie lernten früh das Herz an ihrer Brust erleichtern, fröhliche Natur und fröhliches Leben wirkte um sie her, und ihr süddeutsches Blut trug in sich selbst den Anstoß, die allzu schweren Elemente auszustoßen und ein behaglich kreisendes Gleichmaß wiederherzustellen. Und wenn das alles von Schiller kärglicher gilt als von Göthe, dessen Natur, nach seinem eignen Wort, „wie getrennte Quecksilberkügelchen sich so leicht und schnell wieder vereinigte"; wenn es Schiller nicht so früh gegönnt war, die Leiden seiner Jugend zu verwinden, und sein Körper sie niemals verwand: das edle Pathos seiner Natur, das so viel Schwermuth in seinem Geiste anhäufte, gab ihm doch auch die Zuversicht, zu leiden, was er litt, um sein Priesterthum für die Menschheit zu vollenden. Wie anders alles bei Kleist, der in norddeutsch gemessener, scharf auf das Nüchterne und Pflichtmäßige gerichteter Umgebung aufwuchs, der in der Jugend nur scheu, in harmlosen Stunden, mit der Muse zu spielen wagte, und längst gewöhnt war, die W ü r d e mit grübelndem Ernst als seine Göttin zu ehren, ehe ihn die A n m u t h mit ihren

gemüthlicheren Reizen anzog. Und wo fand er für sich eine Aufgabe, die ihm sein Dasein zur Pflicht und sein Leiden zum Beruf gemacht hätte? Das neue Evangelium war verkündet; er hatte nur das Gefühl, daß es gelte, aus seinem Ich das Höchste zu machen, das er vermöchte, und dieses Höchste der Welt mit allen Mitteln abzutrotzen.

Er ward, auf dieser seiner Bahn, Werther in leiblicher Gestalt; und das muß ihn uns ganz erklären. Es kann keine erschreckendere Aehnlichkeit zwischen dem Geschöpf eines Dichters und einem körperlich umherwandelnden Menschen geben, wie die zwischen Werther und Kleist; wer sie einmal verspürt hat, den verfolgt sie, je mehr er sich in beide Gestalten vertieft, von Anfang bis zu Ende. Derselbe mörderische Dämon lebt, wüthet und zerstört in ihnen beiden: der unbezwingliche Trieb, Alles an Alles zu setzen. Um diesen Trieb sammelt sich das ganze Gefolge verderblicher Eigenschaften, das hier wie dort wiederkehrt, als hätten wir eine geheimnißvolle Seelenwanderung vor Augen: die finstere Ungenügsamkeit der Seele, das schwere Blut, die herbe Verschlossenheit, die wie mit Händen tastende Leidenschaftlichkeit der Phantasie, das verbissene Grübeln des Verstandes, das Hängen am Schmerz, der brausende Ueberschwang der Empfindung, das unstete Herz. So wächst in Beiden immer übermächtiger das Gefühl empor, wie eng das Leben und wie uranfänglich die Freiheit und das Recht sei, zu sterben, und dieses Gefühl schwillt zu einem unheimlichen Verlangen an, das Leben mit eigner Hand zu enden.

Auch in den harmloseren Zügen der Natur treffen Gedicht und Wirklichkeit zusammen: in dem Hang zur Einsamkeit, der Sehnsucht nach den Idyllen der Natur, dem Gefühl unendlicher Liebefähigkeit, dem Haß gegen Standesunterschiede, gegen Aemter und Berufsgeschäfte, der zärtlichen Selbstbeschauung des Gemüths, und der Verachtung der prosaischen Wirklichkeit. Das alles mußte zusammenkommen, um die liebenswürdigsten und die unseligsten Elemente in einem langen Proceß der Selbstvernichtung

zu mischen und die tragische Erscheinung zu vollenden. Jener dämonische Trieb, Alles an Alles zu setzen, hängt sich bei Werther an ein angebetetes Weib, bei Kleist an den Ruhm und die Unsterblichkeit: der Ruhm, nach dem er strebte, war so unerreichbar, wie dem Werther seine Lotte war. Kleist wollte nichts oder den Ruhmeskranz, der schon auf Göthe's geweihter Stirn festsaß, und diesem Phantom jagt er ruhelos nach. So geräth er in erbitterte persönliche Feindschaft gegen den Mann, den er im Geist höher als alle Andern ehren muß; und so wird dieser edle Mensch, dessen Jugendideal der aufopfernde, selbstlose Freund gewesen, auf dem Wege nach „harmonischer Vollendung des Ich" der Sklave des wilden Egoismus, des fessellosen Ehrgeizes; bis ihm das Schicksal die Führung seines Lebens aus der Hand nimmt.

Doch um diese Andeutungen zur Anschauung zu machen, müssen wir nun den unglücklichen Dichter selbst und seine Schicksale vorüberführen.

Drittes Kapitel.

Die Studentenzeit. (Ostern 1799 bis Sommer 1800.)

Das Leben in Frankfurt, in das der neue Student eintrat, konnte ihn wenig anregen, nur zu den einsamen Studien mochte es in seiner Dürftigkeit und Enge stimmen. Die kleine Stadt haben wir schon kennen gelernt; an die Kunst konnte ihn hier höchstens eine wandernde Schauspielertruppe oder ein seltener Concertabend erinnern; auch die Universität that wenig, das geistige Leben der guten Frankfurter Bürger zu erhöhen. Kleist schien indessen anfangs nichts zu vermissen; er hatte sich ganz auf seine nächstliegenden Studien geworfen. Mathematik,

Philosophie und alte Sprachen waren, wie es scheint, seine Hauptbeschäftigungen, und er gab sich ihnen mit eisernem Fleiß und voller Begeisterung hin. Die „Erhabenheit und Größe" seiner mathemathischen Lehrsätze füllte ihm die Seele; Kant's Philosophie ergriff ihn eben damals, und er verfaßte eine Schrift darüber *); mit jugendlicher Wärme schloß er sich seinen Lehrern, ganz besonders den Professoren Wünsch und Hüllmann an **). Wie er seine Aufgabe anfaßte, können wir aus folgenden Worten sehen, die er im November an seine Schwester schrieb: „Ich habe mir ein Ziel gesteckt, das die ununterbrochene Anstrengung aller meiner Kräfte und die Anwendung jeder Minute Zeit erfordert, wenn es erreicht werden soll. Ich habe besonders in diesem meinem zweiten akademischen Cursus eine Masse von Geschäften auf mich geladen, die ich nicht anders als mit dem allermühsamsten Fleiß bearbeiten kann; eine Masse von Geschäften, die selbst nach dem Urtheile Hüllmann's zu schwer für mich ist, und von der ich daher, wenn ich sie dennoch trage, mit Recht sagen kann, daß ich das fast Unmögliche möglich gemacht habe".

Seinem unruhigen Geist, seiner pädagogischen Natur genügte es von vornherein nicht, nur Student zu sein. Kaum war er in Frankfurt, so machte er es sich auch zur Aufgabe, der Lehrer und Bildner seiner Familie zu werden.

---

*) Vergl. die Briefe an Ulrike S. 28. Die Schrift ist, wie so vieles Andere von seiner Hand, verloren gegangen.

**) Wünsch, den H. v. Kleist in seiner Hochschätzung obenanstellte (Briefe an Ulrike S. 11), war Physiker und Mathematiker; Hüllmann Geschichtslehrer, und später ein sehr fruchtbarer und vielseitiger Schriftsteller. Ueber Kleist's Collegienbesuch haben wir nur die Notiz, daß er bei Madihn, Huth, Hüllmann, Kalau und Wünsch hörte (Briefe an Ulrike S. 35). Dahlmann, der 1809 mit ihm befreundet ward, versichert: „Kleist hatte ernste, nicht blos dilettantische Universitätsstudien gemacht, das habe ich aus seinen Collegienheften gesehen" (s. Ausgabe der Kleist'schen Schriften von Jul. Schmidt, Einleitung, S. XCVI).

Die Geschwister bewohnten, wie wir wissen, das elterliche Haus in der Oberstraße, unter dem Schutz der alten Tante Massow, die Allen lieb und in ihrer mütterlichen Sorge für das Hauswesen durchaus ehrwürdig war, nur daß sie die Ruhe und Einförmigkeit mehr als billig liebte *). Es war sonst ein munteres Leben in dem alten Hause, voll fröhlicher Geselligkeit, unbefangenen Genusses und guter Laune, wie man es damals gerade in den Adelsfamilien häufig fand; auch dem jugendlichen Uebermuth ward, wenn es darauf ankam, sein Recht **), und die nahe und ferne Verwandtschaft stimmte in diesen Ton, wie es scheint, behaglich ein. Aber es war ein flüchtig genießendes Leben ohne geistigen Aufschwung, nur mit einer nüchternen prosaischen Behandlung aller ernsthaften Dinge des Lebens abwechselnd; und so war denn auch die neue Literatur noch wenig in diese vornehme Welt gedrungen. Kleist fand es unmöglich, dieses Wesen so gehen zu lassen wie es ging. Er sorgte für die Lectüre der jungen Mädchen, brachte ihnen die besten Dichter, las ihnen vor und ließ sich ihre Bildung auf's eifrigste angelegen sein. Als gute Preußen der damaligen Zeit sprachen vorzüglich die Damen ein herzlich schlechtes Deutsch. Es galt damals noch für neumodisch und affectirt, wenn man seine Zunge nach den Buchstaben der Schriftsprache gewöhnte, für „patriotisch" dagegen, die heimische Sprechweise gegen das

---

*) Vergl. Bülow S. 88; Briefe an Ulrike S. 61. 146.

**) Bülow erzählt (S. 7), ohne einen Zeitpunkt für seine Geschichte angeben zu können, daß eines Tages auf dem Gute eines Verwandten zwischen Heinrich, einer Schwester (ohne Zweifel Ulrike) und zwei Freunden die Frage aufgeworfen wurde, wie lange man wohl, ohne einen Groschen Geld zu besitzen, in der Welt fortkommen könne? Die vier jungen Leute beschlossen sogleich, den thatsächlichen Versuch zu machen, zogen als arme Leute verkleidet, jeder mit einem Instrument versehen und keinen Groschen Geld in der Tasche, aus und acht oder vierzehn Tage lang im Lande umher, indem sie ihr Leben wirklich nur mit Musiziren in Dorfschenken und Bauerhöfen fristeten.

Eindringen fremder Klänge zu wahren; ja es kam vor, daß junge Damen aus den besten Häusern einen Bund schlossen, um den Dialekt ihrer Stadt gegen die dreisten Eingriffe eingewanderter Männer zu vertheidigen *). Kleist lehrte seine Schwestern und Freundinnen das Umgekehrte, stellte ihnen ihr brandenburgisches Sprechen als eine Schande vor und ertheilte ihnen förmlichen Unterricht in der Muttersprache; sie mußten ihm insgesammt, nach aufgegebenen Thematen, Aufsätze machen, und es that ihm in seinem pädagogischen Herzen wohl, wenn sich eine mit Ehren aus der Sache zog.

Der junge Student ging noch weiter, und da er damals den Gedanken faßte, Professor zu werden, suchte er sich sofort in diese Rolle hineinzuleben, ließ sich zu Hause ein ordentliches Katheder bauen und hielt den jungen Mädchen ein Collegium nach eigenem Heft über Culturgeschichte, wie er sie eben bei seinem Professor Hüllmann mochte gehört und in seiner Art verdaut haben. Auch hier bewies er seine wunderlich ernste, leidenschaftliche Natur. Als eines Tages eine seiner Zuhörerinnen auf einen vorübergehenden Zug aufmerksamer war als auf ihn, brach er augenblicklich sehr erzürnt mitten im Vortrag ab und stellte seine Vorlesungen auf lange Zeit ein, um sich erst nach vielem Bitten und mit vieler Mühe zu ihrer Fortsetzung bewegen zu lassen.

Auch Kleist vermochte wohl mit den Seinigen kindlich heiter und ausgelassen zu sein; aber um so ernster und verschlossener war er zu andern Stunden. Die vornehme, ästhetische Richtung seines Wesens, die ihn beständig in seinem hohen, den Seinen geheimnißvollen Streben festhielt, sprang auch in der scheuen Lebhaftigkeit hervor, mit der er sich gegen alles Gemeine und Niedrige empörte. Der geringste Verstoß gegen die Sittlichkeit, ein Blick, eine Miene konnte ihn außer Fassung

---

*) Vergl. Gustav Freytag, Neue Bilder aus dem Leben des deutschen Volkes, S. 419.

bringen. Nichts verrieth aber so sehr die Unruhe seines innern Arbeitens, als die Zerstreutheit, die sich gerade um jene Zeit bei ihm entwickelt zu haben scheint und ihm fortan getreu blieb. Oft führte sie zu komischen Situationen. Er mochte in seine Studien noch so sehr vertieft sein: sobald sein jüngerer Bruder eine Melodie zu singen anfing und dann in der Mitte abbrach, sang Kleist sie ohne Zweifel weiter. Eines Tages kommt er (um Mittag) aus dem Collegium und geht in sein Zimmer, um den Rock zu wechseln; aber tief in Gedanken zieht er sich bis auf's Hembe aus und ist eben im Begriff, in's Bett zu steigen, als sein Bruder dazu kommt und ihn durch sein lautes Gelächter aus dem Traum aufweckt. So ward er oft der Gegenstand ausgelassenen Spottes und hatte Humor genug, mit den Spöttern zu lachen; aber diese Unarten seines Geistes, die er als Jüngling zu wenig überwachte, nahmen später ein bedrohliches und krankhaftes Wachsthum an. So erzählt Fouqué, wie Kleist zuweilen mit vieler Lebendigkeit eine Begebenheit vorzutragen anfing, plötzlich aber mitten darin verstummte und still dasaß, als ob er allein im Zimmer wäre; und Wieland erlebte mit ihm nicht minder wunderliche Dinge *).

In jenen Frankfurter Tagen war es das Unglück Kleist's, daß er unter seinen Genossen keinen Freund fand und, so sehr er wohl zu Zeiten in der Gesellschaft zu leben schien, sich doch im tiefsten Grund seiner Seele einsam fühlte. Der einzige Vertraute, den er hatte, war ein weibliches Herz, das, was in ihm wühlte, doch nur zu ahnen verstand: das Herz seiner Schwester Ulrike, seiner „edelsten Schwester“, wie er sie einmal nennt, der treuesten Freundin seines Lebens. Ulrike war — nach Allem, was wir von ihr wissen **) — keine bedeutende Natur, aber es steckte ein origineller, unruhiger, aus den Schranken ihres Geschlechts herausstrebender Geist in ihr.

*) S. in der Folge den Aufenthalt in Osmanstädt, im 9. Kap.

**) Zum Theil hat es der Verfasser durch persönliche Mittheilung.

Sie liebte nichts so sehr, als abenteuerliche Situationen aufzusuchen und in männlicher Verkleidung zu erscheinen; die Welt zu bereisen, war ihr lebhaftester Wunsch, und wenn sie nicht wirklich reisen konnte, mußte sie wenigstens in Gedanken auf der Erdkugel umherirren und Flecken und Städte auf ihren Landkarten aufsuchen. Rousseau und Helvetius waren ihre Lieblingsschriftsteller; die „Ceremonien der Religion" und die Vorschriften des conventionellen Wohlstandes galten ihr ebenso wenig etwas als dem Bruder, und eine Menge landläufiger Vorurtheile — so viele ihr auch noch blieben — hatte sie mit kecker Emancipation übersprungen. Sie war nichts weniger als schön, und so ist sie denn auch, wie sie gewollt und gewünscht hatte, unvermählt gestorben. Ihre unruhige, oft sich selbst widersprechende Art zu sein, die auch dem Bruder zu Zeiten sehr mißfiel, war nicht dazu angethan, einen Mann zu fesseln; sie war, wie Heinrich sie einmal in scherzendem Ernst ansingt, ein „Amphibium, das stets in zwei Elementen lebt" und „schwimmen und fliegen zugleich" will. Aber ein großmüthigeres, edleres Herz konnte man nicht finden, und an ihrem Bruder hat sie, so dunkle Abgründe auch zwischen ihnen aufstiegen, mit unwandelbarer Treue und rührender Aufopferung gehangen.

Zum Theil war es denn auch „die Aussicht auf ihre Freundschaft" gewesen, die den Bruder bestimmte, seinen Aufenthalt in Frankfurt statt an einer andern Universität zu wählen. Sie allein mußte ihm nun die Stelle seiner Potsdamer Freunde ersetzen, und ihre vertrauliche, schwesterliche Theilnahme that ihm Noth, denn „Grundsätze und Entschlüsse wie die meinigen, ruft er wiederholt aus, bedürfen der Unterstützung, um über so viele Hindernisse und Schwierigkeiten unwandelbar hinausgeführt zu werden". Die mathematischen Lehrsätze konnten ihm die Bedürfnisse des jungen Herzens nicht abtödten. „Wenn man sich so lange" — klagt er der Schwester im Winter, als sie monatelang aus Frankfurt fort war und bei Verwandten auf dem Lande lebte — „wenn man sich so lange mit ernsthaften, abstracten

Dingen beschäftigt hat, wobei der Geist zwar seine Nahrung findet, aber das arme Herz leer ausgehen muß, dann ist es eine wahre Freude, sich einmal ganz seinen Ergießungen zu überlassen; ja es ist selbst nöthig, daß man es zuweilen in's Leben zurückrufe. Bei dem ewigen Beweisen und Folgern verlernt das Herz fast zu fühlen; und doch wohnt das Glück nur im Herzen, nur im Gefühle, nicht im Kopfe, nicht im Verstande. — Man müßte wenigstens täglich ein gutes Gedicht lesen, ein schönes Gemälde sehen, ein sanftes Lied hören — oder ein herzliches Wort mit einem Freunde reden, um auch den schöneren, ich möchte sagen, den menschlicheren Theil unseres Wesens zu bilden".

Er hatte diesen Austausch der Seelen seit ihrer Abwesenheit ganz entbehren müssen; in der Familie wie draußen unter den Menschen. Er fühlte sich gründlich verkannt, und dieses Gefühl drückte ihn doch schwer, so sehr es ihn zugleich vor ihm selbst zu heben schien und zu stolzen Vergleichungen verlockte. „Von einer Seele wenigstens, schreibt er, möchte ich gern zuweilen verstanden werden, wenn auch alle andern mich verkennen. Wie man in einem heftigen Streite mit vielen Gegnern sich umsieht, ob nicht Einer unter Allen ist, der uns Beifall zulächelt, so suche ich zuweilen dich; und wie man unter fremden Völkern freudig einem Landsmann entgegenfliegt, so werde ich dir, mein liebes Ulrikchen, entgegenkommen. Nenne es immerhin Schwäche von mir, daß ich mich so innig hier nach Mittheilung sehne, wo sie mir so ganz fehlt. Große Entwürfe mit schweren Aufopferungen auszuführen, ohne selbst auf den Lohn, verstanden zu werden, Anspruch zu machen, ist eine Tugend, die wir wohl bewundern, aber nicht verlangen dürfen. Selbst die größten Helden der Tugend, die jede andere Belohnung verachteten, rechneten doch auf diesen Lohn; und wer weiß, was Sokrates und Christus gethan haben würden, wenn sie voraus gewußt hätten, daß keiner unter ihren Völkern den Sinn ihres Todes verstehen würde . . . Wessen Schuld es ist, daß meine

Vorsätze nicht verstanden werden — das getraue ich mir wenigstens nicht zu meinem Nachtheil zu entscheiden. Wenn ein Türke und ein Franzose zusammenkommen, so haben sie wenigstens gleiche Verpflichtung, die Sprache des Andern zu lernen, um sich verständlich zu machen. Tausend Bande knüpfen die Menschen an einander, gleiche Meinungen, gleiches Interesse, gleiche Wünsche, Hoffnungen und Aussichten; — alle diese Bande knüpfen mich nicht an sie, und dieses mag ein Hauptgrund sein, warum wir uns nicht verstehen. Mein Interesse besonders ist dem ihrigen so fremd und ungleichartig, daß sie — gleichsam aus den Wolken fallen, wenn sie etwas davon ahnden. Auch haben mich einige mißlungene Versuche, es ihnen näher vor die Augen, näher ans Herz zu rücken, für immer davon zurückgeschreckt; und ich werde mich dazu bequemen müssen, es immer tief in das Innerste meines Herzens zu verschließen".

Nur an Ulriken fand er einen Halt; und er ward nicht müde, es ihr in den ernsthaftesten Wendungen zu versichern. „Du bist die Einzige", schreibt er ihr in einem andern Briefe, „die mich hier ganz versteht. Durch unsere vertraulichen Unterredungen, durch unsere Zweifel und Prüfungen, durch unsere freundlichen und freundschaftlichen Zwiste, deren Gegenstand nur allein die Wahrheit ist, der wir beide aufrichtig entgegenstreben, und in welcher wir uns auch gewöhnlich beide vereinigen, durch alle diese Vortheile Deines Umganges scheidet sich das Falsche in meinen Grundsätzen und Entschlüssen immer mehr von dem Wahren, das sie enthalten, und reinigen sich folglich immer mehr, und knüpfen sich immer inniger an meine Seele, und wurzeln immer tiefer, und werden immer mehr und mehr mein Eigenthum. Deine Mitwissenschaft meiner ganzen Empfindungsweise, Deine Kenntniß meiner Natur schützt sie um so mehr vor ihrer Ausartung; denn ich fürchte nicht allein mir selbst, ich fürchte nun auch Dir zu mißfallen. Dein Beispiel schützt mich vor allen Einflüssen der Thorheit und des Lasters, Deine Achtung sichert mir die meinige zu. — Doch genug. Du siehst, wie

unaufhaltsam mir Dein Lob entfließt, mit wie vielem Vergnügen ich mich als Deinen Schuldner bekenne. Ich schätze Dich als das edelste der Mädchen und liebe Dich als die, welche mir jetzt am theuersten ist. Wärst Du ein Mann oder nicht meine Schwester, ich würde stolz sein, das Schicksal meines ganzen Lebens an das Deinige zu knüpfen".

Indessen genügt es diesem ernsthaften Jünglinge nicht, der Schwester sein Herz in solchen Liebeserklärungen zu erschließen; er muß auch seine pädagogischen Kräfte an ihr versuchen. Er entwirft ihr das Bild eines freien denkenden Menschen, der selbständig nach einem geschlossenen Lebensplane handelt. „Ein freier denkender Mensch bleibt da nicht stehen, wo der Zufall ihn hinstößt; oder wenn er bleibt, so bleibt er aus Gründen, aus Wahl des Bessern. Er fühlt, daß man sich über das Schicksal erheben könne, ja, daß es im richtigen Sinne selbst möglich sei, das Schicksal zu leiten. Er bestimmt nach seiner Vernunft, welches Glück für ihn das höchste sei, er entwirft sich seinen Lebensplan und strebt seinem Ziele nach sicher aufgestellten Grundsätzen mit allen seinen Kräften entgegen . . . Ein schönes Kennzeichen eines solchen Menschen, der nach sichern Principien handelt, ist Consequenz, Zusammenhang und Einheit in seinem Betragen. Das hohe Ziel, dem er entgegenstrebt, ist das Mobil aller seiner Gedanken, Empfindungen und Handlungen. Alles, was er denkt, fühlt und will, hat Bezug auf dieses Ziel, alle Kräfte seiner Seele und seines Körpers streben nach diesem gemeinschaftlichen Ziele. Nie werden seine Worte seinen Handlungen, oder umgekehrt, widersprechen, für jede seiner Aeußerungen wird er Gründe der Vernunft aufzuweisen haben. Wenn man nur sein Ziel kennt, so wird es nicht schwer sein, die Gründe seines Betragens zu erforschen".

„Ja es ist mir so unbegreiflich", setzt er hinzu — und hier widerfährt es ihm, ahnungslos und im hoffnungsvollsten Selbstvertrauen das ganze Elend seines Lebens vorauszuschildern — „es ist mir so unbegreiflich, wie ein Mensch ohne Lebens-

plan leben könne, und ich fühle an der Sicherheit, mit welcher ich die Gegenwart benutze, an der Ruhe, mit welcher ich in die Zukunft blicke, so innig, welch ein unschätzbares Glück mir mein Lebensplan gewährt, und der Zustand, ohne Lebensplan, ohne feste Bestimmung, immer schwankend zwischen unsicheren Wünschen, immer im Widerspruch mit meinen Pflichten, ein Spiel des Zufalls, eine Puppe am Drahte des Schicksals — dieser unwürdige Zustand scheint mir so verächtlich und würde mich so unglücklich machen, daß mir der Tod bei Weitem wünschenswerther wäre".

In diesem Sinne möchte er nun auch das Leben der unruhigen Schwester in feste unwandelbare Formen gegossen sehen. „Deiner denkenden Seele", ruft er ihr zu, „stände jener hohe Charakter der Selbständigkeit wohl an. Und doch vermisse ich ihn an Dir. Du bist für jeden Augenblick des Lebens oft nur zu bestimmt, aber Dein ganzes Leben hast Du noch nicht ins Auge gefaßt. Aus diesem Umstande erkläre ich mir die häufigen Inconsequenzen Deines Betragens, die Widersprüche Deiner Aeußerungen und Handlungen . . . Du äußerst oft hohe, vorurtheilsfreie Grundsätze der Tugend, und doch klebst Du noch oft an den gemeinsten Vorurtheilen. Nie sehe ich Dich gegen wahren, ächten Wohlstand anstoßen, und doch bildest Du oft Wünsche und Pläne, die mit ihm durchaus unvereinbar sind. Du bist entweder viel zu frei und vorurtheillos, oder bei Weitem nicht genug. Die Folge davon ist, daß ich nicht bestimmen kann, ob das, was Du willst und thust, recht sei, oder nicht, und ich muß fürchten, daß Du selbst darüber unentschieden bist".

Der junge Pädagog hatte sehr ernste Indicien, daß es damit bedenklich aussah. Er hatte Ulriken am Tage zuvor „die rasche Frage gethan", ob sie sich einen bestimmten Lebensplan gebildet habe, und sie hatte nicht ohne Verwirrung geantwortet, sie verstände seine Frage nicht. Diese Unaufrichtigkeit macht ihn nun doppelt nachdenklich. Sie hatte ihm eingewandt, nur Män=

ner besäßen jene uneingeschränkte Freiheit des Willens, ihr Geschlecht sei unauflöslich an die Verhältnisse der Meinung und des Rufs geknüpft. Darauf entgegnet er ihr, voll Verwunderung, dies aus ihrem Munde gehört zu haben: „Bist Du nicht ein freies Mädchen, so wie ich ein freier Mann? Welcher andern Herrschaft bist Du unterworfen, als allein der Herrschaft der Vernunft? Aber dieser sollst Du dich auch vollkommen unterwerfen . . . Der Staat fordert von uns weiter nichts, als daß wir die zehn Gebote nicht übertreten. Wer gebietet uns aber die Tugenden der Menschenliebe, der Duldung, der Bescheidenheit, der Sittsamkeit zu üben, wenn es nicht die Vernunft thut? Der Staat sichert uns unser Eigenthum, unsere Ehre und unser Leben; wer sichert uns aber unser inneres Glück zu, wenn es die Vernunft nicht thut?" — Ihr Lebensplan soll denn auch das Werk ihrer Vernunft allein sein; einen Einfluß auf dessen Gestaltung will er sich nicht anmaßen. „Prüfe Deine Natur, beurtheile, welches moralische Glück ihr am angemessensten sei, mit einem Worte, bilde Dir einen Lebensplan und strebe dann seiner Ausführung entgegen".

Aber zum Unglück muß er sich sagen, daß sie bereits „gerade den einzigen Lebensplan verworfen hat, der ihrer würdig wäre": daß sie bei sich entschieden ist, sich nie zu verheirathen. Er ist begierig zu hören, welche Gründe sie für diesen „höchst strafbaren und verbrecherischen Entschluß" kann aufzuweisen haben, und führt alle die seinigen in's Feld, um ihr die Pflichten wie die Freuden der Gattin und der Mutter in die Seele zu rufen. Er stellt ihr vor, wie das Leben, das wir von den Eltern empfingen, „ein heiliges Unterpfand ist, das wir unsern Kindern wieder mittheilen sollen"; was aus der Nachkommenschaft werden soll, wenn Mädchen wie sie „sich der heiligen Pflicht, Mütter und Erzieherinnen des Menschengeschlechts zu werden, entziehn"; ob „die Sorge für künftige Geschlechter nur der Ueppigkeit feiler und eitler Dirnen überlassen sein soll?" Er fragt sie, da er sich ihrer Reiselust erinnert, ob „es auf Reisen ist,

daß man Geliebte suchet und findet?" ob man **dort** „die Pflichten der Gattin und der Mutter am zweckmäßigsten erfüllt"? Oder ob, wenn sie endlich auch des Reisens überdrüssig zurückkehren würde und die Blüthe ihrer Jahre dahingewelkt wäre, ob dann etwa ein Mann philosophisch genug denken wird, sie dennoch zu heirathen? Und da sie sich trösten zu können glaubt, wenn sie auch einen solchen Mann nicht fände, so eilt er, ihr mit einschmeichelnd leuchtenden Farben auszumalen, wie schwer und wie elend es ist, einen Gatten, wie schwer, eine Gattin zu entbehren, wie vor Allem die schönen Träume eines idyllischen Landlebens ohne einen liebenden Gefährten nichts sind; und er fragt mit wachsendem Pathos, was sie für so vielen Verlust würde schadlos halten können? „Doch wohl nicht der höchst unreife Gedanke, frei und unabhängig zu sein? Kannst Du Dich dem allgemeinen Schicksal Deines Geschlechts entziehen, das nun einmal seiner Natur nach die zweite Stelle in der Reihe der Wesen bekleidet?" —

Dieser wunderliche Brief *) zeigt uns den ganzen Kleist jener Tage. Er war in Frankfurt auf dem besten Wege, ein trockener, jugendloser Pedant zu werden. Seine ernste Natur gerieth bei dem einsamen, hastigen und überreizten Studiren in eine unnatürliche Spannung; die stille, verbissene Opposition gegen seine Umgebung fing an, ihm einen erschreckend greisenhaften Anstrich zu geben, und Mathematik und Philosophie, denen er sich so leidenschaftlich ergeben hatte, drohten ihm den

*) Es ist Nr. 3 der Briefe an Ulrike; er mag übrigens nur von Stube zu Stube geschrieben worden sein. Nicht blos weil ihm jede, auch die zufälligste, Andeutung der Briefform fehlt, sondern weil er sich auf ein Gespräch mit Ulriken vom Tage vorher bezieht (S. 19), und man doch irgend eine Beziehung auf eine zwischen heut und morgen erfolgte Abreise erwarten müßte. Dagegen stimmt es wohl ganz zu seiner damaligen Art, ein so gewichtiges pädagogisches Problem rund und reinlich zu Papier zu bringen und seiner etwas ungeschickten Zunge durch eine gründliche Deduction schwarz auf weiß nachzuhelfen.

zarten Staub von den Flügeln zu streifen. Auch sein Ideal stand ja noch in harten und schweren Formen vor ihm, und die hohe Harmonie seines Wesens, nach der er strebte, erschien ihm noch als das Werk der mathematisch construirenden Vernunft, neben der die Grazien scheu zurücktraten. Und auch so verstand ihn Niemand; die flache Heiterkeit des Genusses, die er um sich her sah, warf den grübelnden und moralisirenden Schüler Kant's nur um so heftiger auf ihn selbst zurück. Auch darüber konnte er sich nur gegen Ulrike aussprechen. „Was ich mit diesem Interesse im Busen, mit diesem heiligen, mir selbst von der Religion, von meiner Religion gegebenen Interesse im engen Busen, für eine Rolle unter den Menschen spiele, denen ich von dem, was meine ganze Seele erfüllt, nichts merken lassen darf, — das weißt Du zwar nach dem äußern Anschein, aber schwerlich weißt Du, was oft dabei im Innern mit mir vorgeht. Es ergreift mich zuweilen plötzlich eine Aengstlichkeit, eine Beklommenheit, die ich zwar aus allen Kräften zu unterdrücken mich bestrebe, die mich aber dennoch schon mehr als einmal in die lächerlichsten Situationen gesetzt hat. . . . Ich sage mir zwar häufig zu meinem Troste, daß es nicht die Bildung für die Gesellschaft ist, die mein Zweck ist, daß diese Bildung und mein Zweck zwei ganz verschiedene Ziele sind, zu denen zwei ganz verschiedene Wege nach ganz verschiedenen Richtungen führen — denn wenn man z. B. durch häufigen Umgang, vieles Plaudern, durch Dreistigkeit und Oberflächlichkeit zu dem einen Ziele kommt, so erreicht man dagegen nur durch Einsamkeit, Denken, Behutsamkeit und Gründlichkeit das andere ꝛc. Auch soll mein Betragen jetzt nicht gefallen, das Ziel, das ich im Sinne habe, soll für thöricht gehalten werden, man soll mich auf der Straße, die ich wandle, auslachen, wie man den Columbus auslachte, weil er Ostindien im Westen suchte. Nur dann erst bewunderte man ihn, als er noch mehr gefunden hatte, als er suchte ꝛc. Das alles sage ich mir zu meinem Troste. Aber dennoch möchte ich mich gern von dieser Beklommenheit ent-

wöhnen, um so viel mehr, da ich mit Verdruß bemerke, daß sie mich öfter und öfter ergreift".

In dieser Verfassung seines Gemüths war es sehr menschlich und natürlich, daß er bald nach nichts so sehnlich suchte, als nach einer Neigung, nach einem Verhältniß, das sein austrocknendes Herz beglücken könnte. Während der langen Monate, in denen er auch die Schwester nicht um sich hatte, fand er Muße und Anlaß zur Genüge, sich Bilder idyllischen Glückes auszumalen, um das „arme Herz" mit den „abstracten Dingen" seines Tagewerkes zu versöhnen; schon der Brief an Ulrike, der ihr so warm das Glück der Ehe an's Herz legt, verräth diese neue Richtung seiner Gedanken. Er hatte sich nach und nach fast von allem Verkehr zurückgezogen; die einzige Gesellschaft, die er gleichwohl täglich sah, war die Familie des Generals von Zenge, mit der er Haus an Haus wohnte. Auch hier verfolgte ihn jene beklemmende Unruhe, die ihn den Menschen zu entfremden drohte, aber er fand ein Interesse, das ihn festhielt. „Ich würde", schreibt er im November an Ulrike, noch zurückhaltend und kühl, „auch diese Gesellschaft schon aufgegeben haben, wenn ich mir nicht vorgenommen hätte, mich durchaus von diesem unangenehmen Gefühl zu entwöhnen ... Dazu kommt, daß es mir auch zuweilen gelingt, recht froh in dieser Gesellschaft zu sein. Denn sie besteht aus lauter guten Menschen und es herrscht darin viele Eintracht und das Aeußerste von Zwanglosigkeit. Die älteste Zenge, Minette, hat sogar einen feinern Sinn, der für schönere Eindrücke zuweilen empfänglich ist; wenigstens bin ich zufrieden, wenn sie mich zuweilen mit Interesse anhört, ob ich gleich nicht viel von ihr wieder erfahre".

Minette — oder Wilhelmine, wie er sie hernach gewöhnlich nennt — zog den einsamen Sonderling bald stärker und stärker an, und die Gewohnheit des Beisammenseins wie die geheimen Bedürfnisse seines Herzens schienen sie ihm zuletzt unentbehrlich zu machen. Sie war, soweit wir sie aus seinen Briefen kennen lernen, eine heitere, reine und liebevolle Natur,

sonst freilich der volle Gegensatz zu seinem Wesen: anspruchslos und genügsam, und, so bereitwillig sie den Sinn für geistige Fortbildung in sich wecken ließ, von bürgerlich-bedächtiger und verstandesmäßiger Art, die Dinge dieser Welt aufzunehmen. Indessen Kleist glaubte das Herz, dessen er bedurfte, in ihr gefunden zu haben, und im Laufe des Winters ward er ihr glücklicher Verlobter. Auch hier freilich machte er sogleich sein grilliges, principienhaftes Wesen geltend. Er erklärte der Braut, daß die Eltern nichts davon zu wissen brauchten, wenn zwei Liebende sich für einander bestimmt hätten, und daß, sobald erst über ein solches Verhältniß gesprochen werde oder Oheims und Basen sich hineinmischten, es allen Reiz für ihn verlöre. Einer Schwester seiner Braut, der er sein besonderes Vertrauen schenkte und die er seine goldene Schwester zu nennen pflegte, war deshalb eine geraume Weile die einzige Mitwisserin, bis es den Mädchen auf die Dauer zu peinlich ward, den Eltern das Geheimniß zu verbergen, und Kleist sich genöthigt sah, es ihnen selber zu sagen.

Er hatte nun ein Herz, das für ihn schlug; in seiner herrischen Art wollte er es auch ganz allein besitzen. Er verlangte von seiner Braut, daß sie nichts freuen sollte, als was sich auf ihn bezog, und es verging selten ein Tag, an dem er nicht über Mangel an Liebe gegen sie zu klagen hatte *). Er konnte nicht anders, als auch in dieser neuen Leidenschaft Alles an Alles setzen. Wiewohl er sie täglich sah, schrieb er ihr beinahe täglich die leidenschaftlichsten Briefe.

Wie es im Uebrigen auch in ihm aussehen mochte, sein Leben hatte nun doch ein anderes, freieres, schöneres Gesicht bekommen. Aus seinen späteren Erinnerungen kommt noch hier

---

*) Diese Darstellung des Verhältnisses gibt Bülow offenbar nach Mittheilungen der Braut, so, wie sie im Alter darauf zurücksah. Daß die Darstellung richtig ist, kann keinem Zweifel unterliegen. Von den Briefen, die Kleist seiner Braut noch in der Frankfurter Zeit schrieb, ist uns kein einziger erhalten.

und da ein verlorner Ton aus diesen Tagen zu uns: wie sie ihm so oft mit der Hand die Runzeln von der Stirn strich, wie sie in der Gartenlaube mit einander träumten, oder am Bach, der von den Linden in die Oder floß. Kleist ward nun auch für die geselligen Freuden wieder zugänglicher; und hier begegnen wir endlich Spuren seines poetischen Talents. Da der junge Freundinnenkreis eine Neigung zur Aufführung von „Sprichwörtern" gewonnen hatte, begnügte er sich nicht, ihnen schon vorhandene für die Darstellung einzurichten, er schrieb ihnen auch einige selbst, studirte sie sorgfältig mit ihnen ein und hatte die Genugthuung, mit diesen Kleinigkeiten vielen Beifall zu erwerben. Dann begann er auch, Gelegenheitsgedichte zu verfassen, und von diesen jugendlichen Versuchen ist uns ein besonders jugendlicher erhalten, ein „Wunsch am neuen Jahre 1800 für Ulrike von Kleist", der in schwer zu erkennenden Distichen sich scherzhaft über das emancipirte Wesen der Schwester ausläßt*):

Amphibion Du, das in zwei Elementen stets lebet,
Schwanke nicht länger und wähle Dir endlich ein sichres Geschlecht.
Schwimmen und fliegen geht nicht zugleich, drum verlasse das Wasser,
Versuch es einmal in der Luft, schüttle die Schwingen und fleuch (so)!

Viertes Kapitel.

Die Würzburger Reise. (September und October 1800.)

Im Sommer 1800 war es mit Kleist's eigentlicher Studentenzeit schon am Ende; er verließ Frankfurt, um in

*) Im Anhang zu den Briefen an Ulrike, S. 161.

Berlin auf eigene Hand seine Studien fortzusetzen. Die preußische Hauptstadt hatte damals noch keine Universität; was ihn dorthin zog, war auch, wie man aus seinen unzufriedenen Klagen ersieht, nicht das große Leben der Stadt oder befreundete Kreise; es scheint vielmehr, daß es vorwiegend der Gedanke war, sich auf seine künftige Anstellung im Staatsdienst vorzubereiten. Freilich nicht aus eigener Wahl: denn die Aussicht, das Leben eines Beamten zu führen, war ihm zu keiner Zeit unerträglicher als damals; seine Briefe verrathen es an hundert Stellen; nur die Rücksicht auf seine Braut und deren Eltern konnte ihn vermögen, sich wenigstens auf einen Versuch in dieser Sphäre einzulassen *). In einem der Briefe an Ulrike **) findet sich eine Andeutung, daß er im Laufe des Sommers zu dem Minister Karl August von Struensee, dem Chef des Accise- und Zoll-Departements (Bruder des berühmten Grafen Struensee, der 1772 in Kopenhagen unter dem Henkerbeil starb) in ein gewisses Verhältniß trat und einige Geschäfte in seiner Umgebung übernahm; doch zu einer Entscheidung, zu einer Flucht aus seinem bisherigen Lebensplan heraus konnte er sich nicht entschließen.

Die Frankfurter Zeit hatte ihn zwar an Wissen und Einsicht mannichfach, aber in seiner innern Ruhe wenig gefördert. Er hatte auch als Student zu viel auf einmal gewollt. Wie es von Mehreren, die ihn damals kannten, behauptet worden ist,

---

*) Bülow berichtet S. 14: „Er hatte mittlerweile seinen Studienplan geändert, und die Diplomatie zu seinem künftigen Lebensberufe gewählt, indem er sich schmeichelte, binnen Kurzem einen Gesandtschaftsposten zu erlangen". Davon findet sich in seinen Briefen nicht die mindeste Andeutung; aus diesen ersehen wir überall nur das Eine, daß er den ihm aufgedrungenen Gedanken der politischen oder administrativen Laufbahn wieder auszustoßen suchte, und es bleibt nur die Möglichkei[t] übrig, daß er in einer vorübergehenden Anwandlung einmal gerath[en] fand, seinen Frankfurtern sich als zukünftigen Diplomaten vorzuste[llen,] wie er denn überhaupt Plan um Plan in seinem unruhigen [Kopfe] herumwälzte.

**) Briefe an Ulrike S. 27.

Kleist sei zu „genial" in seiner Art zu arbeiten gewesen und habe durch ein Uebernehmen seiner Kräfte befürchten lassen, er werde seine Begriffe eher verwirren als berichtigen, so hat auch er selbst später (1802) geglaubt, er habe sich in Frankfurt zu übermäßig angestrengt, denn wirklich sei seit dieser Zeit sein Geist „seltsam abgespannt" gewesen*). In Berlin vergrub er sich nur noch tiefer in das Studium Kant's. Er fand hier wenigstens, was er in Frankfurt hatte entbehren müssen, wirkliche Freundschaft: er lernte Ernst von Pfuel kennen, der ihm später (damals war er erst 19 Jahre alt) ein treuer und wohlthätiger Gefährte werden sollte**), und Herrn von Brockes, einen Mecklenburger von vornehmer Geburt, an den er sich mit ganz besonderer Innigkeit anschloß. Brockes war, wie ihn Varnhagen einige Jahre später schildert, „in vielen deutschen Lebenskreisen eine bedeutende und vertraute Erscheinung, ein edler gebildeter Mann voll hohen Ernstes der Seele und von großer Zartheit des Gemüths; in seiner Anspruchslosigkeit und Stille wirkte er stark auf seine Freunde, und Männer und Frauen hingen mit Leidenschaft an ihm". Auch Graf Alexander zur Lippe gehörte bald zu Kleist's vertrauterem Umgang; ein wunderlicher Mensch, „edel, zartsinnig, gebildeten und strebenden Geistes, aber auch wirrköpfig, einbilderisch und abschweifend", der „in empfindsamster Seelenschwingung lebte, und Rührung und Innigkeit um sich her verbreitete, die aber bei leisen Anlässen wunderlich aus der unbefriedigten Spannung auch in Säure und Schärfe umschlugen". Im Styl jener Zeit lebte der junge Graf mit edlen Frauen in erhabenen Freundschaften, erging sich gern in wunderlichen, treffenden Schlagworten, und war ebenso leicht durch einen harmlosen Spaß in Harnisch zu bringen, als durch ein gutes Wort wieder zu begütigen. Er war auch mit

---

*) Vgl. Bülow S. 13; Briefe an Ulrike S. 64.

**) Der einzige noch jetzt lebende von Kleist's näheren Freunden; vgl. im Vorwort.

Rahel näher bekannt und ihr Verehrer, und mit der ganzen romantischen Jugend, die damals in Berlin aufblühte, mehr oder weniger eng befreundet, mit Keinem aber zärtlicher als mit Brockes, den er bei jeder Gelegenheit im Munde führte*).

Der Verkehr mit den ästhetischen Kreisen von Berlin konnte Kleist nicht eben auffordern, sich in die nüchternen Wünsche seiner Familie zu fügen. Im August ließ es ihn in Berlin nicht länger ruhen und er ging auf acht Tage nach Frankfurt; „ich mußte mir diese Zerstreuung machen“, schreibt er von dort an die abwesende Ulrike, „weil mich das Brüten über die schwangere Zukunft wieder ganz verstimmt hatte. In meinem Kopfe sieht es aus wie in einem Lotteriebeutel, wo neben einem großen Loose tausend Nieten liegen. Da ist es wohl zu verzeihen, wenn man ungewiß mit der Hand unter den Zetteln herumwühlt. Es hilft zwar zu nichts, aber es entfernt doch den furchtbaren Augenblick, der ein ganzes Lebensgeschick unwiderruflich entscheidet. Mehr als einmal bin ich nahe gewesen, mich endlich geduldig in ein Amt zu fügen, bei dem doch viele Männer, wie sie es sagen, froh sind; und am Ende könnte man sich selbst mit dem Apollo trösten, der auch verdammt ward, Knechtsdienste auf Erden zu thun. Aber immer noch reizt mich mein früheres höheres Ziel, und noch kann ich es nicht (wie viele es können) verächtlich als unerreichbar verwerfen, ohne vor mir selbst zu erröthen. Das Schlimmste bei dieser Ungewißheit ist, daß Niemand mir rathen kann, weil ich mich keinem Andern ganz erklären kann“.

Kaum hatte er sich in Frankfurt einige Tage aufgehalten, als der Unruhige wieder aufbrach, um plötzlich eine geheimnißvolle Reise zu unternehmen. Niemand erfuhr, wohin oder zu welchem Zweck. Ja er hat das Geheimniß, wie es scheint, auch in der Folge nie verrathen, und wir können nur annehmen, daß

---

*) Varnhagen's Denkwürdigkeiten, I. Bd., S. 282 ff., 289, 299, 307.

das Dunkel, welches noch heute darüber schwebt, auch für die Seinigen ein Dunkel blieb *).

Das Räthsel scheint um so schwieriger zu lösen, da Kleist offenbar, um durchaus von der richtigen Fährte abzulenken, in den Briefen an Ulrike die verwirrendsten und widersprechendsten Bezeichnungen für seinen verborgenen Zweck gebraucht hat. Wie Koberstein mittheilt **), hatte Ulrike nach Jahren einmal ihrer Nichte erzählt, „die Reise sei politischer Natur gewesen"; nach einigen Aeußerungen des Bruders könnte man einen Augenblick vermuthen, daß es auf die nicht gefahrlose Erforschung irgend eines Geheimnisses im Fabrikwesen abgesehen war. Aber bei näherer Betrachtung erweist sich das Eine wie das Andere als eine Täuschung. Nur eine Annahme bleibt auch vor der strengsten Prüfung stehen, und diese Annahme tritt mit der ganzen innern Entwicklung Kleist's in einen höchst logischen und überzeugenden Zusammenhang.

Kleist hatte — um zunächst die äußere Geschichte der Reise zu erzählen — seine Braut einmal gebeten, ihm aufzuschreiben, was sie sich eigentlich von dem Glück der künftigen Ehe verspreche; bei diesem Aufenthalt in Frankfurt theilte sie ihm das erste Blatt ihrer Bekenntnisse mit. Er las es sofort mit großer Bewegung durch und nahm es unruhig mit sich nach Hause; am andern Morgen erklärte er, daß er abreisen wolle. Er bekannte ihr in einem späteren Brief — für uns dunkel genug — warum: „Dieses Blatt, das mir eine unaussprechlich bittersüße Freude gewährte, scheuchte mich aus Deinen Armen und beschleunigte meine Abreise . . . Es zog mein ganzes Herz an Dich, aber es stieß mich zugleich unwiderruflich aus Deinen Armen. — Wenn ich es jetzt wieder lesen werde, so wird es mich dahin zurückführen. Damals war ich Deiner nicht wür-

*) Vielleicht, daß er sich darüber offener in der „Geschichte meiner Seele" erklärte, die er (nach Bülow, S. 19) im folgenden Jahre in Berlin schrieb.

**) Briefe an Ulrike S. 27.

dig . . . Damals weinte ich, daß Du so gut, so edel, so achtungswürdig, so werth des höchsten Glückes warst . . . Damals quälte mich das Bewußtsein, Deine heiligsten Ansprüche nicht erfüllen zu können" *).

Man konnte in Frankfurt wohl nicht umhin zu erstaunen, als er nun auf einmal erklärte, er müsse eine Reise unternehmen, deren Zweck sich nicht sagen lasse. Auf näheres Dringen versicherte er, es handle sich darum, durch diese Reise das Glück, die Ehre, vielleicht das Leben eines Menschen zu retten. Man mußte ihm eine Summe Geldes vorstrecken. Es gab aufgeregte Scenen und Thränen, aber er reiste noch an demselben Tage ab, ohne sich näher über sein Vorhaben zu erklären **).

Sobald er wieder in Berlin angekommen war, schrieb er an Ulrike (die er inzwischen noch in Frankfurt gesehen hatte), um ihr so viel Beruhigung als möglich zu geben. „Gewiß, schreibt er, würde ich nicht so geheimnißreich sein, wenn nicht meine beste Erkenntniß mir sagte, daß Verheimlichung meines Zweckes nothwendig sei. Indessen Du und noch ein Mensch (Wilhelmine), ihr sollt beide mehr erfahren, als alle übrigen auf der Welt, und überhaupt Alles, was zu verschweigen nicht nothwendig ist. Dabei baue ich aber nicht nur auf Deine unverbrüchliche Verschwiegenheit (indem ich will, daß das Scheinbar-Abenteuerliche meiner Reise durchaus versteckt bleibe, und die Welt weiter nichts erfahre, als daß ich in Berlin bin und Geschäfte beim Minister Struensee habe, welches zum Theil wahr ist), sondern auch auf Deine feste Zuversicht auf meine Redlichkeit, so daß selbst bei dem widersprechendsten Anschein Dein Glaube an dieselbe nicht wankt . . . Ich suche jetzt zunächst einen edlen, weisen Freund auf, mit dem ich mich über die Mittel zu meinem Zwecke berathen könne, indem ich mich dazu zu schwach fühle, ob ich gleich stark genug war, den Zweck selbst unwiderruflich

*) S. Bülow S. 112.

**) Vgl. Briefe an Ulrike S. 26.

festzustellen. Wärst Du ein Mann gewesen — o Gott, wie innig habe ich dies gewünscht! — Wärst Du ein Mann gewesen — denn eine Frau konnte meine Vertraute nicht werden — so hätte ich diesen Freund nicht so weit zu suchen gebraucht, als jetzt". „Ergründe nicht den Zweck meiner Reise", setzt er hinzu, „selbst wenn Du es könntest. Denke, daß die Erreichung desselben zum Theil auf der Verheimlichung vor allen, allen Menschen beruht. Für jetzt wenigstens. Denn einst wird es mein Stolz und meine Freude sein, ihn mitzutheilen".

Wilhelmine, die Braut, erfuhr ebenso viel wie Ulrike, nicht mehr; dagegen suchte er seinen geliebtesten Freund, Brockes, auf, fand ihn in Pasewalk*) und eröffnete ihm aufrichtig seine Lage. Der Freund besann sich nicht einen Augenblick, ihn, auf seinen Wunsch, auf der geheimnißvollen Reise zu begleiten. Um Kleist den Verdacht zu ersparen, als sei dieser — Kleist selbst — der eigentliche Zweck des Ausflugs und hätte den Freund nur bewogen, ihm zu folgen, gab Brockes bei seiner Familie der ganzen Reise den Anstrich, als geschehe sie um seinetwillen. Obwohl er selbst nur ein kleines Kapital hatte, wollte er sich von Kleist die Kosten nicht vergüten lassen, und opferte 600 Thaler von seinem Vermögen, um wie Pylades seinem Orest zu folgen**). Die Freunde gingen dann zunächst mit einander nach Berlin zurück, um die nöthigen Vorbereitungen für ihre Reise zu treffen.

Kleist legte inzwischen der Schwester von Neuem unverbrüchliche Wahrung des Geheimnisses — auch für das Wenige, das sie erfuhr — an's Herz. Unter dieser Bedingung versprach er ihr, sie jederzeit den Ort wissen zu lassen, an den „die Bahn ihres Zweckes ihn führen werde". Der Braut hatte er dasselbe

*) Vgl. Briefe an Ulrike S. 29, und Bülow S. 146.

**) Diese Darstellung des Sachverhalts, wie sie Kleist selbst in einem spätern Brief an die Braut gibt, beweist, daß seine Behauptung in dem 6. Brief an Ulrike (S. 30), Brockes habe „mit ihm denselben Zweck", nur eine absichtliche Fiction war.

versprechen müssen *). Zunächst wollte er mit Brockes nach Wien; er werde manches Schöne sehen, schreibt er, und dabei jedesmal mit Wehmuth daran denken, wie vergnügt Ulrike, die immer Reiselustige, das alles miterlebt hätte, wenn es möglich gewesen wäre, sie mitreisen zu lassen. „Aber", tröstet er sie, „wir reisen nicht zu unserm Vergnügen, das schwöre ich Dir; wie hätte ich Dich so um Deine liebsten Freuden betrügen können?" Er gönnte ihr wenigstens die Freude, dem Bruder hülfreich zu sein: da Brockes sein Reisegeld nicht so schnell bekommen konnte, wie es für die beiden Reisenden nöthig war, so bat Kleist die Schwester, ihm 100 Dukaten nach Wien nachzuschicken. Wie Alles Geheimniß war, so auch die Adressen der Freunde: Kleist gedachte in Wien als Student der Mathematik unter dem Namen Klingstedt aufzutreten, Brockes als Student der Oekonomie Bernhoff. Vor dem 1. November wollte Heinrich jedenfalls zurück sein und in Frankfurt erscheinen; würde man inzwischen nach ihm fragen, so sollte es heißen, er sei verreist, etwa in's Erzgebirge.

Ende August machten sich denn auch die pseudonymen Reisenden auf den Weg; aber — man erfährt nicht, warum — statt nach Wien zu gehen, reisten sie sogleich nach Dresden, und von da weiter nach Bayreuth, bis sie sich in Würzburg etwa einen Monat lang still vor Anker legten **). Während dann Brockes,

*) Vgl. Briefe an Ulrike S. 34 u. Bülow S. 112: hier erfährt man beiläufig, daß Wilhelmine ihm die Fortsetzung ihres Aufsatzes über ihre Hoffnungen von ehelichem Glück nach Wien nachgeschickt hatte.

**) Koberstein hält es (in seiner Vorrede, S. VI) noch für zweifelhaft, ob die Reise zuerst nach Wien oder gleich nach Würzburg ging. Er scheint in dem 2. Würzburger Brief an Wilhelmine (Bülow S. 118) die folgende Stelle übersehen zu haben: „Du weißt noch nicht alles, was mir in Berlin und in Dresden, in Bayreuth, ja selbst hier in Würzburg begegnet ist, das Alles wird noch einen langen Brief kosten. Damals ärgerte ich mich eben so über die Steine, die mir in den Weg geworfen wurden . . ." Hier müßte doch wohl von Wien, wenn die Reisenden auch dorthin gekommen wären, wenigstens mit einer Silbe die Rede ge-

der dem Freund noch mit seinem Gelde hatte aushelfen müssen, von Würzburg nach Dresden ging, kehrte Kleist allein und ohne weiteren Umweg in größter Eile nach Berlin zurück: er reiste über Meiningen, Schmalkalden, Gotha, Erfurt, Naumburg, Merseburg, Halle, Dessau und Potsdam in fünf Tagen, Tag und Nacht, um noch vor dem 1. November, wie er versprochen hatte, wieder zu Hause zu sein. Aber nach Frankfurt kam er nicht. Er war zwar „seelenheiter", so daß in Potsdam alle Leute geglaubt hatten, er sei so froh, weil er eine Anstellung erhalten hätte („die Thoren!" ruft er in verächtlichem Tone aus); aber nach Frankfurt fürchtete er sich zu gehen, „um das unausstehliche Fragen zu vermeiden", da es ihm durchaus unmöglich sei, zu antworten. „Du möchtest", schreibt er an Ulrike, „wohl die Einzige sein auf dieser Erde, bei der ich zweifelhaft sein könnte, ob ich das Geheimniß nun beenden soll, oder nicht? Zweifelhaft, sagte ich; denn bei jedem Andern bin ich entschieden, nie wird es aus meiner Seele kommen. Indessen die Erklärung wäre sehr weitläufig, auch bin ich noch nicht ganz entschieden . . . Laß mich nur machen. Wir werden uns schon einst verstehen. Für jetzt und immer bleibe verschwiegen über Alles".

Was war es denn nun, das er allen den Seinigen, das er auch der Schwester und der Braut mit so ängstlicher Verschlossenheit verbarg? Ein ihm gegebener Zweck konnte es nicht sein, nur an einen selbständig gesetzten und verfolgten läßt sich denken und nur an ein Vorhaben, das sich geradezu auf das

---

wesen sein; während es andererseits, bei den elenden Verkehrsmitteln jener Tage, gewiß unglaublich ist, daß in der verhältnißmäßig kurzen Reisezeit (am 26. August schreibt Kleist noch aus Berlin, am 16. Sept. schon aus Würzburg) mit dem Aufenthalt in Dresden und in Bayreuth sich auch noch ein Abstecher nach Wien hätte verbinden lassen. Es kommt hinzu, daß nach den Notizen bei Bülow S. 112 und Briefe an Ulrike S. 36 sowohl die 100 Dukaten der Schwester wie der Brief der Braut die Reisenden nicht in Wien fanden, sondern nach anderen Bestimmungsorten nachgeschickt werden mußten.

Heil seiner Seele, auf seine innersten Bedürfnisse bezog. Was hatte ihn denn „unwiderruflich aus den Armen“ der Braut getrieben? Er „fühlte sich ihrer nicht würdig“, und es „quälte ihn das Bewußtsein, ihre heiligsten Ansprüche nicht erfüllen zu können“. Darum mußte er fort; und er wußte offenbar selbst noch nicht, wohin; nur das wußte er, daß „das Glück, die Ehre, vielleicht das Leben eines Menschen“ durch diese Reise gerettet werden sollte. Pathetisch schreibt er an Ulrike: „Elisabeth ehrte die Zwecke Posa's, auch ohne sie zu kennen. Die meinigen sind wenigstens gewiß der Verehrung jedes edeln Menschen werth“. „Es liegt ein sehr ernster Zweck zum Grunde, der uns wahrscheinlich nicht eher ein ganz ungestörtes Vergnügen genießen lassen wird, als bis er erreicht ist“. „Unterlasse“, setzt er später hinzu, „alle Anwendungen, Folgerungen und Combinationen; sie müssen falsch sein, weil Du mich nicht ganz verstehen kannst“. Und als er sich nun, nach beendigter Reise, in Berlin wiederfindet, fühlt er sich „so froh, o ich bin es nie in meinem Leben herzlich gewesen, ich konnte es nicht; jetzt erst, öffnet sich mir etwas, das mich aus der Zukunft anlächelt, wie Erdenglück“. „Mir, mein edles Mädchen“, ruft er Ulriken zu, „hast Du mit Deiner Unterstützung das Leben gerettet — Du verstehst das wohl nicht? Laß das gut sein. Dir habe ich, nach Brockes, von meiner jetzigen innern Ruhe und Fröhlichkeit das meiste zu danken, und ich werde das ewig nicht vergessen . . . Nun wird es mir Mühe kosten, zu erdenken, was mir wohl auf der ganzen Erde zu meiner Zufriedenheit fehlen könne. Das wird mir wohl thun nach einem Leiden von 24 Jahren“.

Ein inneres Glück also war ihm ohne Zweifel widerfahren; es kann sich nur fragen, was? Von den gewöhnlichen Dingen dieser Welt reizte ihn nichts; sein Herz war nicht mehr sein; was ihm bisher das Höchste gedäucht hatte, Wissenschaft und Bildung, das konnte er unmöglich auf einer improvisirten Reise finden: es konnte nur ein neuer Gehalt seines Busens

sein. Und wenn man sorglich erwägt, was er schon in jenen citirten Stellen, und was er noch späterhin andeutet; wenn man sich seine ganze wunderliche Art vergegenwärtigt, wie er in plötzlichen Sprüngen auf seine Ziele zueilt, während er sie den Augen der Menschen zu verdecken und sich selbst ihren Fragen zu entziehen sucht; wenn man die nächsten innern Folgen in's Auge faßt, die aus jener Reise für sein Bewußtsein und für seine Pläne entspringen; und wenn man endlich einen Schritt weiter thut und aus den neuen Wirren, die fortan von der neuen Gährung zeugen, die endliche Frucht seiner geheimen Kämpfe, nämlich seine dichterische Laufbahn, verstohlen sich losringen sieht: so muß man zu der Ueberzeugung kommen, daß er auf dieser Reise in Wahrheit nur sich selbst, d. h. seinen Dichterberuf und nichts Anderes suchte.

Auf den ersten Anblick zwar wird diese Hypothese etwas seltsam erscheinen. Man kann schwerlich umhin, zu fragen, wie es möglich war, einen so ganz innerlichen Schatz auf einer solchen Reise heben zu wollen? Aber durch das ganze Leben Kleist's zieht sich ein wunderlicher, leidenschaftlicher Hang, innere Entscheidungen durch eine wilde Improvisation zu erzwingen; ein Hang, der mit seinem scheuen Wesen wie mit seinem prometheischen Trotz, mit seinem Durst nach schaffender Einsamkeit, wie mit seiner ganzen verzehrenden Ungeduld in unverkennbarer Berührung steht. In einem gewissen Sinne war es derselbe Hang, der bei Werkmeistern der Phantasie sich nicht selten findet, den auch Göthe hatte, nur in Göthe'schem Maß, und den dieser seinen „realistischen Tick“ nannte: einen Tick, durch den er „seine Existenz, seine Handlungen, seine Schriften den Menschen aus den Augen zu rücken behaglich fand“, der ihn antrieb, sich leichtsinniger zu betragen als er war, und sich gleichsam „zwischen sich selbst und zwischen seine eigene Erscheinung zu stellen“ *). Bei Kleist aber nahm jener Hang die absonderlichsten Dimen-

*) Vgl. Göthe's und Schiller's Briefwechsel, 2. Ausg., I, 182.

sionen an. Als ihm im Jahr 1801 in Berlin „der innere Zustand der Ungewißheit unerträglich ward“, erinnerte er sich zuletzt an eine Anekdote aus dem Alterthum und beschloß, nicht aus dem Zimmer zu gehen, bis er über einen Lebensplan entschieden wäre; acht Tage vergingen so — am Ende freilich mußte er doch das Zimmer ohne Entschluß verlassen*). Wenige Wochen später greift er vollends zu einem Radikalmittel: weil er sein inneres Ziel verloren und ein neues noch nicht gefunden hat, beschließt er in seiner Angst, auf Reisen zu gehen, und macht sich auf nach Paris, weil „die Bewegung auf der Reise ihm zuträglicher sein wird als dieses Brüten auf einem Flecke“ **). Als er dann endlich, in der Schweiz, sich seiner Muse entschlossen an die Brust wirft, vergräbt er sich in der einsamsten Einsamkeit auf dem Thuner See, um dort seine Schöpferkraft an den „Schroffensteinern“ zu bewähren. Je mehr er mit sich zu schaffen hatte, desto jäher trieb es ihn aus dem Angesicht der Menschen; ihre Ansprüche ängstigten ihn, ihre Geberden schienen ihn beständig nach seinen Leistungen zu fragen, und er glaubte nur zwischen einsamen Wänden oder unter wildfremden Erscheinungen ganz er selbst zu sein. Es kam bei ihm eine, wie er selbst sagt, „unerklärliche Verlegenheit“ hinzu, die er unüberwindlich fand, weil sie wahrscheinlich eine ganz physische Ursache habe. Nur mit der größten Mühe konnte er sie so verstecken, daß sie nicht auffiel; er klagte bitter, wie schmerzhaft es sei, „sich nie zeigen zu können, wie man wohl möchte, nie frei handeln zu können und selbst das Große versäumen zu müssen, weil man voraus empfindet, daß man nicht Stand halten wird, indem man von jedem äußern Eindruck abhängt, und das albernste Mädchen oder der elendeste Schuft von élégant uns durch die matteste persiflage vernichten kann“ ***).

---

*) Briefe an Ulrike S. 46.
**) Bülow S. 158.
***) Vgl. Briefe an Ulrike S. 49, 63.

So verstehen wir das Gefühl, das ihn, da die Muse sich ankündigte und ihr wachsendes Drängen sich nicht länger durch Kant'sche Philosophie und mathematische Lehrsätze beschwichtigen ließ, aus Berlin nach Frankfurt und von dort aus den Armen seiner Braut trieb, um ihn zu ruhiger Selbstprüfung auf einsamer Fahrt hinauszuscheuchen. An der Seite des lyrisch gestimmten und von dem edelsten Zartgefühl erfüllten Freundes brauchte er nicht zu fürchten, daß er der nöthigen Einsamkeit entbehren würde; während es ihm ein Bedürfniß war, wenigstens einen Vertrauten seiner Wünsche und den Schutz und Trost eines so zuverlässigen Gefährten zu haben.

Nichts aber ist erklärlicher, als daß er sich den Seinigen nicht zu entdecken vermochte. In seinem Geschlecht war es zwar weder eine Rarität noch eine Schande, ein Poet zu sein; nennt doch das preußische Sprüchwort, welches die vornehmsten Familien der alten Provinzen mit Eigenschaftswörtern bezeichnet, „Alle Kleist's Dichter", und auf dem Kirchhofe in der Gubener Vorstadt stand das dreieckige Denkmal, das die Freimaurer seiner Vaterstadt dem Sänger des „Frühlings" Christian Ewald von Kleist gesetzt hatten. War doch dieser liebenswürdige Vorfahr in hundert Dingen Heinrich's Ebenbild gewesen und sollte es ferner sein: gefesselt gleich ihm durch seinen Adel und durch seine Armuth, wie durch den Druck einer nüchtern denkenden Familie, gleich ihm erst spät (und wie durch Zufall) zum Poeten geworden, unglücklich im Kriegerstand, wenig begabt sich nach außen geltend zu machen, und in Zurücksetzung und Krankheit vereinsamt, zuweilen verbittert, oft voll Melancholie; von ähnlicher Sehnsucht nach Natur, Liebe, weiter Wanderschaft, von ähnlicher Innigkeit des Gemüths und Ernst und Bedächtigkeit beim poetischen Arbeiten; nur daß er nicht Heinrich's überfliegenden Ehrgeiz und finstere Leidenschaftlichkeit der Seele hatte, sondern von harmloser Bescheidenheit und eine elegische, nicht eine tragische Natur war. Wie wenig läßt sich sagen, welchen heimlichen Einfluß dieses Ahnenbild auf die junge Seele unseres Kleist gehabt

haben mag! Aber so sehr es ihn im Stillen auch ermuthigen mochte, vor seine Familie konnte er doch mit seinen Träumen nicht treten. Wie lange war es denn her, daß er wider den Willen der Seinigen den Soldatenstand verlassen hatte, um sich den Wissenschaften zu verschwören? Noch fühlte er sich im Bann ihrer ehrwürdigen Größe, und wo fand er die Sicherheit, daß die Musen ihn nicht im Stiche lassen würden? Er hatte kaum erst einige unbeholfene Formeln in ihrem Dienste gestammelt. Der erwachende Schwung seiner Phantasie konnte ihm nicht Gewähr leisten, daß seine Hand auch dazu berufen sei, ihr die Feder zu führen; — und wir können auf jeder Seite seiner Briefe lesen, wie ihm nur Eines von Beiden möglich war, entweder die volle Unsterblichkeit oder ein verborgenes Schollendasein für sich zu fordern.

So konnte er denn auch vor seinen Frankfurtern als Dichter nur mit fertigen, nur mit großen Werken erscheinen; alles Andere wäre ihm unmöglich gewesen. Noch fast drei Jahre später, als seine „Schroffensteiner“ schon gedruckt, d. h. ohne seinen Namen gedruckt, und von der Kritik gepriesen sind, als er schon von Wieland feurige Dithyramben über seinen „Robert Guiscard“ vernommen hat und selbst von stolzen Hoffnungen voll ist, noch da kann er sich nur Ulriken verrathen, und er schärft ihr ein: „Wer der neue Dichter sei, darf Niemand als etwa meine allernächsten Verwandten erfahren, und unter diesen auch nur die verschwiegenen“ *). Als er dann wieder verzweifelt, seine künstlerischen Ideale zu erreichen, ist er entschlossen, nie zu den Seinigen zurückzukehren: „O niemals! Rede mir nicht zu. Wenn Du es thust, so kennst Du das gefährliche Ding nicht, das man Ehrgeiz nennt. Ich kann jetzt darüber lachen, wenn ich mir einen Prätendenten mit Ansprüchen unter einem Haufen von Menschen denke, die sein Geburtsrecht zur Krone nicht anerkennen; aber die Folgen für ein empfindliches

*) Briefe an Ulrike S. 85.

Gemüth, sie sind, ich schwöre es Dir, nicht zu berechnen. Mich entsetzt die Vorstellung" *). Wie sollte er jetzt mit jenen ersten verwegenen Hoffnungen vor seinen Vormund, vor seine Braut treten, der ihn ja eben das Gefühl seiner Unwürdigkeit aus den Armen gerissen hatte?

Versetzt man sich gründlich in die Seele dieses Jünglings, der keinen innern Conflict anders als durch jähe Gewaltsamkeit zu schlichten verstand und von der leisen und leichten Art der Lebensvirtuosen, die Dinge dieser Welt zu behandeln, auch nicht das Mindeste erhalten hatte: so begreift man ganz, wie der poetische Trieb bei ihm in dieser geheimnißvollen, abenteuerlichen Manier zum Durchbruch kam. Er hätte ferner, auch wenn er gewollt, nicht einmal gewußt, wie er sich den Frankfurtern, die ohnehin — auch Ulrike und die Braut — nur ein halbes Verständniß für ihn hatten, in dieser innerlichsten aller Bedrängnisse enthüllen sollte: seine Verschlossenheit hing zu sehr mit seinen entscheidendsten Empfindungen zusammen. „Es ist nicht möglich, Dir Alles mitzutheilen", schreibt er einige Monate später an Ulrike, „und wenn es auch kein weiteres Hinderniß gäbe, als dieses, daß es uns an einem Mittel zur Mittheilung fehlt. Selbst das einzige, das wir besitzen, die Sprache taugt nicht dazu, sie kann die Seele nicht malen, und was sie uns gibt, sind nur zerrissene Bruchstücke. Daher habe ich jedesmal eine Empfindung, wie ein Grauen, wenn ich Jemandem mein Innerstes aufdecken soll; nicht eben weil es sich vor der Blöße scheut, aber weil ich ihm nicht Alles zeigen kann, nicht kann, und daher fürchten muß, aus den Bruchstücken falsch verstanden zu werden" **).

Indessen noch immer hätte man wenig Recht, jene meine Vermuthung zur Ueberzeugung zu erheben, wenn nicht der verschwiegene Kleist sich doch in mancherlei Andeutungen verriethe.

---

*) Briefe an Ulrike S. 91.

**) Briefe an Ulrike S. 45.

Kaum von der Reise zurückgekehrt, schreibt er an Ulrike: „Ich fühle mich mehr als jemals abgeneigt, ein Amt zu nehmen. Vor meiner Reise war das anders — jetzt hat sich die Sphäre für meinen Geist und für mein Herz ganz unendlich erweitert — das mußt Du mir glauben, liebes Mädchen". Um dieselbe Zeit schreibt er an Wilhelmine: „Bemühe Dich nur, alle Vorurtheile zu bekämpfen. Ich bin fest entschlossen, den ganzen Adel von mir abzuwerfen. Viele Männer haben geringfügig angefangen und königlich ihre Laufbahn beschlossen. Shakespeare war ein Pferdejunge und ist die Bewunderung der Nachwelt. Wenn Dir auch die eine Art der Ehre entgeht, wird Dir doch vielleicht einst eine andere zu Theil, die höher ist. Warte zehn Jahre und Du wirst mich nicht ohne Stolz umarmen" *). Schon kündigt sich auch die volle Entfesselung des Ehrgeizes an, der Alles oder Nichts will: „und wenn ich", schreibt er in demselben Brief an Wilhelmine, „auf dieser Erde nirgend einen Platz finden sollte, finde ich vielleicht auf einem andern Sterne einen um so besseren"; ein frevelhaftes, sein Schicksal weissagendes Wort, das er, ganz in demselben Ausdruck, gegen Ulriken wiederholt **). Zunächst freilich ist er noch der selig hoffende Mann. An seinem Geburtstage, den er in Würzburg erlebt, erinnert er sich jener schmerzlichen Stunde, die ihn aus Wilhelminens Armen scheuchte, und befreit jauchzt nun seine Seele auf: „Damals quälte mich das Bewußtsein, Deine heiligsten Ansprüche nicht erfüllen zu können, und jetzt, jetzt — — doch still! . . . Jetzt werde auch ich Dir mittheilen, was ich mir von dem Glücke meiner künftigen Ehe verspreche. Ehemals durfte ich das nicht, aber jetzt — o, Gott! wie froh macht mich das! —

---

*) Bülow S. 129; Briefe an Ulrike S. 39. In einer Nachschrift zu dem voraufgehenden Brief an Ulrike (S. 38) heißt es: „Sollte Tante gern in mein Bureau wollen, wegen der Wäsche, so sorge doch auf eine gute Art dafür, daß der obere Theil, worin die Schreibereien, gar nicht geöffnet werde".

**) Bülow S. 126; Briefe an Ulrike S. 43.

werde ich die Gattin beschreiben, die mich glücklich machen kann. — Das ist die große Idee, die ich für Dich im Sinne habe. Das Unternehmen ist groß, aber der Zweck auch. Ich werde jede Stunde, die mir meine künftigen Tage übrig lassen, nur diesem Geschäfte widmen. Das wird meinem Leben neuen Reiz geben, und uns beide schneller durch die Prüfungszeit führen, die uns bevorsteht. In fünf Jahren, hoffe ich, wird das Werk fertig sein" *). Man kann schwerlich umhin, bei diesen seltsamen Andeutungen an ein poetisches Vorhaben zu denken; und wie später sein „Robert Guiscard" nach seinen eigenen Worten „der Welt Ulrikens Liebe zu ihm erklären sollte" **), so scheint ihm damals ein dichterischer Entwurf gekommen zu sein, dessen schöner Sinn für ihn war, die Braut in einer idealen Gestalt zu verherrlichen und zu verklären.

Doch auch das ist es nicht allein. Sein ganzes Wesen ist seit dieser Reise verwandelt, und am unverkennbarsten sein Styl. Während er gleich nach der Ankunft in Würzburg noch das Kapitel von der „Pflicht" in der Manier des Frankfurter Studenten, in einer trockenen Predigt an Wilhelminen erörtert, versichert er ihr drei Wochen später, daß „Liebe und Bildung" Alles sei, was er begehre — ein Wahlspruch, der nun für die nächste Zeit gleichsam das Motto seiner Briefe wird — und seine Perioden durchweht auf einmal Schiller'sche Rhetorik und ein absichtsvoller Trieb, in poetischen Gleichnissen zu reden. Er beginnt sofort, jenes poetische Ideal einer Gattin zu beschreiben; und um Wilhelminen zu versichern, daß dieses Ideal nicht die Wirklichkeit überfliegen, sondern ihrem Bilde und ihrem Bund treu bleiben soll, schreibt er in einer Jagd von Bildern weiter: „Ich werde von der Lilie nicht verlangen, daß sie in die Höhe schieße, wie die Ceder, und der Taube kein Ziel stecken, wie dem Adler. Ich werde aus der Leinwand kein

*) Bülow S. 113.

**) Briefe an Ulrike S. 78.

Bild hauen, und auf den Marmor nicht malen. Ich kenne die Masse, die ich vor mir habe, und weiß, wozu sie taugt. Es ist ein Erz mit gediegenem Golde, und mir bleibt nichts übrig, als das Metall von dem Gestein zu scheiden. Glanz und Gewicht und Unverletzbarkeit in der Feuerprobe hat es von der Natur erhalten, die Sonne der Liebe wird ihr Schimmer und Glanz geben, und ich habe nach der metallurischen Scheidung nichts weiter zu thun, als mich zu wärmen an den Strahlen, die seine Spiegelfläche auf mich zurückwirft".

„Ich selbst fühle", fährt er fort, „wie matt diese Bildersprache gegen den Sinn ist, der mich belebt. — O, wenn ich Dir nur einen Strahl von dem Feuer mittheilen könnte, das in mir flammt! Wenn Du es ahnen könntest, wie der Gedanke, aus Dir einst ein vollkommenes Wesen zu bilden, jede Kraft in mir erwärmt, jede Fähigkeit in mir bewegt, jede Kraft in mir in Leben und Thätigkeit setzt! — Du wirst es mir kaum glauben; aber ich sehe oft Stundenlang aus dem Fenster und gehe in zehn Kirchen, und besehe diese Stadt von allen Seiten, und sehe doch nichts, als ein einziges Bild — Dich, und zu Deinen Füßen zwei Kinder und auf dem Schooße ein drittes; und höre, wie Du dem Kleinsten sprechen, dem Mittleren fühlen, dem Größten denken lehrst, und wie Du den Eigensinn des Einen zu Standhaftigkeit, den Trotz des Andern zu Freimüthigkeit, die Schüchternheit des Dritten zu Bescheidenheit, und die Neugierde Aller zu Wißbegierde umzubilden weißt *), sehe, wie Du ohne viel zu handeln, durch Beispiele Gutes lehrst,

---

*) Man wird hier die leise Reminiscenz aus Werther's Leiden (s. Göthe's Werke, XIV, 34) bemerken; weit mehr aber weiterhin das Studium der Schiller'schen Prosa. Wie er damals auch die Schiller'sche Poesie studirte, ersehen wir aus folgender Stelle in dem 6. Brief an Ulrike (S. 31), den er kurz vor der Abreise nach Würzburg schrieb: „Die Gräfin (Gräfin Eickstädt, Brockes' Verwandte) wird Dir den Wallenstein bei ihrer Durchreise durch Frankfurt überliefern. Du kannst das Buch als ein Geschenk von mir betrachten, denn sein Inhalt muß nicht

und wie Du ihnen in Deinem eigenen Bilde zeigst, was Tugend ist, und wie liebenswürdig sie ist. — — Ist es ein Wunder, wenn ich für diese Empfindungen die Sprache nicht finden kann" ?

Auch hier springt nun wieder sofort der Pädagog in ihm hervor; aber nicht der trockene, stirnrunzelnde von ehemals, sondern dem die Seele in poetischem Pathos aufwallt. „Lege den Gedanken, ruft er aus, wie einen diamantenen Schild um Deine Brust: Ich bin zu einer Mutter geboren! Jeder andere Gedanke, jeder andere Wunsch fahre zurück vor diesem undurchdringlichen Harnisch. Was könnte Dir sonst die Erde für ein Ziel bieten, das nicht verachtungswürdig wäre? Sie hat nichts, was Dir einen Werth geben kann, wenn es nicht die Bildung edler Menschen ist. Dahin richte Dein heiligstes Bestreben! Das ist das Einzige, was Dir die Erde einst verdanken kann! Gehe nicht von ihr, wenn sie sich schämen müßte, Dich nutzlos durch ein Menschenalter getragen zu haben. Verachte alle die niedern Zwecke des Lebens. Dieser einzige wird Dich über alle erheben. In ihm wirst Du Dein wahres Glück finden, alle andern können Dich nur auf Augenblicke vergnügen. Er wird Dir Achtung vor Dir selbst einflößen, alles Andere kann nur Deine Eitelkeit kitzeln, und wenn Du einst an seinem Ziele stehst, wirst Du mit Selbstzufriedenheit auf Deine Jugend zurückblicken, und nicht wie tausend andere unglückliche Geschöpfe Deines Geschlechts die versäumte Bestimmung und das versäumte Glück in bittern Stunden der Einsamkeit beweinen.

„Ich will nicht, daß Du aufhörest Dich zu putzen oder in frohe Gesellschaften zu gehen, oder zu tanzen; aber ich möchte Deiner Seele den Gedanken recht aneignen, daß es höhere Freuden gibt, als die uns aus dem Spiegel, oder aus dem Tanz-

---

gelesen, sondern gelernt werden". „Ich bin begierig, setzt er hinzu, ob Wallenstein den Carlos bei Dir verdrängen wird. Ich bin unentschieden".

saale entgegen lächeln. Das Gefühl, im Innern schön zu sein, und das Bild, das uns der Spiegel des Bewußtseins in den Stunden der Einsamkeit zurückwirft, sind Genüsse, die allein unsere heiße Sehnsucht nach Glück stillen können.

„Dieser Gedanke möge Dich auf allen Deinen Schritten begleiten, vor den Spiegel, in die Gesellschaft, in den Tanzsaal. Bringe der Mode oder vielmehr dem Geschmacke die kleinen Opfer, die er nicht ganz mit Unrecht von jungen Mädchen fordert, arbeite an Deinem Putze, frage den Spiegel, ob Dir die Arbeit gelungen ist — aber eile mit dem Allen und kehre so schnell als möglich zu Deinem höchsten Zwecke zurück. Besuche den Tanzsaal, — aber sei froh, wenn Du von einem Vergnügen zurückkehrest, wobei nur die Füße ihre Rechnung fanden; das Herz aber und der Verstand den Pulsschlag ihres Lebens ganz aussetzten, und das Bewußtsein gleichsam ausgelöscht war. Gehe in frohe Gesellschaften, — aber suche Dir immer den Bessern, Edlern heraus, von dem Du etwas lernen kannst — denn das darfst Du in keinem Augenblicke Deines Lebens versäumen".

In nichts aber prägt sich wohl die innere Krisis, aus der heraus er so beredte „Briefe über die ästhetische Erziehung" schreibt, deutlicher und sinnvoller aus, als in der Art, wie während des Würzburger Aufenthalts der poetische Natursinn in ihm erwacht. „Auch mir", schreibt er sechs Wochen später aus Berlin an die Braut *), „sind es die liebsten Stunden, in welchen ich die Natur frage, was recht ist, und edel und gut und schön. Täglich widme ich zur Erholung ein Stündchen diesen Geschäften und denke niemals ohne Freude an den Augenblick in Würzburg, wo ich zum ersten Mal auf den Gedanken kam, auf diese Art bei der großen Lehrmeisterin Natur in die Schule zu gehen". Was diese Worte sagen wollen, sehen wir am besten aus dem Würzburger Geburtstagsbrief, der Wilhelminen die Stadt, den Fluß und die Berge, und mit der

*) Bülow S. 132.

Natur zugleich, in der eigenthümlichsten Verflechtung, seine Stimmungen schildert *).

„Ich finde jetzt", schreibt er am 11. October, „die Gegend um die Stadt weit angenehmer, als ich sie bei meinem Einzuge fand; ich möchte fast sagen, daß ich sie schön finde — und ich weiß nicht, ob sich die Gegend verändert hat, oder das Herz, das ihren Eindruck empfing. Wenn ich jetzt auf der steinernen Mainbrücke stehe, die das Citadell von der Stadt trennt, und den gleitenden Strom betrachte, der durch Berge und Auen in tausend Krümmungen hervorströmt und unter meinen Füßen wegfließt, ist es mir, als ob ich über einem Leben erhaben stände. Ich stehe daher gern am Abende auf diesem Gewölbe und lasse den Wasserstrom und den Luftstrom mir entgegenrauschen. Oder ich kehre mich um, und verfolge den Lauf des Flusses, bis er sich in die Berge verliert, und verliere mich selbst dabei in stillen Betrachtungen. — Selbst von dem Berge aus, von dem ich Würzburg zuerst erblickte, gefällt es mir jetzt, und ich möchte fast sagen, daß es von dieser Seite am schönsten sei. Ich sah es letzthin von diesem Berge nicht ohne inniges Vergnügen. Die Höhe senkt sich allmälig herab und in der Tiefe liegt die Stadt. Von beiden Seiten hinter ihr ziehen in halben Kreisen Bergketten sich heran, und nähern sich freundlich, als wollten sie sich die Hände geben, wie ein paar alte Freunde nach einer lange verflossenen Beleidigung . . . . . Aber der Main tritt zwischen sie, wie die bittere Erinnerung, und sie wanken, und keiner wagt es, zuerst hinüber zu schreiten, und beide folgen langsam dem scheidenden Strom, wehmüthige Blicke über die Scheidewand wechselnd. —

*) Vor diesem Brief vom 10. und 11. October schrieb er einen noch längeren, uns verloren gegangenen, wie man (Bülow S. 116) aus folgenden Worten ersieht: „Ich will aus diesem Briefe kein Buch machen, wie aus dem vorigen, und Dir daher nur kurz noch Einiges mittheilen". Auf den verhältnißmäßig kurzen Brief vom 11. September kann sich diese Stelle nicht beziehen; man vergl. auch Bülow S. 118 und 131.

„In der Tiefe, sage ich, liegt die Stadt, wie in der Mitte eines Amphitheaters! Die Terrassen der umschließenden Berge dienen statt Logen, Wesen aller Art blickten als Zuschauer voll Freude herab und sangen und sprachen Beifall, oben in der Loge des Himmels stand Gott. Und aus dem Gewölbe des großen Schauspielhauses sank der Kronleuchter der Sonne herab, und versteckte sich hinter die Erde — denn es sollte ein Nachtstück aufgeführt werden. Ein blauer Schleier umhüllte die ganze Gegend, und es war, als wäre der azurne Himmel selbst herniedergesunken auf die Erde. Die Häuser in der Tiefe lagen in dunklen Massen da, wie das Gehäuse einer Schnecke. Hoch empor in die Nachtluft ragten die Spitzen der Thürme, wie die Fühlhörner eines Insektes, und das Klingeln der Glocken klang wie der heisere Ruf des Heimchens; hinten starb die Sonne, hochroth glühend vor Entzücken, wie ein Held, und das blasse Zodiakal-Licht umschimmerte sie, wie eine Glorie das blasse Antlitz eines Heiligen".

Man kann nicht leicht wunderlichere Bemühungen sehen, den erwachten dichterischen Trieb an der Natur zu üben. Auch hier haben wir wieder den ächten Kleist: ihn treibt es, in seiner bedächtigen, gewissenhaften Art, sich die Reize der Natur durch mühselige Exercitien zu unterwerfen. „Vorgestern, erzählt er weiter, ging ich aus, einen andern Berg von der Nordseite zu ersteigen. Es war ein Weinberg, und ein enger Pfad führte durch gesegnete Rebenstangen auf seinen Gipfel. Ich hatte nicht geglaubt, daß der Berg so hoch sei — und er war es vielleicht auch nicht, aber sie hatten aus den Weinbergen alle Steine rechts und links in diesen Weg geworfen, das Ersteigen zu erschweren, — — gerade, wie das Schicksal oder die Menschen mir auf dem Wege zum Ziele, das ich nun doch erreicht habe. Ich lachte über diese auffallende Aehnlichkeit. — Du weißt noch nicht alles, was mir in Berlin und in Dresden, in Baireuth, ja selbst hier in Würzburg begegnet ist, das Alles wird noch einen langen Brief kosten. Damals ärgerte ich mich

eben so über die Steine, die mir in den Weg geworfen wurden; ließ mich aber nicht stören, vergoß zwar heiße Schweißtropfen, aber erreichte doch, wie vorgestern, das Ziel. Das Ersteigen der Berge, wie der Weg zur Tugend, ist besonders wegen der Aussicht, die man eben vor sich hat, beschwerlich. Drei Schritt weit sieht man, weiter nicht, und nichts als die Stufen, die erstiegen werden müssen, und kaum ist ein Stein überschritten, gleich ist ein anderer da, und jeder Schritt schmerzt doppelt, und die ganze Mühseligkeit wird gleichsam wiedergekäut; — — aber man muß an die Aussicht denken, wenn man den Gipfel erstiegen hat. O, wie herrlich war der Anblick des Mainthales von dieser Höhe! Hügel und Thäler, und Wasser und Städte und Dörfer, alles durcheinander wie ein gewirkter Fußteppich! Der Main wandte sich bald rechts, bald links, und küßte bald den einen, bald den andern Rebenhügel, und wandelte zwischen seinen beiden Ufern, die ihm gleich theuer schienen, wie ein Kind zwischen Vater und Mutter. Der Felsen mit der Citadelle sah ernst auf die Stadt herab, und bewachte sie, wie ein Riese sein Kleinod, und an den Außenwerken herum schlich ein Weg, wie ein Spion, und krümmte sich in jede Bastion, als ob er recognosciren wollte, wagte aber nicht, in die Stadt zu gehen, sondern verlor sich in die Berge.

„Aber keine Erscheinung in der Natur kann eine so wehmüthige Freude abgewinnen, als ein Gewitter am Morgen, besonders wenn es ausgedonnert hat. Wir hatten hier vor einigen Tagen dies Schauspiel. — O, es war eine prächtige Scene! Im Westen stand das nächtliche Gewitter und wüthete wie ein Tyrann, und von Osten her stieg die Sonne herauf, ruhig und schweigend, wie ein Held. Und seine Blitze warf ihm das Ungewitter zischend zu und schalt ihn laut mit der Stimme des Donners; — er aber schwieg, der göttliche Stern, und stieg herauf, und blickte mit Hoheit herab auf den unruhigen Nebel unter seinen Füßen, und sah sich tröstend um nach den andern Sonnen, die ihn umgaben, als ob er seine Freunde

beruhigen wollte. — Und einen letzten fürchterlichen Donnerschlag schleuderte ihm das Ungewitter entgegen, als ob es seinen ganzen Vorrath von Galle und Geifer in einen Funken ausspeien wollte; — aber die Sonne wankte nicht in ihrer Bahn, und nahte sich unerschrocken, und bestieg den Thron des Himmels — — und blaß, wie vor Schreck, entfärbte sich die Nacht des Gewölkes, und zerstob wie ein dünner Rauch, und sank unter den Horizont, wenige schwache Flüche murmelnd. — —

„Aber welch' ein Tag folgte diesem Morgen! Laue Luftzüge wehten mich an, leise flüsterte das Laub, große Tropfen fielen mit langen Pausen von den Blumen, ein mattes Licht lag ausgegossen über die Gegend, und die ganze Natur schien ermattet nach dieser großen Anstrengung, wie ein Held nach der Arbeit des Kampfes". —

Man sieht, ein neues, ungekanntes Leben hat dem Wanderer die Seele erfüllt. Rastlos sucht er es — er, der bisher im Dienst der Wissenschaften allzu nüchtern dahinlebte — in Rhythmen und Bildern auszusprechen. Von den verborgenen künstlerischen Versuchen jener Tage wissen wir freilich nichts mehr; er hat sie später, in einer verzweifelten Stunde, alle vernichtet. Nur ein Gedicht an Wilhelmine ist uns erhalten, das man nicht wohl anders als in diese Periode verweisen kann *); denn es verräth ganz denselben Charakter, wie jene Würzburger Naturphantasien: ein mühsames und unfreies Haschen nach Bildern, so daß zuletzt das Ganze nichts als ein einziges großes Gleichniß zu sein scheint, und ein unruhiges Grübeln der Phantasie, das noch die moralisirende Tendenz des jungen Gelehrten mit den neuen Anschauungen und Formen des Poeten verbindet.

---

*) Das Gedicht wurde zuerst 1830 in einem Musenalmanach abgedruckt und von Bülow in seinen Anhang (S. 249) aufgenommen. Bülow weiß nur (S. X), daß Kleist diese Verse „schon früh für Wilhelmine gedichtet hatte".

So schließt es die Geschichte dieser Krisis mit einer letzten warmen Beleuchtung ab, und wir sehen wenigstens, wie weit es der Künstler Kleist auf seiner Irrfahrt gebracht hatte, wenn wir uns den Anfang und den Schluß dieser bilderstürmenden Verse wiederholen:

Nicht aus des Herzens bloßem Wunsche keimt
Des Glückes schöne Götterpflanze auf.
Der Mensch soll mit der Mühe Pflugschaar sich
Des Schicksals harten Boden öffnen, soll
Des Glückes Erntetag sich selbst bereiten,
Und Thaten in die offnen Furchen streu'n.
Er soll des Glückes heil'gen Tempel sich
Nicht mit Hermeos Caduceus öffnen,
Nicht wie ein Nabob seinen trägen Arm
Nach der Erfüllung jedes Wunsches strecken.
Er soll mit Etwas den Genuß erkaufen,
Wär's auch mit des Genusses Sehnsucht nur.

Nicht vor den Bogen tritt der Hirsch und wendet
Die Scheibe seiner Brust dem Pfeile zu.
Der Jäger muß in Feld und Wald ihn suchen,
Wenn er daheim mit Beute kehren will.
Er muß mit jedem Halme sich berathen,
Ob er des Hirsches leichte Schenkel trug,
An jedes Baums entreißtem Aste prüfen,
Ob ihn sein königlich Geweih berührt.
Er muß die Spur durch Thal und Berg verfolgen,
Sich rastlos durch des Moors Gestrüppe dreh'n,
Sich auf des Felsens Gipfel schwingen, sich
Hinab in tiefer Schlünde Absturz stürzen,
Bis, in der Wildniß düst'rer Mitternacht,
Er kraftlos neben seine Beute sinkt.

— — —

. Auch zu der Liebe schwimmt nicht stets das Glück,
Wie zu dem Kaufmann nicht der Indus schwimmt.
Sie muß sich ruhig, in des Lebens Schiff,
Des Schicksals wilden Meeren anvertrau'n;
Dem Wind des Zufalls seine Segel öffnen,
Es an der Hoffnung Steuerruder lenken,

Und stürmt es, vor der Treue Anker geh'n.
Sie muß des Wankelmuthes Sandbank meiden,
Geschickt des Mißtrauns spitzen Fels umgeh'n,
Und mit des Schicksals wilden Wogen kämpfen,
Bis in des Glückes sich'ren Port sie läuft.

Fünftes Kapitel.

Die Krisis in Berlin. (Winter $18^{00}/_{01}$.)

Kleist war im Sommer 1800 noch mit schwer lastenden Zweifeln, ob er seine Ideale einem praktischen Beruf opfern sollte, nach Berlin gegangen. Er hatte zunächst wenigstens eine unabhängige, lose Stellung im Departement der Finanzen übernommen. Jetzt, da er von der Reise zurückgekehrt war und der Winter begann, trat ihm die Frage näher, wie er sich darüber entscheiden wolle? Der Minister Struensee war, wie früher, bereit, ihm eine definitive Anstellung zu gewähren *); aber er sollte sich nun nicht länger besinnen dürfen. Dies war für ihn, nach seiner damaligen Stimmung, Entscheidung über Leben und Tod. Er verlangte noch einmal einen Aufschub. „Ich werde wahrscheinlich", schreibt er im November an Ulrike, „diese Laufbahn nicht verfolgen; doch möchte ich sie gern mit Ehren verlassen und wohne daher während dieses Winters den Sessionen der technischen Deputation bei. Man wollte mir dies zwar anfänglich nicht gestatten, ohne angestellt zu sein, und

*) Vergl. Briefe an Ulrike S. 40. Bei Bülow S. 226 heißt es (October 1801): „Ich würde kaum ohne Erniedrigung, nachdem ich zweimal Ehrenstellen ausgeschlagen habe, wieder selbst darum anhalten können"; dies kann sich nur auf den gegenwärtigen und einen frühern Fall beziehen, wahrscheinlich auf Anerbietungen, die man ihm schon im Sommer (1800) gemacht hatte.

der Minister drohte mir sogar schriftlich, daß, wenn ich mich jetzt nicht gleich anstellen ließe, sich in der Folge für mich wenig Aussichten zeigen würden. Ich antwortete aber, daß ich mich nicht entschließen könnte, mich in ein Fach zu werfen, ohne es genau zu kennen, und bestand darauf, diesen Winter den Sessionen blos beizuwohnen, ohne darin zu arbeiten. Das ward mir denn endlich, unter der Bedingung, das Gelübde der Verschwiegenheit abzulegen, gestattet. Im nächsten Frühjahr werde ich mich bestimmt erklären".

Aber diese letzte Entscheidung konnte für ihn kaum mehr zweifelhaft sein; nur daß er sich eben vor der Erklärung scheute. Wir wissen, in welcher Stimmung er aus Würzburg zurückkam. Seine innerste Meinung sprach er aus, wenn er (in demselben Brief) an die Schwester schrieb: „So lange die Metallkugel noch kalt ist, so läßt sie sich wohl hineinschieben in das enge Gefäß, aber sie paßt nicht mehr dafür, wenn man sie glühet — fast so wie der Mensch nicht für das Gefäß eines Amtes, wenn ein höheres Feuer ihn erwärmt". In seinen Träumen war sein Leben zu einem lieblichen Idyll geworden; „es ist wahr", schreibt er im November an Wilhelmine, „wenn ich mir das freundliche Thal denke, das einst unsere Hütte umgrenzen wird, und mich in dieser Hütte und Dich und die Wissenschaften und weiter nichts — dann sind mir alle Ehrenstellen und alle Reichthümer verächtlich, dann ist es mir, als könnte mich nichts glücklich machen als die Erfüllung dieses Wunsches, und als müßte ich unverzüglich an seine Erreichung schreiten". Aber da er das eigentliche Geheimniß verbergen mußte, konnte er sich nur halb verständlich machen. Er suchte um so eifriger und ängstlicher nach andern Gründen, wie sie zerstreut um den Kern seiner Abneigung herumlagen. „Ich kann nicht eingreifen in ein Interesse — schreibt er an die Braut — das ich mit meiner Vernunft nicht prüfen darf. Ich soll thun, was der Staat von mir verlangt, und doch soll ich nicht untersuchen, ob das, was er von mir verlangt, gut ist. Zu seinen unbedeutenden

Zwecken soll ich ein bloßes Werkzeug sein — ich kann es nicht. Ein eigener Zweck steht mir vor Augen, nach ihm würde ich handeln müssen, und wenn der Staat es anders will, dem Staate nicht gehorchen dürfen . . . Ich bin auch wirklich zu ungeschickt, um ein Amt zu führen. Ordnung, Genauigkeit, Geduld, Unverdrossenheit, sind Eigenschaften, die bei einem Amte unentbehrlich, und mir ganz fehlen. Ich arbeite nur für meine Bildung gern und da bin ich unüberwindlich geduldig und unverdrossen. Für die Amtsbesoldung Listen zu schreiben und Rechnungen zu führen? — ach! ich würde eilen, eilen, daß sie fertig würden, und zu meinen geliebten Wissenschaften zurückkehren. Ich würde die Zeit meinem Amte stehlen, um sie meiner Bildung zu widmen. — Nein, es geht nicht. Ich bin zu ungeschickt, mir ein Amt zu erwerben . . . Aber das Entscheidende *) ist dieses, daß selbst ein Amt, und wäre es eine Ministerstelle, mich nicht glücklich machen kann. Mich nicht, — denn Eines ist gewiß, ich bin dereinst in meinem Hause glücklich, oder niemals, nicht auf Bällen, nicht im Opernhause, nicht in Gesellschaften, und wäre es die Gesellschaft von Fürsten, ja wäre es die Gesellschaft unseres eigenen Königs . . . Ich will von der Freiheit nicht reden, weil Du mir schon einmal Einwürfe dagegen gemacht hast, ob Du zwar gleich, wie alle Weiber, das nicht recht verstehen magst; aber Liebe und Bildung sind zwei unerläßliche Bedingungen meines künftigen Glückes — und was könnte mir in einem Amte davon zu Theil werden, als höchstens ein karger, sparsamer Theil von Beidem? . . . Wie würde ich die Orden und die Reichthümer, und den ganzen Bettel der großen Welt verwünschen, wie würde ich bitterlich weinen, meine Bestimmung so unwiederbringlich verfehlt zu haben, wie würde ich mir mit heißer Sehnsucht trockenes Brod wünschen, und irdische Liebe, Bildung und Freiheit — Nein,

*) „Entschiedenste“ steht bei Bülow, muß aber offenbar berichtigt werden.

ich darf kein Amt wählen, weil ich das ganze Glück, das es gewähren kann, verachte".

Aehnlich schreibt er an die Schwester; mit halber Zurückhaltung und mit halbem Vertrauen. Er reiste öfter nach Potsdam hinüber, um seine alten Freunde, vor allen Rühle von Lilienstern, einen seiner Vertrautesten, zu besuchen; im November hatte er dort bemerkt, daß zwar die Prinzen, besonders der jüngere, sich sehr freundlich gegen ihn erwiesen, aber der König nicht — das war ihm ein neuer Anlaß, sich gegen den Gedanken amtlicher Unterordnung zu erbittern. „Wenn der König meiner nicht bedarf", ruft er aus, „so bedarf ich seiner noch weit weniger. Denn mir möchte es nicht schwer werden, einen andern König zu finden, ihm aber, sich andere Unterthanen aufzusuchen". „Am Hofe theilt man die Menschen ein, wie ehemals die Chemiker die Metalle, nämlich in solche, die sich dehnen und strecken lassen, und in solche, die dies nicht thun. — Die ersten werden dann fleißig mit dem Hammer der Willkür geklopft, die andern aber, wie die Halbmetalle, als unbrauchbar verworfen ... Ja, wenn man den warmen Körper unter die kalten wirft, so kühlen sie ihn ab, — und darum ist es wohl recht gut, wenn man fern von den Menschen bleibt". Man sieht an den Gleichnissen, Kleist hatte sich damals wirklich ein wenig der Chemie und Physik ergeben; auch sonst erkennt man, daß er sich Mühe gab, sich mit den praktischen Dingen zu befreunden. Aber es wollte nicht gehen; Alles zeigte ihm zu sehr die schwarze Seite. „Als der Minister", erzählt er Ulriken, „mit mir von dem Effect einer Maschine sprach, so verstand ich ganz natürlich darunter den mathematischen. Aber wie erstaunte ich, als sich der Minister deutlicher erklärte, er verstehe unter dem Effect der Maschine nichts anders, als das Geld, das sie einbringt. — Uebrigens ist, so viel ich einsehe, das ganze preußische Commerzsystem sehr militärisch, — und ich zweifle, daß es an mir einen eifrigen Unterstützer finden werde. Die Industrie ist eine Dame, und man hätte sie fein

und höflich, aber herzlich einladen sollen, das arme Land mit ihrem Eintritt zu beglücken. Aber da will man sie mit den Haaren herbeiziehen; ist es ein Wunder, wenn sie schmollt? Künste lassen sich nicht, wie die militärischen Handgriffe, erzwingen. Aber da glaubt man, man habe alles gethan, wenn man Messen zerstört, Fabriken baut, Werkstühle zu Haufen anlegt. — Wem man eine Harmonika schenkt, ist der darum schon ein Künstler? Wenn er nur die Musik erst verstünde, so würde er sich schon selbst ein Instrument bauen".

„Das Amt, das ich annehmen soll, liegt außer dem Kreise meiner Neigung. Es ist praktisch so gut, wie die andern Finanzämter ... Wenn ich es ausschlage, so gibt es für mich kein besseres, wenigstens kein praktisches. Die Reise *) war das einzige, das mich reizen konnte, so lange ich davon noch nicht genau unterrichtet war. Aber es kommt dabei hauptsächlich auf List und Verschmitztheit an, und darauf verstehe ich mich schlecht. Die Inhaber ausländischer Fabriken führen keinen Kenner in das Innere ihrer Werkstatt. Das einzige Mittel also, doch hinein zu kommen, ist Schmeichelei, Heuchelei, kurz Betrug. — Ja, man hat mich in dieser Kunst zu betrügen schon unterrichtet; — nein, mein liebes Ulrikchen, das ist nichts für mich".

Kleist fuhr inzwischen fort, den Sessionen der technischen Deputation beizuwohnen; denn er wußte nicht, wie er sich davon losmachen sollte, ohne zu beleidigen. In diesen Sessionen wurde unter Anderm auch immer ein kurzer Bericht über den Inhalt gewisser Journale über Chemie, Mechanik &c. erstattet. Eines Tages ward nun Kleist, durch den Präsidenten selbst, in die äußerste Verlegenheit versetzt. Eines der Mitglieder schlug einen großen Folianten auf, der der fünfte Theil eines neu heraus-

*) Hier soll offenbar das amtliche Reisen überhaupt (nicht eine bestimmte einzelne Reise) gemeint sein; wie Kleist an Wilhelmine (Bülow S. 125) schreibt: „ich müßte in die Provinzen reisen und die Fabriken zählen".

gekommenen französischen Werkes über Mechanik war; er sagte in allgemeinen Ausdrücken, er habe das Buch nur flüchtig durchblättern können, aber es scheine ihm, als ob es wohl manches enthalten könne, was die Deputation und ihren Zweck interessire. Darauf fragte ihn der Präsident, ob er glaube, daß es nützlich wäre, wenn es von einem Mitgliede ganz durchstudirt würde, und als der Andere bejahte, wandte sich der Präsident schnell zu Kleist und sagte: nun, Herr von Kleist, das ist etwas für Sie, nehmen Sie dies Buch zu sich, lesen Sie es durch und statten Sie der Deputation darüber Bericht ab. „Was in diesem Augenblick — so erzählt Kleist der Schwester — Alles in meiner Seele vorging, kann ich Dir wieder nicht beschreiben. Ein solches Buch kostet wenigstens ein Jahr Studium, ist neu, folglich sein Werth noch gar nicht entschieden, würde meinen ganzen Studienplan stören rc. rc. Ich hatte aber zum erstenmal in zwei Jahren wieder einen Obern vor mir und wußte in der Verlegenheit nichts zu thun, als mit dem Kopfe zu nicken. Das ärgerte mich aber nachher doppelt, ich erinnerte mich mit Freuden, daß ich noch frei war, und beschloß, das Buch ungelesen zu lassen, es folge daraus, was da wolle“.

„Ich muß fürchten“, setzt er hinzu, „daß auch dieses mißverstanden wird, weil ich wieder nicht Alles sagen konnte“; und in der That, wir sehen durch diese ganze Zeit hin, wie dieses Gefühl des Geheimnisses ihn drückt. Ueberallhin verfolgt es ihn, unter die Gelehrten, deren trockenes Wesen ihn um so peinlicher an seine stillen glühenden Wünsche erinnert, in die Gesellschaft, deren Anforderungen ihm zur Last fallen, weil sie seinen unbefriedigten Ehrgeiz aufwühlen. Im Januar kam Huth, einer seiner ehemaligen Frankfurter Professoren, nach Berlin, und führte nun seinen Schüler aus seiner Einsamkeit heraus und in die gelehrte Welt ein; aber Kleist „befand sich darin so wenig wohl als in der ungelehrten“ *). „Diese Men-

*) Bülow S. 139; Briefe an Ulrike S. 48.

schen", fand er, „sitzen sämmtlich wie die Raupe auf einem Blatte, jeder glaubt, seines sei das beste, und um den Baum kümmern sie sich nicht". In Gesellschaften wagte er sich selten; die jüdischen waren ihm sonst die liebsten, aber sie thaten ihm zu preciös mit ihrer Bildung *); an dem Juden Cohen hatte er, wie er schreibt, „eine interessante Bekanntschaft gemacht" — aber nicht sowohl um der Person willen, als wegen seines prächtigen Kabinets von physikalischen Instrumenten, das zu benutzen für Kleist von Interesse war. „Einmal", erzählt er (im Februar), „habe ich getanzt und war vergnügt, weil ich zerstreut war . . . Ach, liebe Ulrike, ich passe mich nicht unter

*) Es ist gewiß, daß damals in den christlichen Häusern Berlins nichts dem Aehnliches zu finden war, was die literarisch erregten jüdischen Kreise, in denen Rahel, Henriette Herz und Dorothea Veit glänzten und zuerst der romantische Göthe=Cultus aufkam, an geistiger Geselligkeit darboten; und in diese Kreise war nach und nach der ganze aufstrebende Nachwuchs hineingezogen worden. Aber der Tadel Kleist's ist allerdings begreiflich. Henriette Herz selbst hat das treffendste Wort über den eigenthümlichen Ton gesagt, der sich in diesen Kreisen gebildet hatte (vergl. ihre Schilderung derselben in dem nach ihr benannten Buch von J. Fürst, S. 121 ff.). „Der Geist dieser Kreise war aus der Literatur der neuen Völker hervorgegangen, aber die Saat war auf einen ganz ursprünglichen, jungfräulichen Boden gefallen. Hier fehlte jede Vermittelung durch die Tradition, durch eine von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzende, mit dem Geist und dem Wissen der Zeit Schritt haltende Bildung; aber auch jedes aus einem solchen Bildungsgange erwachsene Vorurtheil. Einer solchen Natur dieses Geistes und dem Bewußtsein derselben in seinen Trägerinnen ist die Ueppigkeit, der Uebermuth, ein sich Hinaussetzen über hergebrachte Formen in den Aeußerungen derselben zuzuschreiben". Aber mit Recht setzt sie dann auch hinzu: „er (der Geist dieser Kreise) war unleugbar sehr originell, sehr kräftig, sehr pikant, sehr anregend und oft bei erstaunenswerther Beweglichkeit von großer Tiefe". — Mit Tieck, der sich damals wieder in Berlin befand und gerade in diesem Winter (1800) als berühmtes Haupt der Romantiker heftige Anfeindungen in seiner Vaterstadt auszustehen hatte, war Kleist noch nicht bekannt geworden; aber er scheint ihn schon gelesen und verehrt zu haben.

6*

die Menschen, es ist eine traurige Wahrheit, aber eine Wahrheit; und wenn ich den Grund ohne Umschweif angeben soll, so ist es dieser: sie gefallen mir nicht . . . Indessen wenn ich mich in Gesellschaften nicht wohl befinde, so geschieht dies weniger, weil Andere, als vielmehr weil ich mich selbst nicht zeige, wie ich es wünsche. Die Nothwendigkeit, eine Rolle zu spielen, und ein innerer Widerwillen dagegen machen mir jede Gesellschaft lästig, und froh kann ich nur in meiner eigenen Gesellschaft sein, weil ich da ganz wahr sein darf. Das darf man unter Menschen nicht sein, und keiner ist es".

Sein größter Schmerz war es in dieser Zeit, daß er seinen einzigen Vertrauten in Berlin, daß er Brockes verlor. Kleist hat immer für Freundschaft einen hohen und begeisterten Sinn gehabt, aber Keinen scheint er so wie diesen geliebt zu haben. „Brockes hat mich verlassen", schreibt er am 31. Januar 1801 an Wilhelmine, „er ist nach Mecklenburg gegangen, dort ein Amt anzutreten, das seiner wartet — — und mit ihm habe ich den einzigen Menschen in dieser volkreichen Königsstadt verloren, der mein Freund war, der einzige, den ich recht wahrhaft ehrte und liebte, den einzigen, für den ich in Berlin Herz und Gefühl haben konnte, den einzigen, dem ich es ganz geöffnet hatte, und der jede, auch selbst seine geheimsten Falten kannte". „Von keinem Andern — setzt er offenherzig hinzu — kann ich dies letzte sagen, Niemand versteht mich ganz, Niemand kann mich ganz verstehen, als er und Du — ja, selbst Du vielleicht wirst mich und meine künftigen Handlungen nie ganz verstehen, wenn Du nicht für das, was ich höher achte als die Liebe, einen so hohen Sinn fassen kannst als er".

Kleist hat diesem „herrlichen Menschen" in einem langen Brief an Wilhelmine gleichsam ein Denkmal gesetzt, und es ist interessant, zu sehen, wie er in diesem schönen Panegyrikus (nicht ohne Absichtlichkeit gegen die Braut) sein Mannesideal aus jenen Tagen schildert. Schon um ihn und seine eigene Entwicklung ganz zu verstehen, müssen wir das Conterfei

seines Freundes hier in den wesentlichen Zügen, in seiner jugendlich feierlichen Weise, wieder abmalen.

„Ob ich mich schon entsinne“, beginnt er, „zuweilen auch an diesem Menschen den Charakter der Menschheit, nämlich, nicht ganz vollkommen zu sein, entdeckt zu haben, so ist doch jetzt mein Gedächtniß für seine Fehler ganz ausgestorben, und ich habe nur eines für seine Tugenden . . . Wahr ist es, daß die Menschen uns, wie die Sterne, bei ihrem Verschwinden höher erscheinen, als sie wirklich stehen; aber dieser ist in dem ganzen Zeitraume unserer vertrauten Bekanntschaft nie von der Stufe herabgestiegen, auf welcher ich ihn Dir jetzt zeigen werde. Ich habe ihn anhaltend beobachtet, und in den verschiedensten Lagen geprüft und mir das Bild dieses Menschen mit meiner ganzen Seele angeeignet, als ob es eine Erscheinung wäre, die man nur einmal, und nicht wieder sieht.

„Ich sage Dir nichts von seiner Gestalt, die nicht schön war, aber sehr edel. Er ist groß, nicht stark, hat ein gelbbräunliches Haar, ein blaues Auge, viel Ruhe und Sanftmuth im Gesicht, und eben so im Betragen . . . Er hatte eine sehr gebildete und zärtlich liebende Mutter, seine Erziehung war ein wenig poetisch, und ganz dahin abzweckend, sein Herz weich und für alle Eindrücke des Schönen und Guten schnell empfänglich zu machen.

„. . . Er war durchaus immer edel, nicht blos der äußern Handlung, auch dem innersten Beweggrunde nach. Ein tiefes Gefühl für Recht war immer in ihm herrschend, und wenn er es geltend machte, zeigte er sich zu gleicher Zeit immer so stark und doch so sanft. Sanftheit war überhaupt die Basis seines Wesens. Dabei war er von einer ganz reinen, ganz unbefleckten Sittlichkeit, und ein Mädchen könnte nicht reiner und unbefleckter sein, als er. Frei war seine Seele und ohne Vorurtheil, voll Güte und Menschenliebe, und nie stand ein Mensch so unscheinbar unter den andern, über die er so unendlich erhaben war. Ein einziger Zug konnte ihn schnell für einen Menschen

gewinnen. Denn so wie es sein Bedürfniß war, Liebe zu finden, war es auch sein Bedürfniß, Liebe zu geben. Nur zuweilen gegen Gelehrte war er hart, nicht seine Handlung, sondern sein Wort, indem er sie meistens Vielwisser nannte. Sein Grundsatz war: Handeln ist besser als Wissen. Daher sprach er selbst zuweilen verächtlich von der Wissenschaft, und nach seiner Rede zu urtheilen, schien es, als wäre er immer vor Allem geflohen, was ihr ähnlich sieht; aber er meinte eigentlich blos die Vielwisserei, und wenn er, statt dieser, wegwerfend von den Wissenschaften sprach, bemerkte ich mitten in seiner Rede, daß er in keiner einzigen ganz fremd und in sehr vielen ganz zu Hause war. Von den meisten hatte er die Hauptzüge aufgefaßt und von den andern wenigstens diejenigen, die in sein Ganzes paßten — denn dahin, nämlich, Alles in sich in Einheit zu bringen und zu erhalten, ging sein unaufhörliches Bestreben. Daher stand sein Geist auf einer hohen Stufe von Bildung, obgleich nur eigentlich, wie er sagte, die Ausbildung seines Herzens sein Geschäft war. Denn zwischen diesen beiden Parteien in dem menschlichen Wesen machte er einen scharfen, schneidenden Unterschied. Immer nannte er den Verstand kalt, und nur das Herz wirkend und schaffend. Daher hatte er ein unüberwindliches Mißtrauen gegen jenen, und ein eben so unerschütterliches Vertrauen zu diesem gefaßt. Immer seiner ersten Regung gab er sich ganz hin, das nannte er seinen Gefühlsblick, und ich habe nie gefunden, daß dieser ihn getäuscht hätte. Er sprach immer wegwerfend von dem Verstande, obgleich er in einer solchen Rede selbst zeigte, daß er mehr habe, als Andere, die damit prahlen. Uebrigens war das Sprechen über seinen innern Zustand eben nicht, wie es scheinen möchte, sein Bedürfniß; selten theilte er sich Einzelnen mit, Vielen nie. In Gesellschaften war er meist still und leidend, wie überhaupt in dem ganzen Leben, und dennoch war er in Gesellschaft immer gern gesehen. Ja, ich habe nie einen Menschen gesehen, der so viel Liebe fand bei allen Wesen — und oft habe ich mich sinnend in Gedanken vertieft,

wenn ich sah, daß sogar Deines Bruders Spitz, der gegen seinen Herrn und gegen mich nie recht zärtlich war, unbeschreiblich freudig um dieses Menschen Knie sprang, sobald er in die Stube trat. Aber er war von einem ganz liebenden kindlichen Wesen, ein natürlicher Freund aller Geschöpfe — liebe Wilhelmine, es ist keine Sprache vorhanden, um das Bild dieses Menschen recht getreu zu malen.

„Ich will daher von seinem Wesen nur noch das ganz Charakteristische herausheben — und das war seine Uneigennützigkeit. — Liebe Wilhelmine! bist Du wohl schon recht aufmerksam gewesen auf Dich und Andere? Weißt Du wohl, was es heißt: ganz uneigennützig sein? Und weißt Du auch, was es heißt: es immer und aus der innersten Seele und mit Freudigkeit sein? — Ach, es ist schwer! ... Und diese schwerste von allen Tugenden, o! nie hat ihr Heiligenschein diesen Menschen verlassen, so lange ich ihn kannte.

„Als ich ihm in Pasewalk meine Lage eröffnete, besann er sich nicht einen Augenblick, mir nach Wien zu folgen. Er sollte schon damals ein Amt nehmen, hing innig an seiner Schwester, und sie noch inniger an ihm. Ja, es ist eine traurige Gewißheit, daß diese plötzliche, geheimnißvolle Abreise ihres Bruders und das Gefühl, nun von ihrem einzigen Freunde verlassen zu sein, einzig und allein das arme Weib bewogen hat, sich einen Gatten zu wählen, mit dem sie jetzt doch nicht recht glücklich ist. — So theuer ward unser Glück erkauft. Werden wir nicht auch etwas thun müssen, es zu verdienen? . . Aber das ist noch nicht die Uneigennützigkeit, die ich meine. Das alles würde ich für ihn auch gethan haben — aber er hat noch weit mehr gethan und weit mehr! Es ist ganz unscheinbar, und Du wirst vielleicht darüber lächeln, wenn Du es nicht verstehst — aber mich hat es entzückt.

„Wenn wir beide in den Postwagen stiegen, nahm er sich immer den Platz, der am wenigsten bequem war. — Von dem Stroh, das zuweilen auf dem Fußboden lag, nahm er sich nie

etwas, wenn es nicht hinreichte, die Füße Beider zu erwärmen. — Wenn ich in der Nacht zuweilen schlafend an seine Brust sank, hielt er mich, ohne selbst zu schlafen . . . Wenn man uns in Würzburg Bücher aus der Lesegesellschaft brachte, las er nie in dem zuerst, das mir das liebste war. — Als man uns zum Erstenmale die französischen und deutschen Zeitungen brachte, hatte ich, ohne Absicht, zuerst die französischen ergriffen. So oft die Zeitungen nun wieder kamen, gab er mir immer die französischen. Ich merkte das, und nahm mir einmal die deutschen. Seitdem gab er mir immer die deutschen . . . Nie kam er in meine Kammer, auch darum hatte ich ihn nicht gebeten; aber er errieth es, und nie ließ er sich darin sehen. — Ich brannte während der Nacht Licht in meiner Kammer, und der Schein fiel durch die geöffnete Thür gerade auf sein Bett. Nachher habe ich gelegentlich erfahren, daß er viele Nächte deswegen gar nicht geschlafen habe; aber nie hatte er es mir gesagt.

„Aber Du lächelst wohl über diese Kleinigkeiten? — Wie schlecht verstehst Du Dich dann auf die Menschen! Große Opfer sind Kleinigkeiten, die kleinen sind es, die schwer sind . . . Wenn Du ahnen könntest, warum ich gerade Dir das Alles schreibe! — Nicht als ob ich Dich für eigennützig hielte, o, behüte! so wenig als mich selbst. Aber in mir selbst finde ich kein so reines, hohes Wohlwollen für den Andern, keine so innige, unausgesetzte Beeiferung für seinen Vortheil, keine so gänzliche Vergessenheit meines eigenen — und das ist jetzt das hohe Bild, das ich mit meiner ganzen Seele mir anzueignen strebe. Möchte es auch das Deinige werden! — Ja, sagte ich nicht, daß unser Glück theuer erkauft ward? Jetzt können wir es verdienen. Laß uns dem Beispiele jenes vortrefflichsten der Menschen folgen — mein heiligster Wille ist es“. —

Nichts belehrt uns mehr über seine damaligen Stimmungen, als diese Schilderung des Freundes und das Bekenntniß, daß er in ihm sein Vorbild gefunden hatte. Brockes' Verachtung

der Gelehrten und der Wissenschaften; sein Grundsatz, daß Handeln besser sei als Wissen; sein ausschließliches Streben nach innerer Harmonie und nach Ausbildung des Herzens; sein Freisein von Vorurtheilen, und das gleichmäßige, geheimnißvolle Walten seines „Gefühlsblicks“: alles das war ja in der That nur die Erfüllung dessen, was Kleist, der Jüngere, noch sich selber und den Menschen abrang. In allen diesen Dingen erkennt man des Freundes Einfluß auf Kleist's innere Entwicklung; nun wünschte er ihm auch in der einen Tugend nachzueifern, die ihm die fremdeste und die schwerste schien, weil sie in sein unruhig ringendes Dasein allzu schlecht hineinpaßte. Denn es ist ohne Zweifel wahr, daß nur Der wahrhaft uneigennützig sein kann, der sich mit seinen eigenen Zwecken schon in reine Harmonie gesetzt hat; nicht der, den jede Berührung mit der Außenwelt beängstigend auf ihn selbst zurückwirft, weil er in jeder Weise mit sich zu thun hat, und der sein Leben mit den Menschen gleichsam vertagen muß, um erst das innere einsam zu ordnen.

Wir würden über diese neuen innern Kämpfe genauer, als wir es sind, unterrichtet sein, wenn sich der Aufsatz erhalten hätte, den Kleist um diese Zeit unter dem Titel „Geschichte meiner Seele“ geschrieben hat. Er theilte ihn seinen vertrauten Freunden mit, nach deren Urtheil er sehr bedeutend gewesen sein soll, und wahrscheinlich hat Rühle ihn in einer Abschrift besessen*); aber er ist für uns verloren, und uns bleibt

*) Unter der „großen Schrift“, die Kleist im Frühjahr 1801 von Berlin aus an Rühle schickte und bei der ihm sehr daran gelegen war, wenigstens zu wissen, ob sie nicht verloren gegangen sei (s. Bülow S. 183 f.), ist schwerlich etwas Anderes als dieser Aufsatz zu verstehen; und Bülow erzählt (in der Vorrede S. IX), daß Rühle manche von Kleist's Schriften in Doppelmanuscripten besaß, die aber alle während seiner Abwesenheit in den Freiheitskriegen aus seiner Wohnung in Berlin verschwanden und verbrannt wurden. Aus dieser „Geschichte meiner Seele“ mögen die Stellen herausgeschrieben sein, die in den Briefen an

nur übrig, durch die verschiedenen Verhüllungen hindurch, die der Dichter in den Briefen an die Freundinnen anlegte, dem rothen Faden seiner Entwickelung nachzuspüren.

Nach Brockes' Weggang hatte Kleist für seine Herzensbedürfnisse keinen andern Ersatz, als daß ihn die Potsdamer Freunde von Zeit zu Zeit in seiner Berliner Einsamkeit besuchten. Er wohnte mit Karl von Zenge, dem Bruder seiner Braut, zusammen, und nach den hier und da verstreuten Notizen stand er mit ihm in gemüthlichem, friedfertigem Verkehr; aber tiefere Bande als die der Schwägerschaft scheinen ihn an diesen jungen Lieutenant nicht gefesselt zu haben. Das Leben der Hauptstadt hatte keine Reize mehr für ihn; und so wünschte er denn schon im Anfang des Februar, Berlin, „diesen für ihn so traurigen Ort", so bald als möglich wieder zu verlassen: „sobald ich", schreibt er an Ulrike, „nach meinem Plane das Studium einiger Wissenschaften hier vollendet habe, so kehre ich ihm den Rücken".

Er hatte auch nicht einmal den Trost, in den Briefen an die Braut seine beladene Seele ganz ausschütten zu können. Denn man kann sich nicht darüber täuschen, daß die Liebe zu Wilhelminen nicht den großen Charakter und das herzliche Vertrauen hatte, die einem solchen Verhältniß erst die Weihe geben. Er war zwar viel zu wahrhaft, um glauben zu können, daß er sie nicht in der rechten Weise liebte; eine blos heuchlerische Fortdauer der Verbindung hätte er nicht ertragen. Ihm war es ein heiliges Bedürfniß, alle seine Lebensentwürfe wie seine Träume auf das Herz zu beziehen, dem er das seinige zugeschworen hatte. Als ihm in Würzburg der Gedanke kommt, sie könnte erkrankt, sie könnte vielleicht gar nicht mehr sein: „O Gott! ruft er aus, dann wären alle Opfer, alle Bemühungen

---

Wilhelmine und Ulrike oft wörtlich übereinstimmend, nur in den Mittheilungen an die Schwester abgekürzt, von seinen innern Bedrängnissen erzählen (vergl. Koberstein's Vorrede zu den Briefen an Ulrike S. XXV); nur so scheint sich mir jene Uebereinstimmung ungezwungen und sachgemäß zu erklären.

dieser Reise umsonst! Liebe bedarf ich — und wo würde ich so viele Liebe wiederfinden?" Er lebt dann auf in dem Gedanken, das Glück seiner künftigen Ehe zu beschreiben, und auf die Reise begleitet ihn vor Allem das Bild Wilhelminens als der Mutter seiner Kinder, die sie nach ihrem eigenen Bilde modelt. Hundertmal überfällt ihn der Gedanke, daß er zu wenig vermöge oder schaffe, um sie glücklich zu machen, daß er sie quält und beraubt; und als er die zweite große Flucht aus Berlin beschlossen hat, packt ihn „eine unbeschreibliche Sehnsucht, sie noch einmal zu sehen", und er ist drauf und dran, zu Fuß von Berlin nach Frankfurt in ihre Arme zu eilen. Aber alle diese Beweise seiner Liebe haben eine gemeinsame Voraussetzung, die sie alle verdächtig macht. Nicht daß man sagen könnte, Kleist habe sich seine Braut idealisirt; aber sie ist ihm gleichsam nur der Stoff für seine bildende Hand. Er betrachtet sie als Pädagog, oder als Künstler, wenn man will. Ihm soll sie alle ihre edleren Reize verdanken, und was er an ihr liebt, scheint mehr ihre Zukunft als ihre Gegenwart zu sein. Was ihn in der Ferne bei ihrem Gedächtniß begeistert und beseligt, das ist „der Gedanke, aus ihr einst ein vollkommenes Wesen zu bilden"; wenn er sich mit dem Kapitel von den Pflichten herumschlägt, fragt er unter Anderm, um sich zu beruhigen: „Dich, mein geliebtes Mädchen, ausbilden, ist das nicht etwas Vortreffliches?" Als er ihr hernach, in seiner bittersten inneren Bedrängniß, versichert: „Nur ein einziger Wunsch ist mir ganz deutlich: Du!" kann er nicht umhin, einige Zeilen weiter hinzuzusetzen: „Fahre fort, Dich auszubilden, ich müßte unsinnig sein, mit den Füßen von mir zu stoßen, was sich zu meinem eigenen Genusse von Tage zu Tage veredelt". Und ein andermal geht er in der Aufrichtigkeit des Pädagogen so weit, eine lange Apostrophe an ihr bildsames Gemüth mit dem Wunsche zu schließen: „Ich freue mich darauf, daß ich Dich nicht wiederkennen werde, wenn ich Dich wiedersehe".

Man fühlt, daß das die Sprache einer unbefangenen, herz-

lichen, ächten Liebe nicht ist. Kleist ist denn auch treuherzig genug, ihr in's Angesicht sie mit andern idealen Gestalten zu vergleichen: als er ihr Brockes schildert, flicht er den artigen Seufzer ein: „Ja, wenn Du unter den Mädchen wärest, was dieser unter den Männern — —" und es rettet ihn nicht, daß er hinzusetzt: „Dann müßte ich freilich auch erschrecken, denn müßte ich nicht sein wie er, um von Dir geliebt zu werden?" Als er ihr in seinem nächsten Brief den letzten rühmt, den sie ihm geschrieben, und den er „in aller Hinsicht fast den liebsten nennen möchte", bekennt er sofort sein pädagogisches Behagen: „Es war mir fast, als müßte ich stolz darauf sein; denn, sagte ich zu mir selbst, wenn ihre Gefühle sich so verfeinert, ihr Verstand sich so bereichert, ihre Sprache sich so veredelt hat, wer ist daran — wem hat sie es zu — — — kurz, ich konnte mir den Genuß nicht verweigern, den Brief, so bald ich ihn gelesen hatte, Karl'n zu überreichen, welches ich noch nicht gethan habe . . ." „Ja, Wilhelmine", fährt er fort, „meine Liebe ist ganz in Deiner Gewalt. Schmerzhaft würde es mir sein, wenn ich Dir jemals aus bloßer Pflicht treu sein müßte. Gern möchte ich meine Treue immer nur der Neigung verdanken. Ich bin nicht flatterhaft, nicht leichtsinnig, nicht jedes Mädchen reizt mich und ich verachte den Reichthum; wenn ich doch jemals mein Herz Dir entzöge, Dir selbst, nicht mir würdest Du die Schuld zuzuschreiben haben. Denn so wie meine Liebe Dein Werk, nicht das meinige war, so ist auch die Erhaltung derselben nur Dein Werk, nicht das meinige . . . Also sorge nie, daß ich gleichgültig gegen Dich werden möge, sorge nur, daß Du mich nicht gleichgültig gegen Dich machst".

In diesem wunderlich erzieherischen Ton bewegt sich denn auch fast der ganze Briefwechsel mit der Braut. Seine Briefe aus Würzburg beginnt der junge Menschenbildner mit einer Abhandlung über die „ächte Aufklärung des Weibes". In seinem schwärmendsten Dithyrambus an sie hält er ihr die hohe Würde der Bestimmung vor, zu einer Mutter geboren zu sein, und

warnt sie vor den kleinen Eitelkeiten der Welt. Er ermahnt sie, ein Tagebuch zu führen; und als sie auf seine pädagogischen Vorschläge mit liebevoller und verständiger Hingebung eingeht, ist er darum so sehr erfreut, „weil es seine Hoffnung, daß in ihr mehr als das Gemeine enthalten sei, immer mehr bestätigt". Bald geräth er über diesem bitterernsten Treiben in Gefahr, von Grund aus wieder der Frankfurter Pedant zu werden. Aus ihren Antworten erkennt er, daß sie „das Talent besitze, wahrzunehmen": „Das, mein liebes Kind, ist kein gemeines Talent. Sehen und hören können alle Menschen, aber wahrnehmen, das heißt mit der Seele den Eindruck der Seele auffassen und denken, können bei Weitem nicht Alle. Sie haben nichts als das todte Auge, und das nimmt das Bild der Natur so wenig wahr, wie die Spiegelfläche des Meeres das Bild des Himmels. Die Seele muß thätig sein, sonst sind alle Erscheinungen der Natur verloren, wenn sie auch auf alle Sinne wirken — und es freut mich, daß diese erste Bedingung, von der Natur zu lernen, jede ihrer Erscheinungen mit der Seele aufzufassen, so gut bei Dir erfüllt ist. — Ganz vortrefflich, besonders dem Sinne nach, ist der Gedanke, daß es bei dem Menschen, wie bei dem Spiegel, auf seine eigene Beschaffenheit ankommt, wie fremde Gegenstände auf ihn einwirken. Das ist vielleicht der beste Gedanke, den jemals ein Mädchen von dem Spiegel gehabt hat. Aber nun müssen wir auch die Lehre nützen, und fleißig an dem Spiegel unserer Seele schleifen, damit er glatt und klar werde, und treu das Bild der schönen Natur zurückwerfe". So fährt er fort, ihre Gedanken mit belehrenden Commentaren zu begleiten; und man sieht dabei in die Werkstatt seines eigenen, sich selber bildenden Geistes wie durch's Fenster hinein. Um sie in der Kunst, die er damals übte, in der Kunst der Gleichnisse zu unterrichten, schlägt er ihr unter Anderm vor, den Menschen mit einem Klavier zu vergleichen: „da müßtest Du Saiten, Stimmung, den Stimmer, Resonanzboden, Kasten, den Spieler, die Noten u. s. w. in Erwägung ziehen, und zu jedem das

Aehnliche bei dem Menschen herausfinden". Oder er gibt ihr auch eine Reihe von Fragen an die Hand, die sie sich auf verschiedene Blätter schreiben und dann die gefundene Antwort darunter verzeichnen soll: „Z. B. Was ist lieblich? — Ein Maitag; eine Pfirsichblüthe; eine frohe Braut u. s. w. Was ist erhaben? — Ein Sonnenaufgang; ein Choral am Morgen (ich denke an die schönen Morgen, wenn ich in unserm Garten arbeitete, und der Choral der Hautboisten aus dem Eurigen herüberscholl) . . . Was ist niederschlagend? — Regen am Morgen einer entworfenen Lustpartie; Kälte in der Antwort, wenn man herzlich und warm fragte; ein schlechtes Kleid, wenn die Gesellschaft es bemerkt; eine Grobheit, die uns aus Mißverständniß zugefügt wird u. s. w. Was ist anbetungswürdig? — Christus am Kreuz; eine Unschuld in Ketten, ohne Klagen und Thränen; ein unerschrockenes Wort vor dem Tribunal blutgieriger Richter, oder, wie Schiller sagt, Männerstolz vor Königsthronen u. s. w. Was ist tröstend? — „In den Himmel zu sehen; ein Herrnhuther Kirchhof; eine Erbschaft für den trauernden Neffen; ein Licht in der Nacht für den Verirrten u. s. w." Und so geht es bei Kleist noch lange fort; bis er endlich schließt: „Genug, genug, genug. Auf diese Art kannst Du durch eine Menge Antworten Deinen Verstand schärfen und üben. Das führt uns denn um so leichter ein Gleichniß herbei, wenn wir einmal gerade eins brauchen" *).

Wilhelmine, scheint es, suchte sich in diese Art des lieben-

---

*) Aus einer andern Stelle dieser pädagogischen Briefe sehen wir, daß er ihr mit ganz besonderem Nachdruck die Lectüre Rousseau's empfahl. „Es hätte sich, schreibt er, nicht leicht ein Umstand ereignen können, der im Stande gewesen wäre, Dich so schnell auf eine höhere Stufe zu führen, als Deine Neigung für Rousseau. Ich finde in Deinem ganzen Briefe schon etwas von seinem Geist — das zweite Geschenk, das ich Dir, von heute an gerechnet, machen werde, wird das Geschenk von Rousseau's sämmtlichen Werken sein. Ich werde Dir dann auch die Ordnung seiner Lesung bezeichnen".

den Verkehrs willig und gelehrig zu fügen; für Kleist selbst konnte er nicht viel mehr als ein Stück Selbsterziehung sein, und am wenigsten konnte er ihn in seinen inneren Bedrängnissen mit reiner Beglückung trösten. Kleist hatte aus Würzburg, wie wir nicht zweifeln können, den Glauben an seine Muse mitgebracht; aber es war natürlich, daß dieser Glaube ihm nicht für eine dauernde Gewähr galt, vielmehr bei jedem neuen Anlauf gegen das Ziel bald in's Wanken gerieth, bald zu versagen drohte. Schon vier Wochen nach der Rückkehr schreibt er (an Ulrike): „Nie ist mir die Zukunft dunkler gewesen als jetzt, obgleich ich nie heiterer hineingesehen habe als jetzt". Ihm war damals nur Eines gewiß, daß „unaufhörliches Fortschreiten in seiner Bildung, Unabhängigkeit und häusliche Freuden" die Dinge seien, die er unerläßlich zu seinem Glücke bedürfe. Würde er seine Wünsche nicht ganz erfüllen können, meinte er, so bliebe ihm immer noch ein akademisches Lehramt übrig, das er von allen Aemtern am liebsten nehmen würde. Aber bald (im Februar) bekennt er offen, daß auch die Liebe zu den Wissenschaften dahin ist, daß „die Säule wankt, an der er sich sonst in dem Strudel des Lebens hielt". „Wissen, ruft er aus, kann unmöglich das Höchste sein, — Handeln ist besser als Wissen. Aber „„ein Talent bildet sich im Stillen, doch ein Charakter nur in dem Strome der Welt"". Zwei ganz verschiedene Ziele sind es, zu denen zwei ganz verschiedene Wege führen. Kann man sie beide nicht vereinigen, welches soll man wählen? Das höchste, oder das, wozu uns unsere Natur treibt?" — Hier ist er im Begriff, sein Geheimniß zu verrathen; indessen er lenkt wieder ein. „Aber auch selbst dann, wenn blos Wahrheit mein Ziel wäre, — ach, es ist so traurig, weiter nichts, als gelehrt zu sein! . . . Mir ist es unmöglich, mich wie ein Maulwurf in ein Loch zu graben und alles Andere zu vergessen. Mir ist keine Wissenschaft lieber als die andere, und wenn ich eine vorziehe, so ist es nur wie einem Vater immer derjenige von seinen Söhnen der liebste ist, den

er eben bei sich sieht. Aber soll ich immer von einer Wissenschaft zur andern gehen, und immer nur auf ihrer Oberfläche schwimmen und bei keiner in die Tiefe gehen?"

In dieser Herzensnoth zeigt sich nun die ganze verderbliche Anlage seines Geistes. Noch waren nicht zwei Jahre verflossen, seit er dem Soldatenstand entrann, um sich den Wissenschaften, als den erhabensten Führerinnen des Lebens, mit Leib und Seele zu ergeben; er hatte in ihrem Dienst über Gebühr an seinen Kräften gezehrt, den Frohsinn der Jugend und alle die kleinen Reize des Tags verachtet, um Alles an die Wissenschaft, Alles an das rastlose Erhöhen seiner Bildung zu setzen. Nun war der Zwang seines eigentlichen Berufes über ihn gekommen, die Phantasie rang sich aus den Fesseln des Verstandes los, und die Kränze der Dichtkunst begannen ihn zu locken; war es unnatürlich, daß ihn die Wissenschaften nun abstießen, wie sie ihn angezogen hatten, ja daß ihn ein Ekel überkam „vor Allem, was Wissenschaft heißt" *)? Jeder Künstler, der sich aus dem Dienst der Wissenschaften losringen mußte, um in den der Musen zu flüchten, hat denselben bitteren Trank genossen. Aber bei Kleist ward dieser Uebergang sogleich zur Frage über Sein oder Nichtsein; denn er setzte wiederum Alles an das neue Ziel. Von den Schranken der Menschheit umringt, die Keinem gestatten, den Preis der Meisterschaft mit dem ersten Anlauf zu erjagen, war er doch unfähig, eine Brücke aus der Gegenwart in die Zukunft zu finden, seinen unfertigen Zustand mit seinen ehrgeizigen Träumen zu einem erträglichen Dasein zu verbinden; sondern es gab nur Alles für ihn oder Nichts, und unaufhörlich trieb es ihn, die ganze Gegenwart an die ganze Zukunft zu verkaufen. Er hatte zwar zuweilen ein Gefühl davon, wie selbstmörderisch dieses Gebahren war. „Ist es nicht eine Unart", ruft er einmal aus **), „nie den Augenblick der Gegen-

*) Vergl. Briefe an Ulrike S. 53, und Bülow S. 162.

**) Briefe an Ulrike S. 51.

wart ergreifen zu können, sondern immer in der Zukunft zu leben?" Aber in demselben Athem antwortet er sich schon: „Und doch, wer wendet sein Herz nicht gern der Zukunft zu, wie die Blume ihre Kelche der Sonne?" Er wählt für seinen Zustand das rechte Bild: eine elementare Macht in ihm ist es, die ihn beständig aus dem Moment heraus in die alleinselig-machende Vollendung hinüberlockt.

So verstehen wir ihn nur zu gut, wenn er seit den Würzburger Reisetagen immer von einem Plan zum andern irrt, um sich so oder so die Zukunft im Sturme zu erobern. Er wollte zunächst aus seinen augenblicklichen Verhältnissen heraus, und da er das letzte Ziel verschweigen mußte, da er zugleich an die Braut gefesselt war, suchte er sich durch einen frommen Betrug zu erlösen. Schon im November legt er Wilhelminen den Gedanken an's Herz, ob sie nicht irgendwo draußen in der Welt ein bescheidenes Glück mit einander aufsuchen könnten? „Sieh'! ich will Dir sagen, wie ich zuerst auf den Gedanken kam, daß es möglich sein müßte. Ich dachte, Du lebtest in Frankfurt, ich in Berlin, warum könnten wir nicht, ohne mehr zu verlangen, zusammen leben? Aber das Herkommen will, daß wir ein Haus bilden, und unsere Geburt, daß wir mit Anstand leben. — — Ueber die unglückseligen Vorurtheile! Wie viele Menschen genießen mit Wenigem, vielleicht mit ein paar hundert Thalern das Glück der Liebe — und wir sollen es entbehren, weil wir von Adel sind? — Da dachte ich: Weg mit allen Vorurtheilen, weg mit dem Adel, weg mit dem Stande — gute Menschen wollen wir sein, und uns mit der Freude begnügen, die die Natur uns schenkt. Lieben wollen wir uns und bilden, und dazu gehört nicht viel Geld, — aber doch etwas, doch etwas — und ist das, was wir haben, hinreichend? Das ist eben die große Frage. Wenn ich warten wollte, bis ich mir etwas erwerben kann, oder will, dann bedürften wir weiter nichts, als Geduld, denn das ist mir in der Folge gewiß . . . Ich bilde mir ein, daß ich Fähigkeiten habe, seltene Fähigkeiten,

meine ich. Ich glaube es, weil mir keine Wissenschaft zu schwer wird, weil ich rasch darin vorrücke, weil ich manches schon aus eigener Erfindung hinzugethan habe (hier verschweigt er hinter ein paar Gedankenstrichen, was er eigentlich zu sagen hätte) — — und am Ende glaube ich es auch darum, weil alle Leute es mir sagen. — Also kurz, ich glaube es! Da stände mir nun für die Zukunft das ganze schriftstellerische Fach offen. Darin fühle ich, daß ich sehr gern arbeiten würde. — Da ist die Aussicht auf Erwerb äußerst vielseitig. Ich könnte nach Paris gehen und die neueste Philosophie in dieses neugierige Land verpflanzen" . . . „Doch", setzt er hinzu, in dem Gefühl, daß er mit diesem Einfall doch nur spielt, „das siehst Du Alles so vollständig nicht ein, als ich. Da müßtest Du schon meiner bloßen Versicherung glauben, und ich versichere Dir hiermit, daß, wenn Du mir nur ein paar Jahre, höchstens sechs, Spielraum gibst, ich gewiß Gelegenheit finden werde, mir Geld zu erwerben.

„Aber so lange sollen wir noch getrennt sein? — Ich will auch hierin ganz aufrichtig sein. Ich fühle, daß es mir nothwendig ist, bald ein Weib zu haben. Dir selbst wird meine Ungeduld nicht entgangen sein — ich muß diese unruhigen Wünsche, die mich unaufhörlich wie Schuldner mahnen, zu befriedigen suchen. Sie stören mich in meinen Beschäftigungen — auch damit ich moralisch gut bleibe, ist es nöthig. — Sei aber ganz ruhig, ich bleibe es gewiß. Nur kämpfen möchte ich nicht gern. Man muß sich die Tugend so leicht machen, als möglich. Wenn ich nur erst ein Weib habe, werde ich meinem Ziele ganz ruhig und sicher entgegengehen.

„Also ich wünsche es mit meiner ganzen Seele und entsage dem ganzen prächtigen Bettel von Adel, Stand, Ehre und Reichthum, wenn ich nur Liebe bei Dir finde. Wenn es nur möglich ist, daß wir so ohne Mangel bei einander leben, etwa sechs Jahre lang, bis ich mir etwas zu erwerben hoffe, dann bin ich glücklich.

„Aber ist dies möglich? Ist es möglich, so ist es nur durch Dich möglich! Hätte mich mein Schicksal zu einem andern Mädchen geführt, das nicht so anspruchslos und genügsam wäre, wie Du, dann müßte ich diesen Wunsch unfehlbar unterdrücken. — Aber auch Du willst nichts als Liebe und Bildung. — — Beides sollst Du von mir erhalten . . . Ich erwarte mit Sehnsucht Deine Berechnung. Du kannst das Alles besser prüfen, als ich. — Aber laß Dich nicht verführen von Deiner Liebe. Sei karg gegen mich, aber nicht gegen Dich ... Ueberfluß wirst Du nicht verlangen, aber an dem Nothwendigen darf es Dir niemals fehlen, o, niemals; denn das würde mich selbst unglücklich machen. Also sei nicht karg gegen Dich in der Berechnung . . . Ist es unter diesen Bedingungen nicht möglich, daß wir uns bald vereinigen, dann müssen wir auf günstigere Zeiten hoffen. — Aber dann ist die Aussicht dunkel, sehr dunkel — und das Schrecklichste wäre mir, Dich betrogen zu haben, Dich, die mich so innig liebte".

Indessen noch ein Mittel weiß er, wenn ihr beiderseitiges Vermögen ihrer Berechnung nicht entspräche. Er könnte sich dann durch Unterricht wenigstens jährlich ein paar hundert Thaler erwerben; die Vorurtheile des Adels sollen ihn daran nicht hindern, er will den ganzen Adel von sich abwerfen. „Wir hielten uns irgendwo in Frankreich auf, etwa in dem südlichen Theile, in der französischen Schweiz, in dem schönsten Erdstriche von Zürich — und zwar aus diesem Grunde, um Unterricht in der deutschen Sprache zu geben. Du weißt, wie überhäuft mit Stunden hier bei uns die Emigranten sind; dies möchte in Frankreich noch mehr der Fall sein, weil es da weniger Deutsche gibt, und doch von der Akademie und von allen französischen Gelehrten unaufhörlich die Erlernung der deutschen Sprache anempfohlen wird, weil man einsieht, daß jetzt von keinem Volke der Erde mehr zu lernen ist, als von den Deutschen". Aber Kleist verräth auch sogleich, warum er in Wahrheit aus Deutschland fort will, warum die Fremde ihn lockt.

„Erstlich, weil es mir in dieser Entfernung leicht werden würde, ganz nach meiner Meinung zu leben, ohne die Rathschläge guter Freunde zu hören, die mich, und was ich eigentlich begehre, ganz und gar nicht verstehen; zweitens, weil ich so ein paar Jahre lang ganz unbekannt leben könnte, und ganz vergessen werden würde, welches ich recht eigentlich wünsche". Zuletzt kommt wieder der Vorwand hintendrein, dem er vergebens die vornehmste Miene zu geben sucht: „und drittens, welches der Hauptgrund ist, weil ich mir da recht die französische Sprache aneignen könnte, welches zu der entworfenen Verpflanzung der neuesten Philosophie in dieses Land, wo man von ihr noch gar nichts weiß, nothwendig ist". „Schreibe mir unverholen", schließt er, „Deine Meinung über dieses. Aber daß ja Niemand etwas von diesem Plane erfährt! Wenn Du nicht mein künftiges Weib würdest, hätte ihn vor der Ausführung kein Mensch von mir erfahren. — Lerne auf jeden Fall recht fleißig die französische Sprache . . . Ist das Alles nicht ausführbar, so bleibt uns bis zum Trotze Eines gewiß, nämlich meine Liebe Dir, und Deine Liebe mir. Ich wenigstens gebe nie einem andern Mädchen meine Hand als Dir".

Wie Wilhelmine diese Pläne aufnahm, ist aus Kleist's Briefen nicht ersichtlich; indeß da er in der nächsten Zeit (wahrscheinlich zu Weihnachten) in Frankfurt gewesen sein muß *), so darf man annehmen, daß die Verständigung darüber mündlich geschah, und vermuthen, daß die Braut ihn an seinen Vorschlägen

*) Zwischen dem 30. November 1800 und dem 31. Januar 1801 fehlt es durchaus an Briefen, sowohl an Wilhelmine wie an Ulrike, und nicht minder an jeder Spur, daß Briefe aus dieser Zwischenzeit verloren gegangen wären. Dagegen schreibt Kleist am 22. März 1801 an Wilhelmine: „Diese Stunde ist seit unserer Trennung eine von den wenigen, die ich vergnügt nennen kann, ja vielleicht die erste". So konnte er gewiß nicht schreiben, wenn seit jener Flucht aus Frankfurt nach Würzburg, in deren Gefolg ihm so frohe und glückliche Stunden kamen, keine neue Trennung erfolgt war.

wieder irre machte: denn hinfort ist davon nicht mehr die Rede. Wie dem aber auch sein mag: es war jedenfalls eine bittere Ironie, daß jener improvisirte Plan, die Kantische Philosophie nach Frankreich zu verpflanzen, bald nachher in der völligen Verzweiflung an eben dieser Philosophie zerstob. Als der Frühling herankam, vermochte Kleist seinen Ekel an den Wissenschaften nicht mehr zu verbergen. Mit der großen Lüge seines Daseins wollte er sich nun nicht länger unter den Menschen herumschleppen. Er hatte in Berlin, so sehr er die Menschen floh, nicht zu sich selber kommen können; er mußte fort aus dieser Stadt, wo ihn „schon die zehn oder zwölf Augen, die auf ihn sahen, ängstigten"; er war wieder ungewiß über die Berechtigung seiner stolzen Träume geworden, und ihn verlangte nach freier und fremder Luft, um ungestört und ungefragt seine poetischen Lehrjahre zu vollenden. So ward der Gedanke einer zweiten „Würzburger Reise" in ihm zum festen Entschluß. Wie er der Braut diese neue Entschließung beibrachte, wie er ihr seine inneren Qualen recht erschütternd und nackt und mit unzweifelhafter Wahrheit malt, und ihr doch immer nur die eine Seite zeigen kann und dadurch unwahr wird, ohne doch über seine Stimmungen zu lügen, das ist merkwürdig zu lesen.

Wilhelmine hatte ihn (im März) in einem ihrer Briefe gefragt: „Wie sieht es aus in Deinem Innern? Du würdest mir viel Freude machen, wenn Du mir etwas mehr davon mittheiltest, als bisher; glaube mir, ich kann leicht fassen, was Du mir sagst, und ich möchte gern Deine Hauptgedanken mit Dir theilen".

Darauf antwortet er ihr (am 22. März): „Ach! ich kann Dir nicht beschreiben, wie wohl es mir thut, einmal Jemand, der mich versteht, mein Innerstes zu öffnen . . . Ja, allerdings dreht sich mein Wesen jetzt um einen Hauptgedanken der mein Innerstes ergriffen hat, er hat eine tiefe, erschütternde Wirkung auf mich hervorgebracht. — Ich weiß nur nicht, wie ich das, was seit drei Wochen durch meine Seele flog, auf diesem

Blatt zusammenpressen soll. Aber Du sagst ja, Du kannst mich fassen, — also darf ich mich schon etwas kurz fassen. — Ich werde Dir den Ursprung und den ganzen Umfang dieses Gedankens, nebst allen seinen Folgerungen einst, wenn Du es wünschest, weitläuftiger mittheilen. Also jetzt nur so viel.

„Ich hatte schon als Knabe, mich dünkt am Rhein, durch eine Schrift von Wieland, mir den Gedanken angeeignet, daß die Vervollkommnung der Zweck der Schöpfung wäre. Ich glaubte, daß wir einst nach dem Tode von der Stufe der Vervollkommnung, die wir auf diesem Sterne erreichten, auf einem andern weiter fortschreiten würden, und daß wir den Schatz von Wahrheiten, den wir hier sammelten, auch dort einst brauchen könnten. Aus diesem Gedanken bildete sich so nach und nach eine eigene Religion, und das Bestreben, nie auf einen Augenblick hienieden still zu stehen, und immer unaufhörlich einem höhern Grade von Bildung entgegen zu schreiten, ward bald das einzige Princip meiner Thätigkeit. Bildung schien mir das einzige Ziel, das des Bestrebens, Wahrheit der einzige Reichthum, der des Besitzes würdig ist. — Ich weiß nicht, ob Du diese zwei Gedanken: Wahrheit und Bildung mit einer solchen Heiligkeit denken kannst, als ich. — Das freilich würde nöthig sein, wenn Du den Verfolg der Geschichte meiner Seele verstehen willst. Mir waren sie so heilig, daß ich diesen beiden Zwecken: Wahrheit zu sammeln und Bildung mir zu erwerben, die kostbarsten Opfer brachte. — Du kennst sie. — Doch ich muß mich kurz fassen. Vor kurzem wurde ich mit der neueren sogenannten Kantischen Philosophie bekannt — und Dir muß ich jetzt daraus einen Gedanken mittheilen, indem ich nicht fürchten darf, daß er Dich so tief, so schmerzhaft erschüttern wird, als mich. Auch kennst Du das Ganze nicht hinlänglich, um sein Interesse vollständig zu begreifen. Ich will indessen so deutlich sprechen, als möglich.

„Wenn alle Menschen statt der Augen grüne Gläser hätten, so würden sie urtheilen müssen, die Gegenstände, welche

sie dadurch erblicken, seien grün — und nie entscheiden können, ob ihr Auge ihnen die Dinge zeige, wie sie sind, oder ob es nicht etwas zu ihnen hinzuthue, was nicht ihnen, sondern dem Auge gehöre. So ist es mit dem Verstande. Wir können nicht entscheiden, ob das, was wir Wahrheit nennen, wahrhaft Wahrheit ist, oder ob es uns nur so scheint. Ist's das letztere, so ist die Wahrheit, die wir hier sammeln, nach dem Tode nichts mehr — und alles Bestreben, ein Eigenthum sich zu erwerben, das uns auch in das Grab folgt, ist vergeblich. — —

„Wenn die Spitze dieses Gedankens Dein Herz nicht trifft, so lächele nicht über einen Andern, der sich tief in seinem heiligsten Innern davon verwundet fühlt. Mein einziges, mein höchstes Ziel ist gesunken, und ich habe keines mehr. —

„Seit diese Ueberzeugung, nämlich, daß hienieden keine Wahrheit zu finden ist, vor meine Seele trat, habe ich kein Buch wieder angerührt. Ich bin unthätig in meinem Zimmer umhergegangen, ich habe mich an das offene Fenster gesetzt, ich bin hinausgelaufen in's Freie, eine innerliche Unruhe trieb mich zuletzt in Tabagien und Kaffeehäuser, ich habe Schauspiele und Concerte besucht, um mich zu zerstreuen, ich habe sogar, um mich zu betäuben, eine Thorheit begangen, die Dir Karl lieber erzählen mag, als ich; und dennoch war der einzige Gedanke, den meine Seele in diesem äußern Tumulte mit glühender Angst bearbeitete, immer nur dieser: Dein einziges, Dein höchstes Ziel ist gesunken! —

„An einem Morgen wollte ich mich zur Arbeit zwingen, aber ein innerlicher Ekel überwältigte meinen Willen. Ich hatte eine unbeschreibliche Sehnsucht, an Deinem Halse zu weinen, oder wenigstens einen Freund an die Brust zu drücken. Ich lief, so schlecht das Wetter auch war, nach Potsdam, ganz durchnäßt kam ich dort an, drückte meine beiden Freunde an's Herz, und mir ward wohler. — — Rühle verstand mich am besten. Lies doch, sagte er mir, den Kettenträger, einen Roman. Es herrscht in diesem Buche eine sanfte, freundliche Philosophie, die

Dich gewiß aussöhnen wird mit Allem, worüber Du zürnst. Es ist wahr, er selbst hatte aus diesem Buche einige Gedanken geschöpft, die ihn sichtbar ruhiger und weiser gemacht hatten. Ich faßte den Muth, diesen Roman zu lesen.

„Die Rede war von Dingen, die meine Seele längst schon selbst bearbeitet hatte. Was darin gesagt ward, war von mir schon längst im Voraus widerlegt. Ich fing schon an, unruhig zu blättern, als der Verfasser nun gar von ganz fremdartigen politischen Händeln zu raisonniren anfing. — Und das soll die Nahrung sein für meinen glühenden Durst? — Ich legte still und beklommen das Buch auf den Tisch, ich drückte mein Haupt auf das Kissen des Sophas, eine unaussprechliche Leere erfüllte mein Inneres, auch das letzte Mittel, mich zu heben, war fehlgeschlagen. — Was sollst Du nun thun? rief ich. Nach Berlin zurückkehren ohne Entschluß? Ach, es ist der schmerzlichste Zustand, ganz ohne ein Ziel zu sein, nach dem unser Inneres froh beschäftigt fortschreitet — und das war ich jetzt.

„Du wirst mich nicht falsch verstehen? — Ich fürchte es nicht. —

„In dieser Angst fiel mir ein Gedanke ein. Liebe Freundin, laß mich reisen! Arbeiten kann ich nicht, das ist nicht möglich, ich weiß nicht, zu welchem Zwecke. Ich müßte, wenn ich zu Hause bliebe, die Hände in den Schooß legen und denken. So will ich lieber spazieren gehen. Die Bewegung auf der Reise wird mir zuträglicher sein, als dieses Brüten auf einem Flecke. Ist es eine Verirrung, so läßt sie sich vergüten, und schützt mich vor einer anderen, die vielleicht unwiderruflich wäre. Sobald ich einen Gedanken ersonnen habe, der mich tröstet, sobald ich einen Zweck gefaßt habe, nach dem ich wieder streben kann, kehre ich um, ich schwöre es Dir . . . Willst Du es mir unter diesen Bedingungen erlauben? . . . Sei ruhig. Es muß etwas Gutes aus diesem innern Kampfe hervorgehen".

Es ist begreiflich, daß Wilhelmine auf so verzweifelte

Bekenntnisse in großer Unruhe und in irre gehenden Betrachtungen antwortete. Wir sehen das aus seinem nächsten Briefe. Die Aermste glaubte an den Nerv seiner Bedrängnisse zu rühren, indem sie, mit kindlicher Naivität, die Resultate der Kantischen Philosophie zu bekämpfen und über jene berühmten Sätze, daß „alle unsere Anschauung nichts als die Vorstellung von Erscheinung“ sei und wir von den Gegenständen „nichts kennen, als unsere Art, sie wahrzunehmen“, ihn in ihrer weiblichen Weise zu beruhigen suchte. Sie konnte, wie die Dinge lagen, ihn nie widerlegen, weil sie in das Herz seiner Noth nicht treffen konnte. Auch jetzt aber war es ihm noch unmöglich, sich ihr ganz zu verrathen. Er deutete ihr nur, um sie nicht ganz ohne Beruhigung zu lassen, von ferne an, welchen geheimen, obwohl noch räthselvollen Schatz von tröstenden Hoffnungen er hatte. „Ich ehre Dein Herz“, erwidert er ihr (am 28. März), „und Deine Bemühung, mich zu beruhigen, und die Kühnheit, mit welcher Du Dich einer eigenen Meinung nicht schämst, wenn sie auch einem berühmten System widerspräche. — Aber der Irrthum liegt nicht im Herzen, er liegt im Verstande . . . Ich bin durch mich selbst in einen Irrthum gefallen, ich kann mich auch nur durch mich selbst wieder heben. Diese Verirrung, wenn es eine ist, wird unserer Liebe nicht den Sturz drohen, sei darüber ganz ruhig. Wenn ich ewig in diesem räthselhaften Zustande bleiben müßte, mit einem innerlich heftigen Trieb zur Thätigkeit, und doch — ohne Ziel, ja, dann freilich wäre ich ewig unglücklich, und selbst Deine Liebe könnte mich nur zerstreuen, nicht mit Bewußtsein beglücken. Aber ich werde das Wort, welches das Räthsel löset, schon finden, sei davon überzeugt — nur ruhig kann ich jetzt nicht sein, in der Stube darf ich nicht darüber brüten, ohne vor den Folgen zu erschrecken. Im Freien werde ich freier denken können. Hier in Berlin finde ich nichts, das mich auch nur auf einen Augenblick erfreuen könnte. In der Natur wird das besser sein. Auch werde ich mich unter Fremden wohler befinden, als unter Ein-

heimischen, die mich für verrückt halten, wenn ich es wage, mein Innerstes zu zeigen".

Das war alles, was er der geängsteten Braut zu sagen wußte; inzwischen hatte er bereits den Gedanken der Reise unwiderruflich entschieden. Seine Absicht war, wie er an Ulriken schrieb, durch Frankreich (Paris), die Schweiz und Deutschland zu reisen; indessen würde er vielleicht in Kurzem zurückkehren — „vielleicht auch nicht, doch gewiß noch vor Weihnachten". Denn die Reise sollte ja eigentlich nur „ein großer Spaziergang" sein. Das Unglück indessen wollte, daß es anders kam: denn nun begann, wie er mit Entsetzen fühlte, das Schicksal mit ihm zu spielen, da sein eigener Fatalismus es lange genug herausgefordert hatte.

Sechstes Kapitel.

Die Reise nach Paris. (April bis Juli 1801.)

Kleist hatte, als er den Gedanken der Reise faßte, einen einsamen, ganz seiner freien Willkür überlassenen Ausflug im Sinne gehabt. Brockes und Rühle waren die Einzigen, die er hätte zu Gesellschaftern nehmen mögen, und diese Beiden waren durch Aemter gefesselt *). Aber zum Unglück hatte er früher einmal Ulriken versprochen, nicht über die Grenzen des Vaterlandes zu reisen, ohne sie mitzunehmen. Er konnte nun nicht umhin, sein Wort zu halten; er unterrichtete sie von seinem Vorhaben und stellte es in ihre Willkür, mitzureisen. Noch hatte er die stille Hoffnung **), daß die Plötzlichkeit des Ent-

*) Vergl. Bülow S. 183; Briefe an Ulrike S. 57.

**) Wie er der Braut offen mittheilt: vergl. Bülow S. 163; auch Briefe an Ulrike S. 53.

schlusses und die außerordentlichen Kosten sie zurückschrecken würden; er stellte ihr vor, daß sie einen frohen Gesellschafter nicht in ihm finden würde, und daß sein Zuschuß nur einen Thaler für jeden Tag betragen könne; für alle Fälle aber meinte er, die Absicht seiner Reise werde durch ihre Theilnahme nicht verändert werden. Mittlerweile erkundigte er sich, ob er Pässe zur Reise haben müßte. Man sagte ihm, wenn er allein auf der Post reiste, so würde er wohl mit seiner Studentenmatrikel durchkommen, in Gesellschaft der unverheiratheten Schwester aber und eines Bedienten müßte er durchaus einen Paß haben. Pässe aber waren nicht anders zu bekommen als bei dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn von Alvensleben, und auch bei diesem nicht anders, als wenn man einen genügenden Reisezweck anzugeben vermochte. Welchen Zweck sollte er nun angeben? Rathlos über diese Frage, war er schon im Begriff, Ulriken die ganze Reise abzuschreiben, als er ihre Antwort erhielt, daß sie in drei Tagen bei ihm eintreffen würde.

Er hoffte noch, die Schwester werde sich an einer kleineren Reise genügen lassen, während schon das ganze Gesicht seines Unternehmens sich ihm unter den Händen zu verwandeln begann. Er selbst wie der Bruder der Braut, mit dem er wohnte, hatten schon zu Vielen von dem Zielpunkt Paris erzählt; man fing an, ihm Aufträge dorthin zu geben; in seiner Verlegenheit fand er es nun unwürdig, seinen Entschluß „auf einmal wie ein Wetterhahn zu drehen", und forderte Pässe zu einer Reise in's Ausland. Als seinen Zweck gab er an, er wolle auf der Reise lernen — „welches eigentlich", schreibt er, „in meinem Sinne ganz wahr ist, wie ich mich ausdrücke" — und dann in Paris studiren, und zwar Naturwissenschaften und Mathematik; er studiren, er, der fort wollte, um allen Wissenschaften zu entrinnen! Der Minister wünschte ihm Glück zu diesem Vorhaben, alle Professoren und Bekannte desgleichen, und er durfte nicht zweifeln, daß man auch am Hofe davon erfahren werde. Er

war bestürzt, aber er wußte die Sache nicht mehr zu ändern. Stolz und Ehrgeiz hielten ihn bei dem Mißverständniß fest. „Soll ich nun", schreibt er voll Verzweiflung an Wilhelmine, „soll ich nun zurückkehren über den Rhein, so wie ich hinüberging? Habe ich nicht selbst die Erwartung der Menschen gereizt? Werde ich nicht in Paris im Ernste etwas lernen müssen? Ach! In meiner Seele ziehen die Gedanken durch einander, wie Wolken im Ungewitter. Ich weiß nicht, was ich thun und lassen soll? — Alles, was die Menschen von meinem Verstande erwarten, ich kann es nicht leisten! — Die Mathematiker glauben, ich werde dort Mathematik studiren, die Chemiker, ich werde von Paris große chemische Kenntnisse zurückbringen . . . Ja, ich habe mir sogar Adressen an französische Gelehrte müssen mitgeben lassen, und so komme ich wieder in jenen Kreis von kalten, trockenen, einseitigen Menschen, in deren Gesellschaft ich mich nie wohl befand. — Ach! liebe Freundin, ehemals dachte ich mit so großer Entzückung an eine Reise — jetzt nicht. Ich versprach mir sonst so viel davon — jetzt nicht. — Ich ahne nichts Gutes". Der ganze Gedanke der Reise erschien ihm nun als eine Uebereilung, und die wilde Laune, mit der ihm der Zufall, oder das Schicksal, seinen Plan verdreht hatte, machte ihn unruhig und verstört. „Wir dünken uns frei", ruft er aus, „und der Zufall führt uns allgewaltig an tausend feingesponnenen Fäden mit sich fort" . . . „Lies meine Briefe von dieser Zeit an noch einmal durch und frage Karl recht über mich aus. Mir ist diese Periode in meinem Leben und dieses gewaltsame Fortziehen der Verhältnisse zu einer Handlung, mit deren Gedanken man sich blos zu spielen erlaubt hatte, äußerst merkwürdig. Aber nun ist es unabänderlich geschehen, und ich muß reisen".

Er beschloß nun wenigstens, aus der Reise so viel Nutzen zu ziehen, als er könne, und auch in Paris etwas zu lernen, „wenn es ihm möglich sein werde". Für Wilhelmine hatte er sich inzwischen von Krüger, einem damals geschätzten

Bildnißmaler *), in Miniatur malen lassen und ihr das Bild geschickt, da er keine Zeit mehr fand, es ihr selber zu überbringen. „Mögest Du es ähnlicher finden", schreibt er dazu, „als ich. Es liegt etwas Spöttisches darin, das mir nicht gefällt, ich wollte, er hätte mich ehrlicher gemalt. — Dir zu Gefallen habe ich fleißig während des Malens gelächelt, und so wenig ich auch dazu gestimmt war, gelang es mir doch, wenn ich an Dich dachte". Das Bild ist das einzige, das wir von Kleist besitzen **); es verräth uns nicht viel, am wenigsten von den Kämpfen, die damals den Vierundzwanzigjährigen bewegten. Die starken Formen des Kopfes sind doch so ausgearbeitet nicht, wie man erwartet; den finsteren Ausdruck, den schon seine jugendlichen Züge annahmen, hat eine gezwungen heitere Miene weggewischt, die weiche Rundung des Gesichts spielt fast in's Weibliche hinüber. Ueber die hohe Stirn fällt das Haar nachlässig hin, ein wenig struppig, vornübergestrichen; das Auge hat der Maler höchst stiefmütterlich behandelt, ausdruckslos und platt liegt es in seiner unklar modellirten Höhle da; während die vollen Lippen und das rundliche Kinn die massige Form nicht ohne Anmuth abschließen ***).

*) Joh. Friedr. August Krüger, Zeichner und Kupferstecher in Berlin; vergl. Nagler's Künstler-Lexikon VII, 183.

**) In einem Stich von H. Sagert, als Titelblatt zu dem Buche Bülow's. Dieser bemerkt darüber (S. XIII): „Nach dem Erlöschen seines Verhältnisses erhielt Kleist das Bild zurück und hinterließ es im Jahre 1802, in seiner Krankheit, in Thun. Dort fand es später eine treue Freundin glücklicherweise wieder und löste es ein. Der hohe Werth, welchen sie darauf legt, bezeugt seine Aehnlichkeit". Einen Schattenriß von Kleist, der sehr ähnlich gewesen sein soll, hatte seine Dresdener Freundin Henriette Lohse, geb. von Schlieben, die in unserer Geschichte mehrmahls erwähnt wird, gemacht; doch scheint er längst nicht mehr zu existiren.

***) Tieck sagt über Kleist's äußere Erscheinung nur (Vorrede zu Kleist's „ausgewählten Schriften", S. XXVII): „Er war von mittler Größe und ziemlich starken Gliedern . . . Er schien mir mit den Bil-

Dem in's Ungewisse hineinsteuernden Flüchtling ward es schwer, ohne Abschied von der Braut zu gehen. Er fühlte, in was für Sorgen und Schmerzen er sie zurückließ, wie ihre Eltern über sein abenteuerndes Wesen die Köpfe schütteln, das Geflüster der Leute ihr weh thun würde; und er beschwor sie, an ihm nicht irre zu werden. Und wie war nun ihm selber, als er auf diese Reise auszog, die ihn aus hundert Nöthen hatte erlösen sollen! „Ach, klagt er zum Lebewohl, Alles ist dunkel in meiner Zukunft, ich weiß nicht, was ich wünschen und hoffen soll?“ . . . „Schenkte mir der Himmel ein grünes Haus, ich gäbe alle Reisen und alle Wissenschaften, und allen Ehrgeiz auf immer auf. Denn nichts als Schmerzen gewährt mir dieses ewig bewegte Herz, das wie ein Planet unaufhörlich in seinen Bahn zur Rechten und zur Linken wankt, und von ganzer Seele sehne ich mich, wonach die ganze Schöpfung und alle immer langsamer und langsamer vollendete Weltkörper streben, nach Ruhe!“ Und wie er nun, mit schriftlichem Gruß, Abschied von ihr nimmt: „Ach, mir ist es, als wäre es auf ewig! Ich habe mich wie ein spielendes Kind auf die Mitte der See gewagt; es erheben sich heftige Winde, gefährlich schaukelt das Fahrzeug über den Wellen, das Getöse übertönt alle Besinnung. Ich kenne nicht einmal die Himmelsgegend, nach welcher ich steuern soll, und mir flüstert eine Ahnung zu, daß mir mein Untergang bevorsteht“.

Seine Reisebriefe verrathen uns vollends, wie es beim Abschied in ihm aussah. Er war an seinem poetischen Genie wieder irre geworden — man muß annehmen, daß ihm ein bestimmter Versuch, auf den er stolze Hoffnungen gesetzt hatte, mißglückt war — und in wilder Beängstigung wollte er nun sich selbst und seinem Ehrgeiz entfliehen. Erst unterwegs gestand er es der Braut *), daß, was ihn vor Allem peinigte,

---

dern des Torquato Tasso Aehnlichkeit zu haben, auch hatte er mit diesem die etwas schwere Zunge gemein“.

*) Vergl. Bülow S. 182.

die Besorgniß sei, wenn er vorschnell ein falsches Ziel ergriffe, seine Bestimmung zu verfehlen und so ein ganzes Leben zu verpfuschen; daß er wohl eine Ahnung von dem rechten habe, aber daß ihm immer noch die volle Gewißheit fehle. Nun hatten sich ihm von neuem die alten Verhältnisse auf den Nacken gelegt, und die Wissenschaften hingen ihm auf seiner vergeblichen Flucht wieder an den Fersen. Und er war nicht einmal unterwegs allein; er hatte die Schwester mit sich, und nur zu bald fühlte er, daß diese Gesellschaft ihm jetzt kein Trost war. „Ich kann Ulriken Alles mittheilen", klagt er auf der Reise gegen Wilhelmine, „nur nicht was mir das Theuerste ist. Du glaubst auch nicht, wie ihr lustiges, zu allem Abenteuerlichen aufgewecktes Wesen gegen mein Bedürfniß absticht" . . . „Ich ehre Ulriken ganz unbeschreiblich, sie trägt in ihrer Seele Alles was achtungswürdig und bewunderswerth ist; Vieles mag sie besitzen Vieles geben können, aber es läßt sich, wie Göthe sagt, nicht an ihrem Busen ruhen" *).

So blieb er auf dieser Reise eine Beute wechselnder Wünsche und Gefühle, und mit leidenschaftlicher Gewalt bricht die Werther-Natur in ihm hervor. Die Furcht vor den Dämonen des Ehrgeizes wird zum bestimmenden Gefühl in ihm; nach „einem Tropfen Vergessenheit" lechzt er wie nach einem lebenrettenden Trank, er hängt sein Herz an idyllische, ländliche Träume und ruft sich zu: „für die Zukunft leben zu wollen, ist ein Knabentraum, nur wer für den Augenblick lebt, lebt für die Zukunft"; — und doch kann er sich diesen nagenden Wurm, den Durst nach Ehre, nicht mehr aus der Seele reißen. Ermattend in dem unfruchtbaren Kampf, zieht er den Lebensüberdruß und die Lebensverachtung in sich groß, die Furien, die ihn fortan verfolgen, und gewöhnt sich, in den Dingen um sich her, in Menschenschicksalen wie in den großen Ordnungen der Welt, eine finstere, erbarmungslose Tragik zu sehen. In demselben

*) Bülow S. 173, 183.

Maß, wie seine Phantasie üppiger und glänzender aufblüht, sein Geist sich verfeinert, sein Styl an unwiderstehlicher Beredsamkeit gewinnt, und Alles in ihm die endliche Entfaltung seines Genie's ankündigt, in demselben Maß wächst auch der Trieb empor, alle diese Kräfte in den Dienst seiner inneren Leidenschaft zu ziehen und sich tiefer und tiefer in seine Schmerzen hineinzuwühlen.

Mitte April *) war er mit Ulriken und einem Bedienten, Johann, aus Berlin ausgefahren; auf derselben Straße, die ihn vor acht Monaten nach Würzburg geführt hatte, auf der Straße nach Dresden. Hier, in dem lieblichen Elb=Athen, empfing ihn der Frühling, und vor den Madonnen und Götterbildern begann er ruhiger und freier zu werden. „Nichts war so fähig", schreibt er an Wilhelmine, „mich so ohne alle Erinnerung wegzuführen von dem traurigen Felde der Wissenschaft, als die in dieser Stadt angehäuften Werke der Kunst. Die Bildergallerie, die Gipsabgüsse, das Antikenkabinet, die Kupferstichsammlung, die Kirchenmusik in der katholischen Kirche, das Alles waren Gegenstände, bei deren Genuß man den Verstand nicht braucht, die nur allein auf Sinn und Herz wirken. Mir war so wohl bei diesem ersten Eintritt in diese für mich neue Welt von Schönheit. Täglich habe ich die griechischen Ideale und die italienischen Meisterstücke besucht, und jedesmal, wenn ich in die Gallerie trat, Stunden lang vor dem einzigen Raphael der Sammlung, vor jener Mutter Gottes gestanden, mit dem hohen Ernste, mit der stillen Größe, und mit Umrissen, die mich zugleich an geliebte Wesen erinnerten . . . Nirgends fand ich

*) Bestimmte Data lassen sich für den ganzen Verlauf der Reise bis Paris nicht angeben, nur die Daten der Reisebriefe. Am 14. April schreibt Kleist noch aus Berlin, am 4. Mai aus Dresden, 21. Mai aus Leipzig, 4. Juni aus Göttingen; am 18. Juli aus Paris, wo er acht Tage früher angekommen war (Bülow S. 195). Die Reise ging über Dresden, Leipzig, Halle, Halberstadt, Wernigerode, Goslar, Göttingen, Kassel, Frankfurt a. M., Rödelheim, Mainz, Coblenz, Mannheim, Heidelberg, Durlach, Straßburg.

mich aber in meinem Innersten gerührt, als in der katholischen Kirche, wo die größte, erhabenste Musik zu den andern Künsten tritt, um das Herz gewaltsam zu bewegen. Unser Gottesdienst ist keiner. Er spricht nur zu dem kalten Verstande; aber zu allen Sinnen ein katholisches Fest. Mitten vor dem Altar, an seinen untersten Stufen knieete jedesmal, ganz isolirt von den Andern, ein gemeiner Mensch, das Haupt auf die höhern Stufen gebückt, betend mit Inbrunst. Ihn quälte kein Zweifel, er glaubte. — Ich hatte eine unbeschreibliche Sehnsucht, mich neben ihm nieder zu werfen, und zu weinen. — Ach, nur einen Tropfen Vergessenheit, und mit Wollust würde ich katholisch werden". Seine innere Qual ward wenigstens zu sanfter Schwermuth beruhigt in dem „holden freundlichen Thal" von Dresden, wo ihm „der Boden so wohl gefiel und die Lüfte so warm wehten". Auf der Brühl'schen Terrasse stand oder lag er gern, von dem hohen Ufer herab über das herrliche Elbthal zu sehen, das wie ein Gemälde von Claude Lorraine unter seinen Füßen lag: „wie eine Landschaft auf einen Teppich gestickt, grüne Fluren, Dörfer, ein breiter Strom, der sich schnell wendet, Dresden zu küssen, und, hat er's geküßt, schnell wieder flieht — und der prächtige Kranz von Bergen, der den Teppich wie eine Arabeskenborde umschließt — und der reine blaue italische Himmel, der über die ganze Gegend schwebt"; ihn dünkte, „als schmeckte süß die Luft, holde Gerüche streuten ihm die Fruchtbäume zu, und überall Knospen und Blüthen, die ganze Natur sah aus wie ein fünfzehnjähriges Mädchen". Seine Würzburger Stimmungen kamen wieder über ihn, und die nachdenkliche Bilderjagd aus jenen Tagen. Wenn Dresden vor ihm lag in der Tiefe der Berge, erschien es ihm „wie der Schauplatz in der Mitte eines Amphitheaters; die Elbhöhen in einiger Entfernung, als ob sie aus Ehrfurcht nicht näher zu rücken wagten, gelagert und gleichsam vor Bewunderung angewurzelt"; dann „die Felsen im Hintergrunde von Königstein, die wie ein bewegtes Meer von Erde aussehen, und in den schönsten Linien

geformt sind, als hätten da die Engel im Sande gespielt — und die Elbe, die schnell ihr rechtes Ufer verläßt, ihren Liebling Dresden zu küssen, die bald zu dem einen, bald zu dem andern Ufer flieht, als würde ihr die Wahl schwer, und in tausend Umwegen, wie vor Entzücken, durch die freundlichen Fluren wankt, als wollte sie nicht in's Meer — und Loschwitz, das versteckt hinter den Bergen liegt, als ob es sich schämte — und die Weiseritz, die sich aus den Tiefen des plauenschen Grundes losringt, wie ein verstohlenes Gefühl aus der Tiefe der Brust, die, immer an Felsen wie an Vorurtheilen sich stoßend, nicht zornig, aber doch ein wenig unwillig murmelt, sich unermüdet durch alle Hindernisse windet, bis sie an die Freiheit des Tages tritt und sich ausbreitet in dem offnen Felde und, frei und ruhig, ihrer Bestimmung gemäß, in's Meer fließt".

Hier war es ihm freilich unmöglich, den Träumen zu entrinnen, die ihm sein künstlerischer Ehrgeiz lockend vorhielt. „Wie oft", schreibt er an Wilhelmine, „wenn ich auf meinen Spaziergängen junge Künstler sitzen fand, mit dem Brett auf dem Schooß, den Stift in der Hand, beschäftigt, die schöne Natur zu copiren, o wie oft habe ich diese glücklichen Menschen beneidet, welche kein Zweifel um das Wesen, das sich nirgends findet, bekümmert, die nur in dem Schönen leben, das sich doch zuweilen, wenn auch nur als Ideal, ihnen zeigt. Einen fragte ich einst, ob man, wenn man sonst nicht ohne Talent sei, sich wohl im 24. Jahre noch mit Erfolg der Kunst widmen könnte? Er antwortete, daß Wouvermann, einer der größten Landschaftsmaler, erst im 40. ein Künstler geworden sei" *).

Kleist hatte auch ein Paar Adressen nach Dresden mit, von denen er aber nur eine gebrauchte und die andern verbrannte; denn für sein Herz, das sich gern jedem Eindruck hingab, fand er nichts gefährlicher als Bekanntschaften, „weil sie

*) Der junge Dresdener Maler war übrigens falsch berichtet und irrte mindestens in der Person: denn keiner der Wouvermann's kam spät zur Kunst.

durch neue Verhältnisse das Leben immer noch verwickelter machen, das schon verwickelt genug ist". Indessen lernte er in der Elbstadt einige Menschen kennen, die er lieb gewann, und darunter ein Fräulein, das einen mehr als gewöhnlichen Eindruck auf sein Herz machte. Es war die Familie von Schlieben, eine Wittwe mit einem Sohne und zwei Töchtern, von gutem Adel, aber in armen Verhältnissen, so daß die Mädchen sich heimlich von der zierlichen Arbeit ihrer Hände ernährten. Kleist fand sie „arm und freundlich und gut — drei Eigenschaften, die zusammengenommen mit zu dem Rührendsten gehören, was ich kenne". Die jüngere Schwester war eine anziehende blonde, germanische Gestalt; wenn ein fremder Maler, meinte Kleist, eine Deutsche malen wollte, und fragte ihn nach der Gestalt, nach den Zügen, nach der Farbe der Augen, der Wangen, der Haare, so würde er ihn zu diesem Fräulein führen, und sagen, das ist ein ächtes deutsches Mädchen. Aber mehr fesselte ihn doch die ältere Schwester, Henriette. Sie war bereits verlobt, mit einem jungen Maler, Namens Lohse, der damals, wie es scheint, in Frankfurt a. M. lebte; aber sie wandte dem düstern, geheimnißvollen Fremdling, wie er ihr, herzliches Wohlwollen und reine Theilnahme zu. Ihm that das im tiefsten Herzen wohl, und später erinnert er sie (in einem Briefe aus Paris) daran, wie er „zuweilen an kühlen Abenden, unter den dunkeln Linden des Schloßgartens, frohe Worte wechselnd, an ihrer Seite ging, oder schweigend neben ihr stand auf der hohen Elbbrücke, wenn die Sonne hinter den blauen Bergen unterging", wie er „sie zuweilen durch den Olymp der Griechen voll Götter und Heroen führte," und oft mit ihr vor der Mutter Gottes (der sixtinischen Madonna) stand, vor jener hohen Gestalt, mit der stillen Größe, mit dem hehren Ernste, mit der Engelreinheit"; wie er einst am Abhang der Terrasse an einem schönen Morgen die Halme hielt, aus denen sie den Glückskranz flocht, der ihre Wünsche erfüllen sollte; und wie sie ihm ihr Andenken für immer versprach.

Von Dresden aus besuchten die beiden Reisenden Moritzburg, Pillnitz und Tharand und stiegen in Freiberg in das Bergwerk; „ich mußte es“, schreibt er, „damit, wenn man mich fragt: Sind Sie dort gewesen? ich doch antworten kann: ja! Ein weiteres Interesse hatte ich jetzt nicht dabei, so sehr mich die Kenntniß, die man sich hier erwerben kann, auch sonst interessirt hätte. Denn wenn das Herz ein Bedürfniß hat, ist es kalt gegen Alles, was es nicht befriedigt, und nur mit halbem Ohre habe ich gehört, wie tief der Schacht ist, wohin der Gang streicht, wie viel Ausbeute er gibt u. s. w.“ Dann fuhren sie auch nach Teplitz, und tiefer in Böhmen nach Lowositz, das am südlichen Fuße des Erzgebirges liegt, da, wo die Elbe hineintritt. „So, wie eine Jungfrau unter Männern erscheint, tritt sie schlank und klar unter die Felsen. Leise mit schüchternem Wanken naht sie — das rohe Geschlecht drängt sich, den Weg ihr versperrend, um sie herum, der Glänzend-Reinen in's Antlitz zu schauen; — sie aber, ohne zu harren, windet sich flüchtig, erröthend hindurch“. In Aussig ließen sie ihren Wagen zu Lande fahren und schwammen noch zehn Meilen im Boot auf der Elbe, bis nach Dresden zurück. „Ach, Wilhelmine! erzählt er, es war einer jener lauen, süßen, halb dämmernden Tage, die jede Sehnsucht und alle Wünsche des Herzens in's Leben rufen. Es war so still auf der Fläche des Wassers, so ernst zwischen den hohen, dunkeln Felsenufern, die der Strom durchschnitt. Einzelne Häuser waren hie und da an den Felsen gelehnt, wo ein Fischer oder Weinbauer sich angesiedelt hatte. Mir schien ihr Loos unbeschreiblich rührend und reizend — das kleine einsame Hüttchen unter dem schützenden Felsen, der Strom, der Kühlung und Nahrung zugleich herbeiführt, Freuden, die keine Idylle malen kann, Wünsche, die nicht über den Gipfel der umschließenden Berge fliegen. — Ist Dir das nicht auch so rührend und reizend wie mir? Könntest Du bei diesem Glücke nicht auch Alles aufgeben, was jenseits der Berge liegt? Ich könnte es. — Ich sehne mich unaussprechlich nach Ruhe. Für

die Zukunft leben zu wollen, — ist ein Knabentraum, und nur wer für den Augenblick lebt, lebt für die Zukunft. Ja, wer erfüllt eigentlich getreuer seine Bestimmung, nach dem Willen der Natur, als der Hausvater, der Landmann? — Ich malte mir mein ganzes künftiges Schicksal aus, — und wollte mit Freuden um dieses Glück allen Ruhm und allen Ehrgeiz aufgeben. — Zwei Schiffer ruderten gegen den Strom und trieften von Schweiß. Ich nahm unserm Schiffer das Ruder und fing an, aus Leibeskräften zu arbeiten. Ja, fiel mir ein, das ist ein Scherz; wie aber, wenn es Ernst wäre? — Auch das, antwortete ich mir, und beschloß eine ganze Meile lang unaufhörlich zu arbeiten. Es gelang mir zwar nicht ohne Anstrengung und Mühe; — aber es gelang mir. Ich wischte mir den Schweiß ab, und setzte mich neben Ulriken, und faßte ihre Hand: — sie war kalt — ich dachte an den Lohn, an Dich".

Kleist hatte viel länger, als er anfangs gewollt, in Dresden und den Elbgegenden verweilt, bis er sich endlich zur Weiterreise entschloß. Der Abschied von seinen Freundinnen war wehmüthig, und die eine der Schwestern weinte aus vollem Halse, wie er Wilhelminen erzählt. Er hatte durch die Familie Schlieben auch Einsiedel kennen gelernt und viele Gefälligkeiten von ihm erfahren; so hatte dieser, da die Reisenden mit eigenen Pferden zu fahren vorzogen *), ein wackeres Gespann für sie gekauft, das der Bediente mit vieler Würde und Geschicklichkeit zu führen übernahm. So zogen sie denn ihre Straße weiter, „wie die alten Ritter von Burg zu Burg wandernd" und überall „gar ein freundliches Wort mit den Leuten wechselnd": denn sie hatten es sich zur Aufgabe gemacht, in jeder Stadt die Wür-

*) Es war damals das Beste, das man thun konnte; denn die Wagen der ordinären Post, ohne Federn, ohne Seitenthüren, waren mehr für Lasten als für Personen berechnet, wahre Caricaturen, und — bis auf wenige und kurze Kunststraßen — auch die Wege verzweifelt. Vergl. G. Freytag's Neue Bilder aus dem Leben des deutschen Volks, S. 417 f., 480.

digsten, „die Lehrer der Menschheit", aufzusuchen. In Leipzig schloß sich Kleist mit ganz besonderer Zuneigung an den alten Mathematiker Hindenburg an, der als Professor der Physik an der Universität lehrte und ihm „wie ein Vater so ehrwürdig" erschien; während Ulrike hier endlich Gelegenheit zu einem Abenteuer fand und verkleidet einer öffentlichen Vorlesung von Platner beiwohnte. Auch diesen, den Physiologen und Philosophen, hatten die Geschwister aufgesucht, und in Verabredung mit ihm, um Störungen zu vermeiden, war Ulrike in Mannskleidern statt in Weiberröcken in seinem Hörsaal erschienen.

Es war ein wunderliches Treiben für Heinrich, den Feind und Verächter der Gelehrten, überall in den Häusern der Professoren vorzusprechen. In Halle suchte er den Mathematiker Klügel auf; in Göttingen Blumenbach, Weisberg u. s. w. Mit zärtlicher Freude aber ward er in Halberstadt von dem alten Gleim empfangen, in dem er „einen der rührendsten und interessantesten Greise" fand. Gleim war bekanntlich ein Vertrauter Christian Ewald Kleist's gewesen, der bei Kunersdorf fiel. Kurz vor seinem Tode hatte dieser ihm einen Neffen Kleist empfohlen, den Gleim indessen niemals zu Gesicht bekam. Nun glaubte er, als Heinrich (mit der Schwester) sich melden ließ, dies sei der Neffe, und kam ihm mit ungestümer Freude entgegen; indessen als er sich getäuscht sah, ließ er es seine Gäste nicht empfinden, denn Alles, was Kleist hieß, war ihm theuer. Er führte sie in sein berühmtes Kabinet, das er mit den Bildnissen seiner Freunde ausgeschmückt hatte; „da ist Keiner, sagte er, der nicht ein schönes Wort schrieb, oder eine große That beging; Kleist that beides, und steht oben an". Der alte Herr durfte sich rühmen, diesen Christian Ewald — freilich durch einen Scherz des Zufalls — zum Dichter gemacht zu haben, und er erzählte die artige Anekdote *) dem jungen

*) Man mag sie in Ewald v. Kleist's Werken (herausgegeben von Körte, verbesserte Auflage von 1804, I, 9 f.) nachlesen.

Nachfahr, dem sie, mit leicht zu errathender Wirkung, treu im Gedächtniß blieb.

Von Halberstadt ging die Fahrt in's Harzland hinein. In Wernigerode fanden sie Beide an der Stolberg'schen Familie großes Wohlgefallen; in Goslar fuhren sie in den Rammelsberg, wo in großen Höhlen die Erze mit angezündeten Holzstößen abgebrannt wurden und Alles vor Hitze nackend arbeitete; dann, am 31. Mai, bestiegen sie von Ilsenburg aus den Brocken. Die Sonne war zwar in Regenwolken gehüllt, „und wenn die Könige trauern", schreibt Kleist, „so trauert das Land". Aber zuweilen zerrissen die Wolken und vergönnten ihnen Blicke des Entzückens auf das Paradies zu ihren Füßen.

Zerstreuung war freilich Alles, was der unruhige Wanderer in der Natur und unter den Menschen fand. „Heute", schreibt er aus Göttingen an Wilhelmine, „sind wir hier auf einem Balle, wo die Füße springen werden, indessen das Herz weint. Dann geht der Körper immer weiter und weiter von Dir, indessen die Seele immer zu Dir zurückstrebt. Bald an diesen, bald an jenen Ort treibt mich das wilde Geschick, indeß ich kein innigeres Bedürfniß habe, als Ruhe". Er vernachlässigt selbst sein Tagebuch, „weil ihn vor allem Schreiben ekelt". Er schreibt nicht an die Seinigen, obwohl sie ihm „die liebsten und theuersten Menschen auf der Welt sind"; „so widersprechen sich in mir Handlung und Gefühl — ach, es ist ekelhaft, zu leben". Auch seine Briefe an die Braut sind kurz und sparsam. Wilhelmine verlangt von der Geschichte seines Innern etwas zu wissen; aber er weicht ihr aus, indem er nur dunkel andeutet, daß er sein wahres Ziel „ahnt", aber noch zu ergreifen zurückbebt; „ich muß mich fürchten", setzt er hinzu, „etwas aufzuschreiben, weil es dadurch in gewisser Art bestimmt wird". In seinem ungewissen Schwanken scheut er das geschriebene Wort: „ein geschriebenes Wort, ruft er später aus, ist ewig" *).

*) Bülow S. 213.

Ueber Kassel führte die Reisenden ihr Weg nach Frankfurt am Main; einige Meilen vorher, in dem Städtchen Butzbach, geriethen sie durch eine Unart ihrer Pferde in Lebensgefahr: für Kleist war das ein neuer Anlaß, sich seiner finsteren Dialektik zu ergeben. „Wir hatten“, erzählt er in dem Brief an Henriette, „den Pferden die Zügel abnehmen lassen, vor einem Wirthshause, sie zu tränken und mit Heu zu füttern. Dabei war Ulrike, so wie ich, in dem Wagen sitzen geblieben, als mit einem Male ein Esel hinter uns ein so abscheuliches Geschrei erhob, daß wir wirklich grade so vernünftig sein mußten, wie wir sind, um dabei nicht scheu zu werden. Die armen Pferde aber, die das Unglück haben, keine Vernunft zu besitzen, hoben sich hoch in die Höhe, und gingen spornstreichs in vollem Carriere über das Steinpflaster der Stadt durch. Ich griff nach den Zügeln; aber die hingen ihnen aufgelöst über der Brust, und ehe ich Zeit hatte, an die Gefahr zu denken, schlug schon der Wagen mit uns um, und wir stürzten. Und an einem Eselsgeschrei hing ein Menschenleben. Und wenn es nun in dieser Minute geschlossen gewesen wäre; darum also hätte ich gelebt? Darum? Das hatte der Himmel mit diesem dunkeln, räthselhaften, irdischen Leben gewollt, und weiter nichts —? Doch für diesmal war es noch nicht geschlossen; — wofür er uns das Leben gefristet hat, wer kann es wissen? Kurz, wir standen beide gesund und frisch von dem Steinpflaster auf und umarmten uns. Der Wagen lag ganz umgestürzt, daß die Räder zu oberst standen, ein Rad war ganz zerschmettert, die Deichsel zerbrochen, die Geschirre zerrissen, das alles kostete uns drei Louisd'ors und vier und zwanzig Stunden, am andern Morgen ging es weiter. Wann wird der letzte sein?“

In Mainz, wohin sie von Frankfurt weiter zogen*),

*) Unterwegs besuchte oder fand er in Röbelheim, wie er Henrietten schreibt, „einen Menschen, den ich fast den besten nennen möchte“. Doch gibt er über dessen Person nirgends ein erläuterndes Wort.

stiegen die Geschwister zu Schiffe, um bis Köln den Rhein hinab zu fahren; der alte deutsche Strom schien dem phantastischen Grübler sein Ebenbild, oder sein Vorbild zu sein. „Das ist eine Gegend, schreibt er, wie ein Dichtertraum ... Pfeilschnell strömt der Rhein heran von Mainz und grade aus, als hätte er sein Ziel schon im Auge, als sollte ihn nichts abhalten, es zu erreichen, als wollte er es ungeduldig auf dem kürzesten Wege ereilen. Aber ein Rebenhügel (der Rheingau) tritt ihm in den Weg und beugt seinen stürmischen Lauf, sanft aber mit festem Sinn, wie eine Gattin den stürmischen Willen ihres Mannes, und zeigt ihm mit stiller Standhaftigkeit den Weg, der ihn in's Meer führen wird. — — — Und er ehrt die edle Warnung und gibt, der freundlichen Weise folgend, sein voreiliges Ziel auf, und durchbricht den Rebenhügel nicht, sondern umgeht ihn, mit beruhigtem Laufe, dankbar seine blumigen Füße ihm küssend. Aber still und breit und majestätisch strömt er bei Bingen heran, und sicher, wie ein Held zum Siege, und langsam, als ob er seine Bahn wohl vollenden würde, — und ein Gebirge (der Hundsrück) wirft sich ihm in den Weg, wie die Verläumbung der unbescholtenen Tugend. Er aber durchbricht es, und wankt nicht, und die Felsen weichen ihm aus, und blicken mit Bewunderung und Erstaunen auf ihn hinab — doch er eilt verächtlich bei ihnen vorüber, ohne zu frohlocken, und die einzige Rache, die er sich erlaubt, ist diese, ihnen in seinem klaren Spiegel ihr schwarzes Bild zu zeigen".

So kamen sie am ersten Tag, bei gutem Wetter, bis Coblenz; aber die Weiterfahrt brachte sie in neue Gefahr, das Leben zu verlieren. Auch die Schilderung dieser Fahrt (in einem Brief an die Braut) zeigt uns den ganzen Kleist. „Am zweiten Tag", erzählt er, „wo wir bis Cöln reisen wollten, erhob sich schon bei der Abfahrt ein so starker Sturm in widriger Richtung, daß die Schiffer mit dem großen Postschiffe, das ganz bedeckt ist, nicht weiter fahren wollten, und in einem trierschen Dorfe am Ufer landeten. Da blieben wir von 10 Uhr Morgens

den ganzen übrigen Tag, immer hoffend, daß sich der Sturm legen würde. Endlich, um 11 Uhr in der Nacht, schien es ein wenig ruhiger zu werden, und wir schifften uns mit der ganzen Gesellschaft wieder ein. Aber kaum waren wir auf der Mitte des Rheins, als wieder ein so unerhörter Sturm losbrach, daß die Schiffer das Fahrzeug gar nicht regieren konnten. Die Wellen, die auf diesem breiten, mächtigen Strome nicht so unbedeutend sind, als die Wellen der Oder, ergriffen das Schiff an seiner Fläche, und schleuderten es so gewaltig, daß es durch sein höchst gefährliches Schwanken die ganze Gesellschaft in Schrecken setzte. Jeder klammerte sich, alle Anderen vergessend, an einen Balken an, ich selbst, mich zu halten. — Ach! es ist nichts ekelhafter, als diese Furcht vor dem Tode. Das Leben ist das einzige Eigenthum, das uns dann etwas werth ist, wenn wir es nicht achten. Verächtlich ist es, wenn wir es nicht leicht fallen lassen können, und nur der kann es zu großen Zwecken nützen, der es leicht und freudig wegwerfen könnte. Wer es mit Sorgfalt liebt, moralisch todt ist er schon, denn seine höchste Lebenskraft, es opfern zu können, modert, indessen er es pflegt. Und doch, — o wie unbegreiflich ist der Wille, der über uns waltet! — Dieses räthselhafte Ding, das wir besitzen, wir wissen nicht, von wem, das uns fortführt, wir wissen nicht wohin, ob wir darüber schalten dürfen, eine Habe, die nichts werth ist, wenn sie uns etwas werth ist, ein Ding, wie ein Widerspruch, flach und tief, öde und reich, würdig und verächtlich, vieldeutig und unergründlich, ein Ding, das jeder wegwerfen möchte, wie ein unverständiges Buch; sind wir nicht durch ein Naturgesetz gezwungen, es zu lieben? Wir müssen vor der Vernichtung beben, die doch nicht so qualvoll sein kann, als oft das Dasein, und indessen Mancher das traurige Geschenk des Lebens beweint, muß er es durch Essen und Trinken ernähren, und die Flamme vor dem Erlöschen hüten, die ihn weder erleuchtet, noch erwärmt".

Siebentes Kapitel.

Paris. (Juli bis November 1801.)

In den ersten Tagen des Juli zogen die Reisenden in die französische Hauptstadt ein; Kleist ohne die sanguinischen Erwartungen, die in jenen Jahren so manches romantische Gemüth aus Deutschland nach dem „stolzen, ungezügelten, ungeheuern Paris“, und bald enttäuscht wieder zurücktrieben: er kam vielmehr in derselben ingrimmigen Stimmung gegen diese „Affen der Vernunft“ in dem napoleonischen Babel an, mit der er es nach fünf Monaten verließ. Gleich nach der Ankunft, am 14. Juli, erlebte er die Jahresfeier der Zerstörung der Bastille, bei der es der wiedererrungenen Freiheit und dem Friedensfeste zugleich galt; er sah das alles nur mit bitterer Verachtung an. „Wie solche Tage würdig begangen werden“, schreibt er (am 18.) an Henriette, „weiß ich nicht bestimmt; doch dies weiß ich, daß sie fast nicht unwürdiger begangen werden können, als dieser . . . Die Absicht, den Geist des Volks durch eine bis zum Ekel gehäufte Menge von Vergnügungen zu zerstreuen, war überall herrschend, und wenn die Regierung einem Mann von Ehre hätte zumuthen wollen, durch die mâts de cocagne, und die jeux de carroussels und die théâtres forains und die escamoteurs und die danseurs de corde mit Heiligkeit an die Göttergaben, Freiheit und Frieden erinnert zu werden, so wäre dies beleidigender, als ein Faustschlag in sein Antlitz. Rousseau ist immer das vierte Wort der Franzosen; und wie würde er sich schämen, wenn man ihm sagte, daß dies sein Werk sei“?

„Ich kann dir nicht beschreiben“, heißt es etwas später (15. August) in einem Brief an Wilhelmine, „welchen Eindruck der erste Anblick dieser höchsten Sittenlosigkeit bei der höchsten Wissenschaft auf mich machte. Wohin das Schicksal diese Nation führen wird? — Gott weiß es! Sie ist reifer zum Untergange,

als irgend eine andere europäische Nation. Zuweilen, wenn ich die Bibliotheken ansehe, wo in prächtigen Sälen und in prächtigen Bänden die Werke Rousseau's, Helvetius', Voltaire's stehen, denke ich: was haben sie genützt? Hat ein einziger seinen Zweck erreicht? Haben sie das Rad aufhalten können, das unaufhaltsam stürzend seinem Abgrund entgegeneilt? O hätten alle, die gute Werke geschrieben haben, die Hälfte von diesem Guten gethan, es stünde besser um die Welt".

Kleist sah, wie man in allen seinen Pariser Betrachtungen verspürt, in dem großen geschichtlichen Prozeß, der ihn umgab, nur den Untergang und die Zerstörung. Sonst ist es ergötzlich zu lesen, mit wie viel Scharfsinn und Geist er die französische Nationalität zergliedert, ihre flatternden Vorzüge begreift, ihre Lächerlichkeiten verspottet, und den ächten Pariser nicht ohne Humor abmalt. Aber unmöglich war es ihm, an diesem wunderlichsten Fleck der Welt zu sich selbst zu kommen, und er sehnte sich bald aus der „unnatürlichen Stadt" hinaus in die „große, stille Natur", die man in Paris nicht anders als für 20 Sous im hameau de Chantilly genoß. Er fand nicht Worte genug, die Nachtseiten von Paris zu schildern. „Denken Sie sich", schreibt er im August an die „goldene Schwester" (es ist der einzige uns erhaltene Brief an diese Schwester Wilhelminens), „denken Sie sich in der Mitte von drei Hügeln, auf einem Flächenraum von ungefähr einer Quadratmeile, einen Haufen von übereinandergeschobenen Häusern, welche schmal in die Höhe wachsen, gleichsam den Boden zu vervielfachen, denken Sie sich alle diese Häuser durchgängig von jener blassen, matten Modefarbe, welche man weder gelb noch grau nennen kann, und unter ihnen einige schöne, edle, aber einzeln in der Stadt zerstreute, denken Sie sich enge, krumme, stinkende Straßen, in welchen oft an einem Tage Koth mit Staub und Staub mit Koth abwechseln, denken Sie sich endlich einen Strom, der, wie mancher fremde Jüngling, rein und klar in diese Stadt tritt, aber schmutzig und mit tausend Unrath geschwängert sie verläßt, und der fast in gerader Linie

sie durchschneidet, als wollte er den ekelhaften Ort, in welchen er sich verirrte, schnell auf dem kürzesten Wege durcheilen, — denken Sie sich alle diese Züge in einem Bilde, und Sie haben ohngefähr das Bild von einer Stadt, deren Aufenthalt Ihnen so reizend scheint. — Verrath, Mord und Diebstahl sind hier ganz unbedeutende Dinge, deren Nachricht Niemand afficirt . . . Jedes Nationalfest kostet im Durchschnitt zehn Menschen das Leben. Bei dem Friedensfest am 14. Juli stieg in der Nacht ein Ballon mit einem eisernen Reife in die Höhe, an welchem ein Feuerwerk befestigt war, das in der Luft abbrennen, und dann den Ballon entzünden sollte. Das Schauspiel war schön; aber es war vorauszusehen, daß, wenn der Ballon in Feuer aufgegangen war, der Reifen auf ein Feld fallen würde, das vollgepfropft von Menschen war. Aber ein Menschenleben ist hier ein Ding, von welchem man 800,000 Exemplare hat. Der Ballon stieg, der Reifen fiel, ein Paar schlug er todt, weiter war es nichts".

„Zwei Antipoden können einander nicht fremder und unbekannter sein, als zwei Nachbarn von Paris, und ein armer Fremdling kann sich gar an Niemand knüpfen, Niemand knüpft sich an ihn. Zuweilen gehe ich durch die langen, krummen, engen, schmutzigen, stinkenden Straßen, ich winde mich durch einen Haufen Menschen, welche schreien, laufen, keuchen, einander schieben, stoßen, umdrehen, ohne es übel zu nehmen, ich sehe Einen fragend an, er sieht mich wieder an, ich frage ihn ein Paar Worte, er antwortet mir höflich, ich werde warm, er ennuyirt sich, wir sind einander herzlich satt, er empfiehlt sich, ich verbeuge mich, und wir haben einander vergessen, so bald wir um die Ecke sind. Geschwind laufe ich nach dem Louvre und erwärme mich an dem Marmor, an dem Apoll von Belvedere, an der mediceischen Venus, oder trete unter die italienischen Tableaus, wo Menschen auf Leinwand gemalt sind".

Die beiden Reisenden wohnten in der Rue Royer; ihr täglicher Verkehr war die Frau von Lalande (eigentlich Le

Français), die Tochter des berühmten Astronomen. Durch Alexander von Humboldt (der indessen bald nach ihrer Ankunft wieder nach Deutschland ging) und den preußischen Gesandten Marquis von Lucchesini *) ward Kleist mit einigen französischen Gelehrten bekannt; aber er machte wenig Gebrauch davon, er mied auch in Paris die Gesellschaft, und am eifrigsten die Gelehrten. Im Anfang zwang er sich noch, einige Vorlesungen zu besuchen; aber seine innere Unruhe fragte ihn stets: wozu das alles? „Die Menschen sprachen mir von Alkalien und Säuren; indessen mir ein allmächtiges Bedürfniß die Lippen trocknet". An Henriette schrieb er zwar noch von Paris aus, er werde wenigstens ein Jahr dort bleiben, um das Studium der Naturwissenschaft auf dieser Schule der Welt fortzusetzen; aber der Braut gestand er bald, daß er die Wissenschaften ganz und gar aufgegeben habe. Er wußte ihr nicht zu beschreiben, wie ekelhaft ihm ein wissender Mensch sei, wenn er ihn mit einem Handelnden vergleiche. Seine Erbitterung gegen den vormaligen Zweck seines Lebens, der ihm nun als eine Art von Wahnsinn erschien, war auf das Höchste gestiegen.

Er gehörte nicht nach Paris; das sieht man schon aus den Bruchstücken, die wir von seinen Pariser Schilderungen gegeben haben. Ein großer Gewinn war es freilich, die Menschenwelt auch einmal in ihren kolossalen Verhältnissen zu sehen; aber wie konnte er in Paris Ruhe und Frieden für sein Herz suchen? Für das „warme, weiche Herz, das unaufhörlich sehnt, immer wünscht und hofft, und niemals genießen kann, das etwas ahndet, was es nirgends findet, das von jedem Eindruck bewegt wird, jedem Gefühle sich hingibt, mit seiner Liebe alle Wesen

*) Der bekannte preußische Staatsminister, geborner Italiener, der unter Friedrich d. Gr. nach Preußen kam, unter den beiden folgenden Königen mit wichtigen diplomatischen Angelegenheiten betraut war und 1806 nach der Schlacht bei Jena einen Waffenstillstand mit Napoleon abschloß, den aber der König nicht genehmigte, worauf Lucchesini seine Entlassung nahm. Er starb in Italien 1825.

umfaßt"? *) Ihn umrauschten die geschwätzigen Ströme des Lebens, ohne ihn selbst mit neuem Leben zu erfüllen. War doch auch auf der Reise das heitere „Wandern von Burg zu Burg" ihm zuletzt wie eine betäubende Ueberlast erschienen. „Zu schnell", klagt er in dem Brief an Henriette, „zu schnell wechseln die Erscheinungen und zu eng ist das Herz, sie alle zu umfassen, und immer die vergangenen schwinden, Platz zu machen den neuen. Zuletzt ekelt dem Herzen vor den neuen, und matt gibt es sich Eindrücken hin, deren Vergänglichkeit es voremfindet. — Ach! es muß öde und leer und traurig sein, später zu sterben als das Herz . . . Liebe Freundin, wenn Sie sich Thränen ersparen wollen, so erwarten Sie wenig von dieser Erde. Sie kann nichts geben, was ein reines Herz wahrhaft glücklich machen könnte".

Alles, was ihn in jener Zeit bewegte und hin und her warf: den Groll mit der Wissenschaft, die Verzweiflung an aller Wahrheit, das Ringen mit dem Ehrgeiz, die Flucht in das Reich idyllischer Träume, und den Kampf mit dem letzten entscheidenden Beschluß, hat Kleist in den einen Brief zusammengepreßt, den er seiner Braut am 15. August schrieb. Er fragt sich, indem er das verrottete Paris um sich sieht, was alle die großen Aufklärer Frankreichs ihrer Nation und der Cultur genützt haben? „Ja selbst dieses Studium der Naturwissenschaft, auf welches der ganze Geist der französischen Nation mit fast vereinten Kräften gefallen ist, wohin wird es führen? Warum verschwendet der Staat Millionen an alle diese Anstalten zur Ausbreitung der Gelehrsamkeit? Ist es ihm um Wahrheit zu thun? Dem Staate? Ein Staat kennt keinen andern Vortheil, als den er nach Procenten berechnen kann. Er will die Wahrheit anwenden und worauf? Auf Künste und Gewerbe. Er will das Bequeme noch bequemer machen, das Sinnliche noch mehr versinnlichen, den raffinirtesten Luxus noch

*) Bülow S. 191.

mehr raffiniren. — Und wenn am Ende auch das üppigste und verwöhnteste Bedürfniß keinen Wunsch mehr ersinnen kann, was dann? — O, wie unbegreiflich ist der Wille, der über der Menschengattung waltet! Ohne Wissenschaft zittern wir vor jeder Lufterscheinung, unser Leben ist jedem Raubthiere ausgesetzt, eine Giftpflanze kann uns tödten, — und sobald wir in das Reich des Wissens treten, sobald wir unsere Kenntnisse anwenden, uns zu sichern und zu schützen, gleich ist der erste Schritt zu dem Luxus und mit ihm zu allen Lastern der Sinnlichkeit gethan. Denn wenn wir, zum Beispiel, die Wissenschaften nutzen, uns vor dem Genuß giftiger Pflanzen zu hüten, warum sollten wir sie nicht auch nutzen, wohlschmeckende zu sammeln, und wo ist nun die Grenze, hinter welcher die poulets à la Suprème und alle diese Raffinements der französischen Kochkunst liegen? Und doch, — gesetzt, Rousseau hätte bei der Frage: ob die Wissenschaften den Menschen glücklicher gemacht haben, Recht, wenn er sie mit Nein beantwortete, welche seltsamen Widersprüche würden aus dieser Wahrheit folgen! Denn es müßten viele Jahrtausende vergehen, ehe so viele Kenntnisse gesammelt würden, als nöthig wären, einzusehen, daß man keine haben müßte. Also müßte man alle Kenntnisse vergessen, den Fehler wieder gut zu machen, und somit finge das Elend wieder von vorn an. Denn der Mensch hat ein unwidersprechliches Bedürfniß, sich aufzuklären. Ohne Aufklärung ist er nicht viel mehr als ein Thier. Sein moralisches Bedürfniß treibt ihn zu den Wissenschaften, wenn dies auch kein physisches thäte. Er wäre also, wie Irion, verdammt, ein Rad auf einen Berg zu wälzen, das, halb erhoben, immer wieder in den Abgrund stürzt. Auch ist immer Licht, wo Schatten ist, und umgekehrt. Wenn die Unwissenheit unsere Einfalt, unsere Unschuld und alle Genüsse der friedlichen Natur sichert, so öffnet sie dagegen allen Gräueln des Aberglaubens die Thore. Wenn dagegen die Wissenschaften uns in das Labyrinth des Luxus führen, so schützen sie uns vor allen Gräueln des Aberglaubens. Jede reicht uns Tugenden

und Laster, und wir mögen am Ende aufgeklärt oder unwissend sein, so haben wir dabei so viel verlernt als gewonnen. — Und so mögen wir am Ende thun, was wir wollen, wir thun Recht. Ja, wahrlich, wenn man überlegt, daß wir ein Leben bedürfen, um zu lernen, wie wir leben müßten, daß wir selbst im Tode noch nicht ahnden, was der Himmel mit uns will, wenn Niemand den Zweck seines Daseins und seine Bestimmung kennt, wenn die menschliche Vernunft nicht hinreicht, sich, die Seele und das Leben, und die Dinge um sich zu begreifen, wenn man seit Jahrtausenden noch zweifelt, ob es ein Recht gibt, — kann Gott von solchen Wesen Verantwortlichkeit fordern? Man sage nicht, daß eine Stimme im Innern uns heimlich und deutlich anvertraue, was Recht sei. Dieselbe Stimme, die dem Christen zuruft, seinem Feinde zu vergeben, ruft dem Seeländer zu, ihn zu braten, — und mit Andacht ißt er ihn auf. Wenn die Ueberzeugung solche Thaten rechtfertigen kann, darf man ihr trauen? Was heißt das auch, etwas Böses thun, der Wirkung nach? Was ist böse? Absolut böse? Tausendfältig verknüpft und verschlungen sind die Dinge der Welt, jede Handlung ist die Mutter von Millionen anderen und oft die schlechteste erzeugt die beste. — Sage mir: wer auf dieser Erde hat schon etwas Böses gethan? Etwas, das böse wäre in alle Ewigkeit fort? Und was uns auch die Geschichte von Nero und Attila, und Cartouche, von den Hunnen und Kreuzzügen, und der spanischen Inquisition erzählt, so rollt doch dieser Planet immer noch freundlich durch den Himmelsraum, und die Frühlinge wiederholen sich, und die Menschen leben, genießen und sterben nach wie vor. — Ja, thun, was der Himmel sichtbar, unzweifelhaft von uns fordert, das ist genug. Leben, so lange die Brust sich hebt, genießen was rundum blüht, hin und wieder etwas Gutes thun, weil das auch ein Genuß ist, arbeiten, damit man genießen und wirken könne, Andern das Leben geben, damit sie es wieder so machen und die Gattung erhalten werde, — und dann sterben. — Dem hat

der Himmel ein Geheimniß eröffnet, der das thut und weiter nichts. Freiheit, ein eigenes Haus und ein Weib, meine drei Wünsche, die ich mir beim Auf- und Untergange der Sonne wiederhole, wie ein Mönch seine drei Gelübde! O, um diesen Preis will ich allen Ehrgeiz fahren lassen, und alle Pracht der Reichen und allen Ruhm der Gelehrten. Nachruhm! Was ist das für ein seltsames Ding, das man erst genießen kann, wenn man nicht mehr ist? O, über den Irrthum, der die Menschen um zwei Leben betrügt, der sie selbst im Tode noch äfft! Denn wer kennt die Namen der Magier und ihrer Weisheit? Wer wird nach Jahrtausenden von uns und unserm Ruhme reden? Was wissen Asien und Afrika und Amerika von unseren Genien? Und nun die Planeten? Und die Sonne? Und die Milchstraße? Und die Nebelstraße? — Ja, unsinnig ist es, wenn wir nicht gerade für die Quadratruthe leben, auf welcher, und für den Augenblick, in welchem wir uns befinden. Genießen, das ist der Preis des Lebens! Wenn wir seiner niemals froh werden, können wir nicht mit Recht den Schöpfer fragen: Warum gabst Du es mir? Lebensgenuß seinen Geschöpfen geben, das ist die Verpflichtung des Himmels; die Verpflichtung des Menschen ist, ihn zu verdienen! Es liegt eine Schuld auf dem Menschen, etwas Gutes zu thun, verstehe mich recht, ohne figürlich zu reden, schlechthin zu thun. Ich werde das immer deutlicher und deutlicher einsehen, immer lebhafter und lebhafter fühlen lernen, bis Vernunft und Herz mit aller Gewalt meiner Seele einen Entschluß bewirken. Sei ruhig bis dahin. Ich bedarf Zeit, denn ich bedarf Gewißheit und Sicherheit in der Seele zu dem Schritte, der die ganze Bahn der Zukunft bestimmen soll. Ich will mich nicht mehr übereilen. Thue ich es noch einmal, so ist es das letzte Mal! Denn ich verachte entweder alsdann meine Seele oder die Erde, und trenne sie. Aber sei ruhig, ich werde mich nicht übereilen. Dürfte ich auf meine eigene Bildung keine Kräfte verschwenden, so würde ich vielleicht schon jetzt wählen. Aber noch

fühle ich meine eigenen Blößen. Ich habe den Lauf meiner Studien plötzlich unterbrochen, und werde das Versäumte hier nachholen; aber nicht mehr blos um der Wahrheit willen, sondern für einen menschenfreundlichern Zweck. Erlasse es mir, mich deutlicher zu erklären. Ich bin noch nicht bestimmt, und ein geschriebenes Wort ist ewig".

Niemand wird die fortreißende Gewalt dieser Dialektik unverspürt lassen. Ihr Zauber ist freilich nicht die Wahrheit der Sätze, die sie predigt, nur die Wahrheit des Gefühls, dem sie entsprang. Nichts Gemachtes ist in allen diesen Reflexionen zu finden; sie strömen hervor, so wie der Verstand sie erzeugt hat und das Herz sie unter tausend Schmerzen gebärt. Und hier finden wir den Subjectivismus in ihm ganz vollendet. Seit ihm die Wahrheit vom Thron der Philosophie herabgestürzt als Bastardkönigin umherirrt, rollen ihm die Elemente der Welt wie im Chaos durch einander und nur noch das Ich steht fest und sieht in angstvoller Einsamkeit die traurige Trümmerwüste um sich her. Nur noch das Ich kann in dieser Welt seine Zwecke und seine Rechte haben; und so steht es nun jedem Ding, jeder Form, jedem Prozeß des Lebens gegenüber und fragt: Wozu nützest du mir? Was willst du mir? Und wenn du mich nicht zu meiner Vollendung führen kannst, wozu winkst du mir? — Ja, nichts bleibt dem Ich, als nach dem Instinkt seiner eigenen Natur zu handeln; denn wo ist die Wahrheit, die es unfehlbar regierte? Böse und Gut zerfließen in zufällige Färbungen des wechselnden Ich, und nichts bleibt dauernd in ewiger Wiederkehr, als die Möglichkeit, zu leben, das Recht, zu genießen, und die Nothwendigkeit, zu sterben.

Nun hat der verzweifelnde Grübler wenigstens sein Schiboleth gefunden. Leben, genießen und sterben, das allein kann die Parole seines Lebens sein. Genießen: das ist, die einfache Bedingung der reinen Menschheit erfüllen; arbeiten — zum Genuß, Gutes thun — zum Genuß, sich fortpflanzen — zum dauernden Genuß; was brauchts dazu? Freiheit, ein eigenes

Haus und ein Weib! Nur einen bösen Feind des Genusses hat er tief im Busen: die Leidenschaft des Ehrgeizes, das „Gift für alle Freuden“, die „Furie“, die ihn verfolgt *). In der engen Einsamkeit des Ich, wo gibt es da noch eine Stätte für den Ehrgeiz? Die Zukunft existirt für das Ich nicht mehr, es kennt, fühlt und besitzt nur den Augenblick.

Das alles ruft er sich zu, weil er das Ziel seines Ehrgeizes zu erreichen verzweifelt. Denn es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß er schon damals an dem großen Werk seiner höchsten Träume, am „Robert Guiskard“ sich versucht und das unfertige Machwerk in ungeduldiger Leidenschaft verbrannt hatte. Denn Tieck erzählt — wie es scheint, nach zuverlässiger Quelle — daß Kleist, ehe er 1803 nach Dresden kam, den „Robert Guiskard“ schon zweimal vernichtet hatte, und dies kann nur in Paris und dann in der Schweiz geschehen sein, nicht blos aus innern, sondern aus äußeren Gründen **).

So wächst in ihm, auf der Flucht vor jenem bösen Feind, der Plan heran, dieser Philosophie des Augenblicks als friedlich verborgener Sohn der Natur zu leben. Er fühlt es zwar, wie ungeheuer die Entsagung ist. Noch indem er entschlossen scheint, den neuen Plan mit ganzer Liebe zu umfassen, gesteht er sich den Schmerz, vor sich selber als ein „verunglücktes Genie“ dazustehen, und sein künstlerisches Ideal hinter sich zu werfen, dessen Dasein er nun zum ersten Mal der Braut verräth. „Ich habe mir“, schreibt er Wilhelminen — noch, wie immer, geheimnißvoll — „in einsamer Stunde ein Ideal ausgearbeitet. Aber ich begreife nicht, wie ein Dichter das Kind seiner Liebe einem so rohen Haufen, wie die Menschen sind, übergeben kann. Bastard nennen sie es. Dich wollte ich wohl in das Gewölbe führen, wo ich mein Kind, wie eine vestalische

---

*) So drückt er sich selber aus: Bülow S. 228, Briefe an Ulrike S. 63.

**) Vgl. unten in Cap. 9.

Priesterin das ihrige, heimlich aufbewahre bei dem Schein der Lampe . . ." Auch von diesem Traum muß nun geschieden sein. Nur wo er den tiefsten Frieden und das unscheinbarste Dasein findet, wo er losgerissen ist „von allen Verhältnissen, die ihn unaufhörlich zwingen, zu streben, zu beneiden, zu wetteifern", nur da kann er noch seinen Theil von irdischem Glück erwarten, „denn nur in der Welt ist es schmerzhaft, wenig zu sein, außer ihr nicht" *). Und so entschließt er sich, Landmann zu werden.

Ulrike erschrak, als er ihr diesen neuen Lebensplan eröffnete. Sie hielt die Ausführung nicht für möglich, und konnte nicht glauben, daß es ihn glücklich machen würde. Sie widersetzte sich ihm mit aller Lebhaftigkeit, und es kam zwischen den Geschwistern zu den peinlichsten Scenen. Er, krankhaft gereizt gegen Alles, was ihn umgab, schonte auch ihrer nicht, und Ulrike wußte nichts Besseres, als seiner Ueberspanntheit mit fruchtloser Alltagsweisheit zu begegnen. Er hatte ihr mittlerweile nicht ganz verbergen können, daß er heimlich mit seiner poetischen Muse rang. Nun schien sie zu glauben, daß er hinter dem Landmann den Poeten versteckt halte, und suchte ihn in ihrer weiblichen Weise „auf den rechten Weg zurückzuführen" **). Aber er blieb entschieden, und am 10. October eröffnete er endlich auch der Braut, was er vorhabe.

---

*) Vgl. die betreffenden Stellen bei Bülow, S. 227 und 229.

**) An Wilhelmine schreibt er aus Paris: „Ich habe mit Ulriken häufig meine Lage und die Zukunft überlegt, und das Mädchen that alles Mögliche, mich, wie sie es nennt, auf den rechten Weg zurückzuführen". Aber das ist das Uebel, daß jeder seinen Weg für den rechten hält" . . . „Mit Ulriken hat es mir große Kämpfe gekostet. Sie hält die Ausführung meines Planes nicht für möglich, und glaubt nicht einmal, daß es mich glücklich machen wird". An Ulrike aber schreibt er einige Monate später (aus der Schweiz): „Wenn ich mein letztes Jahr überdenke, wenn ich erwäge, wie ich so seltsam erbittert gewesen bin gegen mich und Alles, was mich umgab, so glaube ich fast, daß ich wirklich krank bin. Dich, zum Beispiel, mein

Er stellte ihr zunächst seine Stimmung von ihrer scheinbar besonnensten und hoffnungsvollsten Seite dar. „Ein großes Bedürfniß ist in mir rege geworden, ohne dessen Befriedigung ich niemals glücklich sein werde; es ist dieses: etwas Gutes zu thun! . . . Es liegt eine Schuld auf dem Menschen, die, wie eine Ehrenschuld, jeden, der Ehrgefühl hat, unaufhörlich mahnt . . . Wenn ich mich nun umsehe in der Welt und frage: wo gibt es etwas Gutes zu thun? Darauf weiß ich nur eine einzige Antwort. Es scheint allerdings für ein thatenlechzendes Herz zunächst rathsam, sich einen großen Wirkungskreis zu suchen; aber, aber, — Du mußt, was ich Dir auch sagen werde, mich nicht mehr nach dem Maßstab der Welt beurtheilen. Eine Reihe von Jahren, in welchen ich über die Welt im Großen frei denken konnte, hat mich dem, was die Menschen Welt nennen, sehr unähnlich gemacht. Manches, was die Menschen ehrwürdig nennen, ist es mir nicht, Vieles, was ihnen verächtlich scheint, ist es mir nicht. Ich trage eine innere Vorschrift in meiner Brust, gegen welche alle äußere, und wenn sie ein König unterschrieben hätte, nichtswürdig sind. Daher fühle ich mich ganz unfähig, mich in irgend ein conventionelles

---

liebes, bestes Ulrikchen, wie konnte ich Dich, oft in demselben Augenblicke, so innig lieben und doch so empfindlich beleidigen? O verzeih mir! Ich habe es mit mir selbst nicht besser gemacht". „Hab ich jemals Gewissensbisse gefühlt, so ist es bei der Erinnerung an mein Betragen gegen Dich auf unserer Reise. Ich werde nicht aufhören, Dich um Verzeihung zu bitten . . ." Daß Ulrike unterwegs über seine poetischen Geheimnisse wissend und sehend ward, muß man aus einigen Stellen schließen, wo er ihr andeutet, daß er sich nun durch poetische Schriftstellerei werde ernähren können, und hinzusetzt: „Du kannst es errathen, ich mag darüber nichts sagen"; oder: „Erlaß mir das Vertrauen über diesen Gegenstand, Du weißt, warum"? Und so schreibt er ihr denn auch aus Bern, offenbar um bei ihr einen Unglauben zu bekämpfen: „Mir ist es allerdings Ernst gewesen, mich in der Schweiz anzukaufen, und ich habe mich bereits häufig nach Gütern umgesehen . . ." Vgl. Bülow S. 230, 234; Briefe an Ulrike S. 64, 70, 73, 66.

Verhältniß zu passen . . . Dazu kommt, daß mir auch, vielleicht durch meine eigene Schuld, die Möglichkeit, eine neue Laufbahn in meinem Vaterlande zu betreten, benommen ist. Wenigstens würde ich kaum ohne Erniedrigung, nachdem ich zweimal Ehrenstellen ausgeschlagen habe, wieder selbst darum anhalten können . . . Die Wissenschaften habe ich ganz aufgegeben . . . Unter diesen Umständen in mein Vaterland zurückzukehren, kann unmöglich rathsam sein. Ja, wenn ich mich über alle Urtheile hinwegsetzen könnte, wenn mir ein grünes Häuschen beschеert wäre, das mich und Dich empfinge, — Du wirst mich wegen dieser Abhängigkeit vom Urtheile Anderer schwach nennen, und ich muß Dir darin Recht geben, so unerträglich mir das Gefühl auch ist. Ich selbst habe freilich durch einige seltsame Schritte die Erwartung der Menschen gereizt. Und was soll ich nun antworten, wenn sie die Erfüllung von mir fordern? Und warum soll ich gerade ihre Erwartung erfüllen? Es ist mir zur Last . . . Ohne ein Amt in meinem Vaterlande zu leben, könnte ich jetzt schon wegen meiner Vermögensumstände fast nicht mehr . . . Nahrungssorgen für mich allein sind es nicht eigentlich, die mich ängstigen, denn, wenn ich mich an das Bücherschreiben machen wollte, könnte ich mehr, als ich bedarf, verdienen. Aber Bücherschreiben für Geld? — nichts davon . . . Ich verachte diesen Erwerbszweig aus vielen Gründen, und das ist genug . . . Da schwebt mir unaufhörlich ein Gedanke vor meiner Seele; aber wie werde ich ihn aussprechen, damit er Dir heiliger Ernst und nicht kindisch träumerisch erscheine? Ein Ausweg bleibt mir übrig, zu dem mich zugleich Neigung und Nothwendigkeit führen. Weißt Du, was die alten Männer thun, wenn sie fünfzig Jahre lang um Reichthümer und Ehrenstellen gebuhlt haben? Sie lassen sich auf einen Herd nieder und bebauen ein Feld. Dann, und dann erst nennen sie sich weise! — Sage mir, könnte man nicht klüger sein, und früher dahin gehen, wohin man am Ende doch soll? . . . Welch ein unsägliches Glück mag in dem Bewußt-

sein liegen, seine Bestimmung ganz nach dem Willen der Natur zu erfüllen! Ruhe vor den Leidenschaften! Der unselige Ehrgeiz ist ein Gift für alle Freuden! . . . Was meinst Du? Ich habe noch etwas Vermögen, doch wird es hinreichen, mir etwa in der Schweiz einen Bauerhof zu kaufen, der mich ernähren kann, wenn ich selbst arbeite. Ich habe Dir das so trocken hingeschrieben, weil ich Dich durch die Phantasie nicht bestechen wollte . . . Für jetzt prüfe blos mit Deiner Vernunft. Ich will im eigentlichen Verstande ein Bauer werden, mit einem etwas wohlklingenderen Worte, ein Landmann. — Was meine Familie und die Welt dagegen einwenden möchte, wird mich nicht irre führen. Jeder hat seine eigene Art, glücklich zu sein, und Niemand darf verlangen, daß man es in der seinigen thue . . . Meine Vernunft will es so, und das ist genug".

Aber freilich bedarf er noch ihrer Zustimmung; denn „fehlt mir nicht noch ein Weib? Und gibt es ein anderes für mich als Du"? „Wenn es möglich wäre, daß Deine Begriffe von Glück hier mit den meinigen zusammenfielen! . . . Ich fühle, daß es unbescheiden ist, ein solches Opfer von Dir zu verlangen. Aber, wenn Du mir es selbst bringen könntest! Deine Erziehung, Deine Seele, Dein ganzes bisheriges Leben ist von der Art, daß es einen solchen Schritt nicht unmöglich macht . . . Wenn Du einstimmen kannst in meinen innigsten Wunsch, dann will ich Dir zeigen, welch ein Glück uns bevorsteht, an das kein anderes reicht. Dann erwarte einen froheren Brief von mir. Wenn ein solcher Schritt wirklich Dein Glück begründen könnte, wird auch dein Vater nichts dagegen einwenden".

Sein Plan war damals, den Winter noch in „dieser traurigen Stadt" Paris zuzubringen, auf das Frühjahr aber nach der Schweiz zu reisen und sich ein Oertchen auszusuchen, wo es ihm und ihr und ihren Kindern einst wohlgefallen könnte. Aber seine Ungeduld ließ ihn nicht mehr ruhen. In Paris fesselte ihn nichts, und er beschloß, noch vor dem Winter nach

der Schweiz zu reisen, um dort den Winter selbst zu Erkundigungen und Vorbereitungen zu nutzen. Ulrike mochte, da sie die Unmöglichkeit sah, ihn umzustimmen, auch ihrerseits mit der Rückkehr wohl zufrieden sein; denn sie hatte längst, wie es scheint, die Freude an der ganzen Reise verloren *). Sie entschloß sich, nach Frankfurt zurückzugehen, und da ihr deutscher Bedienter sie verlassen hatte, erklärte Heinrich sich bereit, ihr bis Frankfurt am Main das Geleit zu geben.

Inzwischen schrieb er noch einmal von Paris aus an Wilhelmine, um ihr seinen Plan so warm, wie es ihm möglich war, an's Herz zu legen. Mit wunderlich rührendem Bemühen suchte er ihr die empfindsamen Seiten des Landlebens auszumalen. „Beantworte mir die eine Frage", ruft er aus: „welches ist das höchste Bedürfniß des Weibes? Ich müßte mich sehr irren, wenn Du anders antworten könntest, als: die Liebe ihres Mannes. Und nun sage mir, ob irgend eine Lage die Genüsse der Liebe so erhöhen, ob irgend ein Verhältniß zwei Herzen so fähig machen kann, Liebe zu geben und Liebe zu empfangen, als ein stilles Landleben? Glaubst Du, daß sich die Leute in der Stadt lieben? Ja, ich glaube es, aber nur in der Zeit, wo sie nichts Besseres zu thun wissen . . . Dagegen nun das Landleben! Der Mann arbeitet; für wen? für sein Weib. Er ruht aus; wo? bei seinem Weibe. Er geht in die Einsamkeit; wohin? zu seinem Weibe. Er geht in Gesellschaft; wohin? zu seinem Weibe. Er trauert; wo? bei seinem Weibe. Er vergnügt sich; wo? bei seinem Weibe. Das

---

*) „Diese Reise", schreibt Kleist später an die Schwester, „die Dir niemals viele Freude gemacht hat" (Briefe an Ulrike S. 62). Ulrikens bester Genuß war, wie es scheint, die volle Freiheit, die ihr in Paris gegeben war, sich in männlicher Kleidung zu bewegen. Seltsamer Weise soll, wie Bülow erzählt, kein anderer Mensch als der blinde Flötenspieler Dulon ihr weibliches Geschlecht unter der Verhüllung erkannt und sie unversehens mit Madame angeredet haben.

Weib ist ihm Alles! — und wenn ein Mädchen ein solches Loos ziehen kann, wird sie säumen"?

Er war, wie es scheint, überzeugt, daß Wilhelmine ihre Einwilligung nicht versagen werde. Auch mit diesen Träumen idyllischer Liebe an ihrer Seite hatte er sicherlich nicht blos gespielt; er hatte sich mit leidenschaftlicher Phantasie hineingeträumt; denn er fühlte, daß er seiner Braut für so viel Schmerzen, die er ihr zugefügt, ein friedliches und beseligendes Dasein schuldig sei. Das Gefühl dieser Schmerzen hatte ihn bitter genug auf der ganzen Reise verfolgt. „Warum bin ich", ruft er in einem seiner Briefe aus, „wie Tankred verdammt, das, was ich liebe, mit jeder Handlung zu verletzen?" . . . „Dir hat die Liebe wenig von ihren Freuden, doch viel von ihrem Kummer zugetheilt, und schon zwei Trennungen zugemessen, deren jede gleich gefährlich war. Du hättest ein so ruhiges Schicksal verdient, warum mußte der Himmel Dein Loos an einen Jüngling knüpfen, den seine seltsam gespannte Seele ewig unruhig bewegt? Du bist so vielen Glückes würdig, ich bin es Dir schuldig". Auf der langen Fahrt nach Paris hatte er dann oft mit sich gekämpft, ob es nicht seine Pflicht sei, sie zu verlassen? sie von dem zu trennen, der sichtbar, wie er meinte, seinem Abgrunde entgegeneilte *)? Nun, da er den rettenden Ausweg gefunden glaubte, lag es ihm auf der Seele, sie für allen Kummer und allen Edelmuth mit glücklicher Liebe zu belohnen.

„Sei nicht unruhig", schließt er seinen letzten Brief; „Deine Einstimmung ist ein Haupterforderniß; ich werde nichts Entscheidendes unternehmen, bis ich Nachricht von Dir erhalten habe . . . Dies Alles mußt Du auf das Sorgfältigste verschweigen; sage auch Deinem Vater noch nichts von meinem Plane, er soll ihn erst erfahren, wenn er ausgeführt ist. Auch bei uns sage nichts von dem ganzen Inhalte dieses Briefes.

*) Vgl. Bülow S. 168, 175, 201.

Sie möchten sich seltsame Dinge vorstellen, und es ist genug, daß Du im Voraus von Allem unterrichtet bist. Ulrike wird sie überraschen, und es ihnen beibringen. Lebe wohl, und wünsche mir Glück".

Er sollte die Enttäuschung bald erleben. Wilhelmine fühlte sich außer Stande, einen so heroischen Entschluß, wie er ihr zumuthete, zu fassen; sie begriff, daß, wie die Dinge nun lagen, sie ihn und sich nicht glücklich machen könnte. Sie entdeckte seinen wunderlichen Plan ihren Eltern, die ein sehr ungünstiges Urtheil darüber fällten, und that ihm dies, als Antwort auf seinen letzten Brief, so schonend als möglich zu wissen. Die Folge war, daß Kleist fünf Monate ganz und gar gegen sie schwieg; dann schrieb er ihr noch einen kurzen Abschiedsbrief. Er hielt ihr darin ihre Kälte mit bitteren Worten vor, und fügte hinzu, daß er nun allerdings zu der Einsicht gekommen sei, sie habe ihn nie geliebt und werde ihn nie lieben. *)

Das war das Ende dieses Verhältnisses, das freilich eine Gewähr seiner Dauer niemals in sich gehabt hatte. Was Kleist bei der Trennung empfand, wie lange er noch die schmerzliche Erinnerung herumtrug, darüber fehlt uns jedes aufschließende Wort; und nie ist hinfort in seinen Briefen (so viele wir deren kennen) auch nur ihr Name erwähnt worden. Inzwischen ging er schon neuen Geschicken entgegen.

---

*) Dieser Brief ist nicht veröffentlicht worden; über seinen Inhalt haben wir nur die obenstehende Notiz, wie sie Bülow (S. 24) nach Wilhelminens Mittheilungen gegeben hat.

Achtes Kapitel.

Die „Schroffensteiner". (November 1801 bis Herbst 1802.)

Freudlos und uneins verließen die Geschwister im November Paris, das sie doch noch mit mancherlei frohen Erwartungen betreten hatten. Heinrich hatte zu allem Andern nun auch die Last, sein eigener Diener zu sein. Er hatte zu der Rückreise ein paar neue Pferde gekauft: da er ohne Bedienten war, mußte er sie selbst aus dem Stalle ziehen und anschirren, womit er zum Abschied den guten Parisern ein ergötzliches Schauspiel gab. Denn da er um solche Geschäfte nicht im mindesten Bescheid wußte, quälte er sich lange in vergeblicher Anstrengung ab, bis sich ein großer Haufen Volks lachend und spottend um ihn versammelt hatte, und zuletzt ein Schneider sich seiner Verlegenheit erbarmte, den Wagen anspannte und ihm eine Strecke weit sein schützendes Geleit gab.

Bis Frankfurt am Main reisten Heinrich und Ulrike mit einander; dann trennten sie sich. Ulrike kehrte nun allein nach Hause zurück, während der Bruder, den nichts zur Mitreise vermocht hatte, seinen Fuß nach der Schweiz weitersetzte. Er fand in Frankfurt den Maler Lohse, den Verlobten seiner Freundin Henriette, der gerade desselben Weges wollte, und die Beiden wanderten nun zu Fuß dem Süden zu.

Mitte Dezember trafen sie in Basel ein; von hier gab Kleist Ulriken am 16. die erste Nachricht. „Ich habe auf meiner Reise oft Gelegenheit gefunden", schreibt er, „mich Deiner zu erinnern, und wehmüthiger, als du glaubst. Denn immer sah ich Dich, so wie Du Dich in den letzten Tagen, ja auf der ganzen Fahrt von Paris nach Frankfurt mir zeigtest. Da warst Du so sanft. — Deine erste Tagereise ging wahrscheinlich bis Hanau, die meinige bis Darmstadt. Das war ein recht trauriger Tag, der gar kein Ende nehmen wollte. Am andern

Morgen, als wir über die schöne Bergstraße nach Heidelberg gingen, ward unsere Wanderung heiterer. Denn da war Alles so weit, so groß, so weit, und die Lüfte wehten da so warm, wie damals auf dem Kienast in Schlesien. In Heidelberg bestieg ich wieder die schöne Ruine, die Du kennst... Ich bin diesmal auch in Carlsruhe gewesen, und es ist Schade, daß Du diese Stadt, die wie ein Stern gebaut ist, nicht gesehen hast. Sie ist klar und lichtvoll wie eine Regel, und wenn man hineintritt, so ist, als ob ein geordneter Verstand uns anspräche. — Bei Straßburg ging ich mit meinem Reisegefährten über den Rhein. Das ist wohl ein guter Mensch, den man recht lieb haben kann. Seine Rede ist etwas rauh, doch seine That ist sanft... Ich habe in Straßburg Niemanden besucht, vorzüglich darum, weil die Zeit zu kurz war. Denn der schlechte Weg und die kurzen Wintertage hatten uns außerordentlich verspätet. Das Wetter für diese Reise war aber so ziemlich erträglich, fast eben so erträglich wie auf der Lebensreise, ein Wechsel von trüben Tagen und heitern Stunden. — Von hier aus gingen wir durch das französische Elsaß nach Basel. Es war eine finstere Nacht, als ich in das neue Vaterland trat. Ein stiller Landregen fiel nieder. Ich suchte Sterne in den Wolken und dachte mancherlei. Denn Nahes und Fernes, Alles war so dunkel. Mir war's, wie ein Eintritt in ein anderes Leben".

Die Stadt Basel fand der traurige Wanderer sehr still, fast öde, und fühlte sich allzu einsam; wenn er auf der Rheinbrücke stand, mußte er wieder der alten Träume gedenken, die sich ihm in Coblenz an den Anblick des herrlichen Stroms gehängt hatten: „es ist erfreulich, zu sehen", schreibt er, „wie dieser Strom schon an seinem Beginnen so mächtig anfängt" — „aber, setzt er hinzu, man sagt, er verliert sich im Sande". Der Freund, den er in Basel gesucht (er scheint ihn schon in Frankfurt a. O. gekannt zu haben *), der Schriftsteller Heinrich Zschokke, war

*) Vgl. Briefe an Ulrike S. IX.

weggezogen und befand sich in Bern. Bei den von Frankreich genährten Unruhen, die kurz zuvor den Canton Basel bewegt hatten, war Zschokke von der helvetischen Regierung als Statthalter dorthin geschickt worden und hatte das aufrührerische Landvolk durch seine muthige Energie zu beschwichtigen gewußt; aber der Wechsel, der dann unter äußerem Druck und innerer Zwietracht in der Politik der Berner Centralregierung eintrat, hatte Zschokke bewogen, sein Amt niederzulegen und sich ganz von den öffentlichen Angelegenheiten zurückzuziehen. So war er vorderhand nach Bern gegangen. Kleist folgte ihm bald dahin, um sich an seiner Hand über die Schweizer Verhältnisse zu unterrichten: denn in der That war er noch Willens, sich zwischen den Bergen der Eidgenossen anzukaufen. Er begann sich nach Gütern umzusehen, die Landleute fleißig auszufragen und landwirthschaftliche Lehrbücher zu lesen.

Ulrike forderte ihn noch einmal zur Rückkehr auf; aber er war zum Gegentheil fest entschlossen. „Es ist unmöglich, unmöglich", antwortete er ihr; „ich will lieber das Aeußerste ertragen. — Laß mich! Erinnere mich nicht mehr daran... Ich bin so sichtbar geboren, ein stilles, dunkles, unscheinbares Leben zu führen, daß mich schon die zehn oder zwölf Augen, die auf mich sehen, ängstigen... Ich bin nicht, was die Menschen von mir halten, mich drücken ihre Erwartungen. — Ach, es ist unverantwortlich, den Ehrgeiz in uns zu erwecken, einer Furie zum Raube sind wir hingegeben. — Aber, nur in der Welt wenig zu sein, ist schmerzhaft, außer ihr nicht. Ach, das ist ein häßlicher Gegenstand..." „Ich bin nun einmal so verliebt in den Gedanken, ein Feld zu bauen, daß es wohl wird geschehen müssen. Betrachte mein Herz wie einen Kranken, diesen Wunsch wie eine kleine Lüsternheit, die man, wenn sie unschädlich ist, immerhin gewähren kann... Ich glaube, daß ich auf dem Wege zur Genesung bin. Ach, Ulrike, es muß irgendwo einen Balsam für mich geben, denn der bloße Gedanke an sein Dasein stärkt mich schon. Ich will Dir wohl sagen, wie ich mir das

letzte Jahr erkläre. Ich glaube, daß ich mich in Frankfurt zu übermäßig angestrengt habe, denn wirklich ist auch seit dieser Zeit mein Geist seltsam abgespannt. Darum soll er für jetzt ruhen, wie ein erschöpftes Feld, desto mehr will ich arbeiten mit Händen und Füßen, und eine Lust soll mir die Mühe sein. Ich glaube nun eimnal mit Sicherheit, daß mich diese körperliche Beschäftigung wieder ganz herstellen wird. . . In der Bibel steht: arbeite, so wird es dir wohl gehen; — ich bilde mir ein, es sei wahr, und will es auf diese Gefahr hin wagen".

Zschokke empfing den jungen Ansiedler mit herzlicher Theilnahme und der liebevollsten Sympathie. Er bemerkte bald, daß in seinem Wesen ein heimliches inneres Leiden wohne, das auch in fröhlichen Stimmungen wie ein dunkler Grund zurückblieb; aber das zog ihn lebhaft an. Dieser leise Zug von Schwermuth, den er für ein Nachweh in der Erinnerung an geistige Jugendkämpfe nahm, hatte über die ganze Erscheinung Kleist's eine eigenthümliche Anmuth ausgebreitet *). Zschokke kam ihm in seinen Absichten fördernd entgegen; er verhalf ihm zu mehreren lehrreichen Bekanntschaften und war bereit, ihn auch zu Landleuten seiner Bekanntschaft zu führen; Kleist seinerseits vertraute sich überall „mit ziemlicher Offenheit" an, und fand Wohlwollen und Unterstützung durch Rath und That. Schon am 12. Januar konnte er der Schwester schreiben, daß er gefunden habe, was er suchte. „Zschokke selbst will sich ankaufen", meldet er ihr, „sogar in meiner Nähe, auch spricht er zuweilen von dem Schweizer Bürgerrecht, das er mir verschaffen könne, und sieht dabei sehr herzlich aus; aber ich weiß noch nicht, ob ich recht lese . . . Ich habe also unter sehr vielen beurtheilten Landgütern endlich am Thuner See eines gefunden, das mir

---

*) So schildert ihn Zschokke selbst: vgl. Bülow S. 28. „Kleist, setzt Zschokke hinzu, war eine der schönen Erscheinungen im Leben für mich, die man ihres Selbstes willen liebt und nie zu lieben aufhört". „Immerdar offenbarte sich der reinste Seelenadel in seinem gemüthlichen, zuweilen schwärmerischen, träumerischen Wesen".

selbst wohl gefällt, und, was Dir mehr gelten wird, auch von meinen hiesigen Freunden für das schicklichste gehalten wird. Die Güter sind jetzt im Durchschnitt alle im Preise ein wenig gesunken, weil mancher, seiner politischen Meinungen wegen, entweder verdrängt wird, oder freiwillig weicht. Ich selbst aber, der ich gar keine politische Meinung habe, brauche nichts zu fürchten und zu fliehen. — Das Gut also, von dem die Rede war, hat ein kleines Haus, ziemlich viel Land, ist während der Unruhen ein wenig verfallen und kostet circa 3500 Rthlr. Das ist in Vergleichung der Güte mit dem Preise das beste, das ich fand. Dazu kommt ein Vortheil, der mir besonders wichtig ist, nämlich daß der jetzige Besitzer das erste Jahr lang in dem Hause wohnen bleiben und das Gut gegen Pacht übernehmen will, wodurch ich mit dem Praktischen der Landwirthschaft hinlänglich bekannt zu werden hoffe, um mir sodann allein weiter forthelfen zu können. Auch wird Lehse, den seine Kunst ernährt, bei mir wohnen und mir mit Hülfe an die Hand gehen. — Wenn ich also, wie Du schreibst, auf Deine Unterstützung rechnen kann, wenn Du mir eine — wie nenne ich es? Wohlthat erzeigen willst, die mir mehr als das Leben retten kann, so lege mir zu meinem übriggebliebenen Capital so viel hinzu, daß ich das Gut bezahlen kann. Das schicke mir dann so bald als möglich, und wenn Du mir auch nur einen Theil gleich, das Uebrige etwa in einigen Monaten schicken könntest, so würde ich gleich aus dieser Stadt gehen, wo meine Verhältnisse mir immer noch den Aufenthalt sehr theuer machen".

Er schließt mit einem halb erzwungenen Trosteswort, nicht ohne zu verrathen, wie sehr ihm die Erinnerung an seine Lieben in der Oberstraße weh thut. Die eine seiner Schwestern, Auguste, stand gerade im Begriff, sich zu vermählen — er hörte es nur so von fern, wie am andern Ufer, ein „verlorner Sohn". „Du sollst doch noch einmal, ruft er Ulriken zu, Deine Freude an mir haben, wenn ich Dich auch jetzt ein wenig betrübe. Auch Tante und die Geschwister sollen mir wieder gut werden, o ge-

wiß! Denn erzürnt sind sie auf mich, ich fühle es wohl, nicht einmal einen Gruß schicken sie dem Entfernten. Ich aber drücke mich an ihre Brust und weine, daß das Schicksal oder mein Gemüth — und ist das nicht mein Schicksal? — eine Kluft wirft zwischen mich und sie".

Das ist der erste und letzte Brief aus Bern; fünf Wochen später, am 19. Februar, schreibt er der Schwester aus Thun, und nun ist wieder Alles anders. „Wundere Dich nicht", meldet er, „diesmal ist das Schicksal wankelmüthig, nicht ich. Es hatte allen Anschein, daß die Schweiz, so wie Cisalpinien französisch werden wird, und mich ekelt vor dem bloßen Gedanken. . . Jetzt also, wie Du siehst, und wie alle Männer meiner Bekanntschaft mir rathen, ist es höchst gewagt, sich in der Schweiz anzukaufen, obschon die Güter sehr wohlfeil sind. Besonders möchte ich Dein Eigenthum nicht so aufs Spiel setzen; — kurz, vor der Hand thu' ich es nicht". Dagegen zeigt er sich nun auf einmal in einer freieren Stimmung und auf einem neuen Wege. „Ich bin jetzt bei weitem heiterer", fährt er fort, „und kann zuweilen wie ein Dritter über mich urtheilen. . . Ich gebe indessen den Plan nicht auf und werde das nächste Jahr in der Schweiz bleiben. Ich wohne in diesem Oertchen so wohlfeil, als Du es nur erdenken könntest. Wenn ich Dir nur die Sorge für mich nehmen könnte, so hätt' ich manche frohe Augenblicke mehr. In Hinsicht des Geldes kann ich Dir versichern, ist in der Zukunft (zunächst will er freilich noch den Rest seines baaren Vermögens haben) für mich zur Nothdurft gesorgt. Du kannst es errathen, ich mag darüber nichts sagen".

Kleist hatte neuen Muth zu seinen Gaben gewonnen: und in der That, in diesem Augenblick begann seine dichterische Laufbahn. Sein Unglück war es gewesen, daß er sich bisher Keinem hatte vertrauen mögen, Keinem vertrauen können. Das einsame Selbstbetasten unserer Fähigkeiten wirft uns nur zu leicht zwischen Uebermuth und Zerknirschung hin und her; erst die

offene Berührung mit der Welt stellt das Talent auf seine eigenen Füße, und nun erst kann es sich in den Dingen um sich her wie im Spiegel erblicken. Kleist gerieth hier in der Schweiz zum ersten Mal in eine Gesellschaft nach seinem Sinne. Der Umgang mit Zschokke führte ihn auch mit Ludwig Wieland, dem Sohn des Dichters, und mit Wielands Schwager, dem Buchhändler Geßner in Bern zusammen. Eine ganz poetische Generation: auch Geßner war eines Dichters Kind, des bekannten Idyllendichters, und den Musen waren sie alle mit einander ergeben. Ludwig Wieland, ein aufstrebender Dichter (dessen Lustspiele und Poesien indessen längst nicht mehr gelesen werden) gefiel vor Allem durch Humor und sarkastischen Witz, und ein begleitendes Mienenspiel, das auch Milzsüchtige zum Lachen getrieben hätte*). Er gehörte durchaus zu der romantischen Jugend. Während Zschokke sich, mit ehrbarer Innigkeit, seinen Schiller lobte, hatte Wieland schon diesen, ja seinen eigenen Vater überflogen, der ihm kaum mehr für einen Dichter galt, und schwärmte nur für die neueste poetische Schule, die in Göthe ihren Abgott, in Schlegel und Tieck ihre Propheten gefunden hatte; und darin traf er mit Kleist zusammen.

Kleist hatte in Berlin, so scheu und stolz er sich auch isoliren mochte, die Stimmungen und die Tendenzen des aufstrebenden Geschlechts in sich aufgenommen. Was ihn ganz von selbst auf diese Seite warf, war die fürchterliche Nüchternheit der Widersacher, der „Aufklärer“ und Naturcopisten, der Nicolai und Kotzebue, und die stolze Parole „Göthe“, die man im Lager der Romantischen ausgegeben hatte. Denn in Berlin bedeutete diese Parole den allseitigen Kampf gegen den Zopf und die Dürre der Wirklichkeit. Nirgends war der Kampf für und wider diesen Heros der ästhetischen Emancipation heißer entbrannt als in der Hauptstadt des Rationalismus; von jüdischen

*) Nach Zschokke's Schilderung in seiner „Selbstschau“ (abgedruckt bei Bülow S. 25 ff.).

Kreisen war die schwärmerische Verehrung seines Namens und Geistes ausgegangen: ein um so stärkerer Widerstand begegnete ihr von allen Seiten. „Fast alle älteren Männer" — um mit Tiecks Worten zu reden *) — „strebten ihr entgegen. Die namhaften oder berühmten Gelehrten Berlins bekämpften und verspotteten diesen Schwindel der unerfahrenen Jugend, wie sie diese Liebe zur Poesie nannten. Mehr als ein Moralist führte die alten Klagen über „Stella" und noch lautere über „Werther" wieder auf; die wenigen Religiösen bedauerten des Dichters Freigeisterei, und die erhitzten Demokraten schalten auf den „Groß-Cophta" und „Bürgergeneral". Die „Horen", „Meister", „Herrmann und Dorothea", am meisten aber die „Xenien" vermehrten den Kampf und steigerten die Heftigkeit desselben". Jeder begreift, daß Kleist in diesem Kampf sich mit Leidenschaft auf die Seite der Göthe-Verehrer stellen mußte.

Dann aber waren die Romantiker gekommen, die Stimmungen der erregten Jugend in ihren Schriften laut zu verkündigen. Seit Friedrich Schlegel (in seiner Schrift „über das Studium der griechischen Poesie", 1796) die Erscheinung Göthe's zuerst in ihrer ganzen Bedeutung zu würdigen versucht hatte, sammelten sich die Begründer der neuen Schule, die beiden Schlegel, Novalis, Tieck um diesen Meister und fingen in ihren literarischen Organen ihn gleichsam zu predigen an. Sie proklamirten ihn — Jeder in seiner Weise — als „den wahren Statthalter des poetischen Geistes auf Erden", als „den Wiederhersteller der Poesie in Deutschland", als den einzigen Dichter im vollsten Sinne des Worts; und wie sehr dieser schwärmende Ton die idealistische Jugend ergriffen hatte, verräth schon das eine Beispiel des jungen Wieland, der das Dichterthum des

*) Tieck kannte die Berliner Zustände jener Zeit wie irgend Einer. Die oben mitgetheilten Worte sind dem Bericht entnommen, den er in seinen „Schriften" Band 6 S. XXXI ff. über Entstehung und Tendenz seines „Prinz Zerbino" giebt.

eigenen Vaters verwarf, um sich ganz dem einen Gestirn und dessen Sonnensysteme zu ergeben.

So hallte denn auch diese große Fehde des literarischen Deutschlands in dem kleinen Kreis der Berner Freunde wieder. Hier blieb es freilich bei freundschaftlichem, oft ergötzlichem Streit, und fruchtbar ward er, indem er die jungen Männer anreizte, sich gegenseitig die eigenen poetischen Schöpfungen mitzutheilen. Nun endlich trat auch Kleist aus seiner peinlichen Verschlossenheit hervor. Er ließ Einiges von seinen Versuchen hören, und erlebte die Genugthuung, daß die Freunde über sein Genie in die höchste Verwunderung geriethen.

Nichts ist wahrscheinlicher, als daß er schon damals einen ersten Entwurf der „Familie Schroffenstein“, der Frucht dieses Schweizer Aufenthalts, unter seinen Papieren hatte. Er hatte das Stück in Prosa hingeschrieben, und offenbar war es noch von höchst unfertiger Gestalt. Denn als er es eines Tages den lustigen Kameraden vorlas, ward ihnen bei dem tollen Schauergemälde so absonderlich zu Muth und im letzten Akt das Gelächter der Zuhörerschaft so stürmisch, endlos und den Dichter selber ansteckend, daß es unmöglich wurde, bis zu der letzten Mordscene zu gelangen.

Indessen hinderte das die Freunde nicht, die Größe seiner Fähigkeiten zu erkennen. Wieland beeilte sich, seinem Vater zu melden, hier sei ein außerordentliches Genie entdeckt, das sich mit aller Kraft auf die dramatische Kunst geworfen habe und von dem etwas viel Größeres, als bisher in Deutschland gesehen worden, in diesem Fache zu erwarten sei. Geßner, der Buchhändler, erbot sich, dem jungen Dichter seine Erstlinge mit gutem Vortheil zu verlegen *). Dagegen bewog ihn Wieland, die „Familie Schroffenstein“ umzuarbeiten und die in Spanien vorgehende Handlung nach der Schweiz zu verlegen; und in

*) Dies ergiebt sich aus dem Zusammenhalt der betreffenden Stellen in den Briefen an Ulrike: S. 70, 73, 74, 75.

dieser Absicht ging er denn auch im Februar nach Thun, um dort in aller Muße und im Genuß der schönsten Natur ein neues Leben zu beginnen.

Er hatte zwar mittlerweile sein kleines Vermögen nach und nach verzehrt (denn zu sparen hatte er, wie er sich selber nachsagt, nie gelernt), aber er wußte nun doch, wie er sich ernähren konnte, und von allen Seiten blickten ihn schöne Hoffnungen an. Nun „erschien ihm das ganze vergangene Jahr wie ein Sommernachtstraum“. Aus Thun schrieb er an Zschokke: „Was mich betrifft, wie die Bauern schreiben, so bin ich, ernstlich gesprochen, recht vergnügt, denn ich habe die alte Lust zur Arbeit wieder bekommen. Wenn Sie mir einmal mit Geßner die Freude Ihres Besuchs schenken werden, so geben Sie wohl Acht auf ein Haus an der Straße, an dem folgender Vers steht *):

Ich komme, ich weiß nicht von wo?
Ich bin, ich weiß nicht was?
Ich fahre, ich weiß nicht wohin?
Mich wundert, daß ich so fröhlich bin!

Der Vers gefällt mir ungemein, und ich kann ihn nicht ohne Freude denken, wenn ich spazieren gehe. Und das thue ich oft und weit, denn die Natur hat hier, wie Sie wissen, mit Geist gearbeitet, und das ist ein erfreuliches Schauspiel für einen armen Kauz aus Brandenburg, wo, wie Sie auch wissen, die Künstlerin bei der Arbeit eingeschlummert zu sein scheint. Jetzt zwar sieht auch hier noch, unter den Schneeflocken, die Natur wie eine achtzigjährige Frau aus; aber man sieht ihr

---

*) Offenbar nur eine volksmäßige Umbildung des alten Spruches aus dem Jahre 1498, den Mone mittheilte und Wackernagel in seinem Altdeutschen Lesebuch S. 1071 abgedruckt hat:

Ich leb und waiss nit wie lang.
Ich stirb und waiss nit wan.
Ich far und waiss nit wohin.
Mich wundert das ich froelich bin.

doch an, daß sie in ihrer Jugend schön gewesen sein mag. — Ihre Gesellschaft vermisse ich hier sehr, denn außer den Güterverkäufern kenne ich nur wenige, etwa den Hauptmann v. Mülinnen und seinen Hofmeister, angesehene Männer. Die Leute glauben hier durchgängig, daß ich verliebt sei; jetzt bin ich es aber noch in keine Jungfrau, als etwa höchstens in die, deren Stirn nur den Abendstrahl der Sonne zurückwirft, wenn ich am Ufer stehe".

Er war inzwischen, wie es scheint, doch schon auf dem besten Wege, den Schlußsatz Lügen zu strafen. Nachdem er in Bern einige Zeit im Hause Geßners verweilt, dessen Kinder er „wie die lebendigen Idyllen" schildert, und dann mit Zschokke und Wieland eine kleine Streiferei durch den Aargau gemacht hatte, zog er sich auf einmal in die tiefste romantische Einsamkeit zurück. Das geschah im April; am 1. Mai schreibt er darüber an die Schwester: „Jetzt leb ich auf einer Insel in der Aare, am Ausfluß des Thunersees, recht eingeschlossen von Alpen, eine viertel Meile von der Stadt. Ein kleines Häuschen an der Spitze, das wegen seiner Entlegenheit sehr wohlfeil war, habe ich für sechs Monate gemiethet und bewohne es ganz allein. Auf der Insel wohnt auch weiter Niemand, als nur an der andern Spitze eine kleine Fischerfamilie, mit der ich schon einmal um Mitternacht auf den See gefahren bin, wenn sie Netze einzieht und auswirft. Der Vater hat mir von zwei Töchtern eine in mein Haus gegeben, die mir die Wirthschaft führt: ein freundlich-liebliches Mädchen, das sich ausnimmt wie ihr Taufname, Mädeli. Mit der Sonne stehen wir auf, sie pflanzt mir Blumen in den Garten, bereitet mir die Küche, während ich arbeite; dann essen wir zusammen; Sonntags zieht sie ihre schöne Schweizertracht an, ein Geschenk von mir, wir schiffen uns über, sie geht in die Kirche nach Thun, ich besteige das Schreckhorn, und nach der Andacht kehren wir beide zurück. Weiter weiß ich von der ganzen Welt nichts mehr. Ich würde ganz ohne alle widrigen Gefühle sein, wenn

ich nicht, durch mein ganzes Leben daran gewöhnt, sie mir selbst verschaffen müßte. So habe ich zum Beispiel jetzt eine seltsame Furcht, ich möchte sterben, ehe ich meine Arbeit vollendet habe. Von allen Sorgen vor dem Hungertod bin ich aber, Gott sei Dank, befreit, obschon Alles, was ich erwerbe, so gerade wieder drauf geht. Denn Du weißt, daß mir das Sparen auf keine Art gelingt. Kürzlich fiel es mir einmal ein, und ich sagte dem Mädeli, sie sollte sparen. Das Mädchen verstand aber das Wort nicht, ich war nicht im Stande, ihr das Ding begreiflich zu machen, wir lachten beide, und es muß nun beim Alten bleiben. — Uebrigens muß ich hier wohlfeil leben, ich komme selten von der Insel, sehe Niemand, lese keine Bücher, Zeitungen, kurz, brauche nichts, als mich selbst. Zuweilen doch kommen Geßner oder Zschokke oder Wieland aus Bern, hören etwas von meiner Arbeit und schmeicheln mir; — kurz, ich habe keinen andern Wunsch, als zu sterben, wenn mir drei Dinge gelungen sind: ein Kind, ein schön Gedicht und eine große That. Denn das Leben hat doch immer nichts Erhabneres, als nur dieses, daß man es erhaben wegwerfen kann. — Mit einem Worte, diese außerordentlichen Verhältnisse thun mir erstaunlich wohl, und ich bin von allem Gemeinen so entwöhnt, daß ich gar nicht mehr hinüber möchte an die andern Ufer, wenn Ihr nicht da wohntet. Aber ich arbeite unaufhörlich um Befreiung von der Verbannung; — Du verstehst mich. Vielleicht bin ich in einem Jahre wieder bei Euch. Gelingt es mir nicht, so bleibe ich in der Schweiz, und dann kommst Du zu mir. Denn wenn sich mein Leben würdig beschließen soll, so muß es doch in Deinen Armen sein".

Schon dieser Brief an die Schwester verräth, daß Kleist auf der Insel auch für sein Herz eine neue Beschäftigung gefunden hatte. Er fühlte sich frei; er hatte mit Wilhelminen gebrochen und ohne Zweifel schon damals *) sein Bild wieder

*) Vgl. oben die 2. Anmerkung zu S. 109.

in den eignen Händen, das Bild, das er ihr vor der letzten Trennung aus Berlin geschickt hatte. Nun war es ihm wirklich bescheert, wenigstens einen schönen Lenz hindurch mit einem lieblichen Naturkind — und wie es scheint, in allen Freuden der Liebe — das Idyll zu genießen, das er sich in Wilhelminens Armen hatte erringen wollen.

Und in der That, nie hat er wieder so ganz nach seinen Wünschen gelebt, wie hier in dieser seligen Verschollenheit, wo er mit seiner lustigen Hausfrau, seiner Muse und seinen Hoffnungen allein war, und in seine Zelle nichts hineinsah als die stummen Schneeriesen und der herrlichste Frühling, der ihn walten ließ, wie es ihm gefiel, und ihn nicht fragte: Was treibst Du? was wird aus Dir? Er war denn auch zu keiner Zeit fleißiger und glücklicher als hier. Er faßte neue Hoffnungen zu seinem „Robert Guiskard" und fürchtete nur, vor dessen Vollendung zu sterben: denn daß er mit der Andeutung in dem Brief an Ulrike nur diese seine Lebensaufgabe kann gemeint haben, das verräth uns die ganze Geschichte dieses Werkes. Er hatte daneben mit einer ganzen Reihe anderer Entwürfe zu thun. Die Schweizer Freunde vereinten sich auch, „wie Virgils Hirten", zum poetischen Wettkampf. In Zschokke's Zimmer (vermuthlich in Bern) hing ein französischer Kupferstich: la cruche cassée; in dessen Figuren glaubten sie ein trauriges Liebespärchen, eine keifende Mutter mit einem Majolikakruge und einen großnasigen Richter zu erkennen; darüber kam ihnen der Einfall, jeder von ihnen sollte diesen Gegenstand in seiner Weise verwerthen. Für Wieland sollte die Aufgabe zu einer Satyre, für Zschokke zu einer Erzählung, für Kleist zu einem Lustspiel werden: und so begann Kleist seinen „zerbrochenen Krug" zu entwerfen, vielleicht schon zu schreiben.*) Einen andern größeren Stoff fand er in der Schweizer Ge-

*) Vgl. Cap. 9.

schichte auf: ein Trauerspiel „Leopold von Oesterreich“. Er soll es nach Bülow im nächsten Jahre in Paris (im Shakespearschen Style) geschrieben haben; gewiß ist, daß er in Paris 1803 nur wenige Tage verlebte *), und höchst wahrscheinlich, daß er dieses Stück schon 1802 in der Schweiz begann. Darauf deutet nicht blos der Stoff (die Schlacht von Sempach) und die Versicherung Pfuels **), daß der „Leopold“ zu des Dichters frühesten Arbeiten gehörte: auch eine Notiz in dem eben citirten Brief an Ulrike weist darauf hin. „Ich war vor etwa vier Wochen“, sagt er in einer Nachschrift, „ehe ich hier einzog, im Begriff nach Wien zu gehen, weil es mir hier an Büchern fehlt; doch es geht so auch und vielleicht noch besser. Auf den Winter aber werde ich dorthin“ ꝛc. Man sieht, diese Notiz kann sich nur auf eine Arbeit beziehen, die er unter den Händen hatte, und wir wissen von keiner, auf die sie bezogen werden könnte, außer auf den „Leopold von Oesterreich“. Kleist ließ sich, wie wir ferner ersehen, zunächst an seinen schweizerischen Quellen genügen; und Pfuel erzählt, daß er diesen Quellen viele pikante Züge entnahm, die er mit gewaltiger Wirkung verwerthete. Die Hauptscene aber des ersten Aktes war, wie die Ritter Leopolds vor der Sempacher Schlacht würfeln, wer mit dem Leben davonkommen wird, wer nicht. Die stolzen Herren sitzen zechend beisammen, und sie beginnen das Würfeln wie ein übermüthiges Spiel. Drei schwarze Seiten haben die Würfel und drei weiße; die schwarzen bedeuten den Tod. Die ersten der Würfler werfen schwarz; man lacht und scherzt darüber; das Spiel geht fort, auch die Nächsten werfen schwarz, und immer mehr und mehr — allmählich verstummt der kecke Jubel und ein nachdenklicher Ernst kommt über die Gesellschaft; — zuletzt haben Alle schwarz

*) Vgl. unten Cap. 9.

**) Mündliche Mittheilung, wie Alles, was über den „Leopold“ folgt; vgl. das Vorwort.

geworfen. *) Wie dieser grausige Vorgang Schritt für Schritt in dem hochfahrenden Kreise die unheimlichste, zuletzt die fürchterlichste Stimmung verbreitet, das war, nach Pfuels Erinnerungen, mit überwältigender Kraft geschildert.

Man muß nach Allem vermuthen, daß Kleist diesen ersten Akt schon auf seiner Insel in der Aare schrieb; er hat überhaupt (wie Pfuel versichert) nur den einen vollendet. Uns ist er leider verloren — mit allem dem Uebrigen, das im folgenden Jahr in Paris, in des Dichters verzweifeltster Stunde, unterging. **)

Dagegen gelang es ihm hier, mit seinen „Schroffensteinern" ein leibliches Ende zu machen und sie auf den sauern Gang unter die Menschen hinauszuschicken. Er hatte mehr als Andere eine Scheu vor der Oeffentlichkeit zu überwinden. Während sonst die jungen Poeten oft das Licht ihres Tages kaum erwarten können, hatte Kleist sich gewöhnt, das Kind seiner Liebe, „wie eine vestalische Priesterin das ihrige, heimlich aufzubewahren bei dem Schein der Lampe". Er war spät, und in heftigen, verborgenen Kämpfen, in den Dienst seiner Kunst gerathen; der Widerspruch zwischen seiner reiferen ästhetischen Einsicht und seiner schülerhaften Praxis hatte ihn zu Grunde zu richten gedroht; nie war er seiner Production gegenüber unbefangen gewesen. So hatte er sich in grübelnder Einsamkeit ein Ideal ausgearbeitet, und sich in den Gedanken verrannt, dieses Ideal könne er, wenn überhaupt, nur in dem „Robert Guiskard", dem Liebling aller seiner Träume, verwirklichen; und es ist kaum zu bezweifeln, daß erst seine Berner Freunde ihm wieder ein Interesse für andere Pläne, zunächst für die „Schroffensteiner" einflößten. Er hat auch fernerhin, wie es scheint, an den Schroffensteinern nie mit ganzer Seele

---

*) Der Leser erinnert sich, daß in der That nur wenige von Leopolds Rittern dem Untergang in der Schlacht entrannen.

**) Vgl. unten Cap. 9 am Ende.

gehangen. Als er das Stück endlich seiner Schwester gedruckt überschicken kann, bittet er sie und die Seinigen, es nicht zu lesen: es sei eine elende Scharteke *). Und wie Pfuel erzählt, war es überhaupt auf eine wunderliche, zufällige Weise entstanden. Ihm war eines Tages die seltsame Auskleidescene des letzten Aktes, rein als Scene, in den Sinn gekommen, und da die Situation ihn anzog, hatte er sie wie eine zusammenhanglose Phantasie niedergeschrieben. Dann erst fiel ihm ein, sie mit andern Fäden der Erfindung, vielleicht auch mit einem zufällig entdeckten Stoff (wir wissen nichts Näheres über die stoffliche Grundlage der „Schroffensteiner") zusammenzuspinnen, und so wob sich allmählich um diese Scene die ganze Tragödie herum. Diese Mittheilung Pfuels widerspricht weder dem Charakter des Stücks, noch der Kleistischen Art zu dichten; dagegen wirft sie ein erläuterndes Licht auf die Tragödie selbst.

„Die Familie Schroffenstein" stellt uns den innern Krieg eines edlen Geschlechtes dar, das durch eine unheimliche Verkettung von Mißtrauen, Leidenschaft und Zufall fortgerissen gegen sich selber wüthet und erst zum Frieden gelangt, als es in fürchterlichen Unthaten sich alle Zukunft und alle Seligkeit zerstört hat. Es ist das Geschlecht der Grafen von Schroffenstein, das in drei Häuser zerfällt, Rossitz, Warwand und Wyk; Rossitz und Warwand verbindet ein Erbvertrag, kraft dessen nach dem gänzlichen Aussterben des einen Hauses alles Besitzthum desselben an das andere fallen soll. Dieser Vertrag nun wird für den einen und für den andern Stamm zu einer unversiegbaren Quelle gegenseitigen Mißtrauens. Es wächst heran, ohne daß zuletzt noch irgend Einer genau zu sagen vermag, wo und wie es begann, wer es am eifrigsten genährt, wer es am lässigsten bekämpft hat; nur daß es sich in den einzelnen Gliedern beider Häuser verschieden spiegelt. Der Herr zu Rossitz, Rupert, auch er von edlen Anlagen des Gemüths, wie sein sanfterer

*) Briefe an Ulrike S. 85.

Vetter in Warwand, wird nur zu früh der Sclave seiner leidenschaftlichen Natur, die ihn bei jedem Anlaß über Maß und Ziel hinaustreibt, und vergebens sucht dann sein andersgeartetes Weib ihn zurückzuhalten; Sylvester dagegen, der Herr zu Warwand, haßt jeden Argwohn wie einen unreinen Tropfen im Blut, und hier ist es die Frau, Gertrude, die mit weiblicher Geschäftigkeit das Feuer schürt und den Haß, der von drüben herüberkommt, mit gleichem Maß erwidert. Seit zwanzig Jahren hat diese Feindschaft, immer wieder bekämpft und genährt, unter der Asche geglüht. In Rossitz wie in Warwand hat inzwischen manche unheimliche Seuche sich gemeldet, der Tod manches Opfer in beiden Häusern — und, wie es scheint, auf eine geheimnißvolle Art — gefordert; stets hat sich ein Mund gefunden, einen neuen Argwohn daran zu knüpfen, und hundert Ohren, ihn aufzufangen — nie aber ein besonnener und reiner Sinn, der den Knoten noch im Entstehen wieder zu lösen gewußt hätte. So bildet sich nach und nach, hier wie dort, gleichsam eine Religion, ein Dogma des Mißtrauens und der Feindseligkeit, das die gräflichen Burgen und die letzte Hütte, die Schroffensteiner und ihren kleinsten Hüterbuben umspinnt; Niemand fragt sich mehr, wie es anders sein könnte, Jeder weiß nur: es ist so.

Eines Abends findet nun Graf Rupert im Gebirg, weitab von seiner Burg, seinen jüngsten Knaben, den neunjährigen Peter, todt, und, wie er glauben muß, erschlagen: denn neben dem Kind sieht er zwei Männer mit blutigen Waffen beschäftigt — und diese Männer sind aus Warwand. Der Graf schlägt sie sogleich zu Boden, der eine stirbt, der andere wird noch lebend gefangen und auf die Folter gebracht. Unter wildem Gebrüll des Schmerzes stößt er nur das eine verständliche Wort „Sylvester" hervor, dann stirbt auch er. Aber dieses eine Wort genügt dem Grafen. Es ist ihm klar, daß es sich hier um eine angestiftete Mordthat handelt, und daß der Anstifter kein Anderer als sein Vetter Sylvester ist; daß dieser nun deutlich auf sein verruchtes Ziel losgeht, den ganzen Nachwuchs der

Rossitzer auszurotten und so den Erbvertrag vor der Zeit lebendig zu machen. Nun bedarf es keines Zeugnisses mehr für ihn. An dem Sarge des Kindes nimmt er mit seinem ganzen Hause und mit allem Gesinde das Abendmahl, um auf die Hostie dem ganzen Hause Sylvesters Rache und Untergang zu schwören — und damit beginnt das Stück.

Mit diesem Beginn scheint nun freilich schon der ganze Ausgang vorher bestimmt zu sein; aber das ist des Dichters Absicht natürlich nicht. Ihm gilt es vielmehr, nun gleichsam im beständigen Kampf mit diesem Schwur ein tragisches Element der schönsten und versöhnendsten Leidenschaft, der Liebe, zu entwickeln und den Untergang, den jener Schwur beschloß, aus einem ganz neuen Widerstreit von Liebe und Haß hervorzutreiben; zu zeigen, wie nun alle die edelsten Regungen, die grade der Ausbruch der Fehde hier wie dort entfesselt, doch den dämonischen Geist jenes allgemeinen Dogma's nicht mehr zu überwältigen vermögen, und sich von innen heraus das fürchterliche, unbegreifliche Strafgericht vollzieht.

Die beiden Söhne Ruperts, sein rechtmäßiger Erbe Ottokar und ein Kind verbotener Liebe, Johann, haben sich in aller Stille in Sylvester's Tochter verliebt: Ottokar, ohne zu ahnen, wer diese geheimnißvolle Schöne ist, die er vordem nie gesehen (so ganz müssen wir uns die beiden Häuser getrennt denken), die ihm nur auf einsamen Wanderungen im Gebirg begegnet und, obwohl sie ihm schnell ihr Herz schenkt, ihm Geburt und Namen verhehlt; Johann, ohne Erwiderung seiner Leidenschaft zu finden, aber nur zu bald in Gewißheit darüber, wessen Kind die Geliebte ist. Kaum ist der Racheschwur über Ottokar's (und aller der Seinigen) Lippen, als auch ihm durch den Bruder das Geheimniß enthüllt wird. Er liebt die Tochter des Feindes, der er beim Allerheiligsten den Tod geschworen! Er eilt hinaus in's Gebirg, an den Ort, wo er sie zu finden gewohnt ist, und um Gewißheit zu haben, beschwört er sie, ihm ihren Namen nicht länger zu verhehlen; sie verlangt den seinigen zu wissen;

indeß sich noch Alles in ihm gegen diese Forderung sträubt, erscheint der eifersüchtige Johann, und Agnes entflieht.

Inzwischen hat uns der Dichter auch in Sylvesters Haus geführt und mit erstaunlicher Kunst uns die Stimmung gemalt, die über dem ganzen Warwand unheimlich wie etwas Selbstverständliches ausgebreitet liegt: die stille Gewohnheit, den Rossitzern jedes Schlechteste zuzutrauen, sie nur wie natürliche Feinde zu behandeln. Sylvester sieht sich eben wieder veranlaßt, gegen dieses Treiben zu eifern, als Rupert's Herold erscheint, um ihn des schändlichsten Mordes zu bezüchtigen und ihm die Fehde mit den fürchterlichsten Drohungen anzusagen. Sylvester erstarrt, er sucht vergebens das Unbegreifliche dieser Anklage zu begreifen, will nach Rossitz, sich auf der Stelle zu verantworten; in diesem Augenblick erscheint Jerominus, der Vetter vom Hause Wyk, bisher der treueste Freund, der sich in Rossitz von Sylvesters Schuld hat überzeugen lassen, und ihm nun auch Fluch und Verachtung in's Gesicht wirft: das übermannt den Unschuldigen, und er fällt in Ohnmacht. Noch ehe er sich erholt, hat schon das Volk den Stand der Dinge erfahren und in blinder Wuth den Herold gesteinigt. Während Sylvester sich der Betäubung durch dieses neue Unheil und der innern Verwirrung zu erwehren, den ergrimmten Vetter edelmüthig bei sich zu rechtfertigen sucht, zieht sich das Netz auch von einer andern Seite her zusammen. Johann, den seine Leidenschaft und der Neid auf den beglückteren Ottokar rasend gemacht hat, verfolgt die nach Hause eilende Geliebte, vor den Thoren von Warwand ergreift er sie, und unter halb unverständlichen Geberden dringt er ihr seinen Dolch auf, um von ihrer Hand den Tod zu empfangen. Jerominus kommt darüber zu, den inzwischen Sylvester von seiner Unschuld überzeugt hat, und da er zu sehen meint, daß Johann das Mädchen mit dem Dolch durchbohren will, stößt er ihn mit seinem Schwerte nieder. Sylvester und Gertrude eilen herbei, und sie alle erblicken nun in Rupert's Sohn, den man bewußtlos wegträgt, einen von Rossitz aus-

gesandten Meuchelmörder. So hat nun auch die Liebe begonnen, sich mit dem Haß zu tragischer Genossenschaft zu verbünden.

Indessen noch immer widersteht Sylvester dem Dämon, der sein ganzes Haus erfaßt hat. Er will nur an eine unglückliche Verkettung glauben, die durch einen reinen Willen zu lösen sein muß; und da nach der Ermordung des Herolds sein eignes Leben auf dem Spiele stünde, wenn er unangemeldet, plötzlich in Rossitz erschiene, so bewegt er den treuen Jeronimus, hinüberzureiten und von Rupert sicheres Geleit für ihn zu fordern. Aber es ist zu spät. Die Kunde von jener Entehrung des heiligen Heroldsamtes ist schon nach Rossitz gedrungen. Nun entsetzt sich Rupert einen Augenblick vor den Folgen seines eigenen Beginnens; er sträubt sich auf's heftigste, zu glauben, daß die wilde That des Warwander Volks von Sylvester gestiftet sein könnte; er will lieber an die That selbst nicht glauben, und forscht ihr nach mit der Gewissenhaftigkeit eines Richters — mit einer Gewissenhaftigkeit, die, wenn er sie früher bewährt hätte, den ganzen Haß der Geschlechter hätte in sein Nichts auflösen müssen! Aber sobald er nicht mehr zweifeln kann, hat er freilich in einem Augenblick die letzten menschlichen Regungen von sich abgestreift. Er sieht Jeronimus, der inzwischen mit Ruperts besonnener Gemahlin Eustache ein besseres Verständniß angebahnt und ihr den glücklichen Gedanken, durch eine Heirath der Kinder Versöhnung zu stiften, auf die Seele gelegt hat — er sieht ihn, und sofort ist er entschlossen, an diesem treuen Vermittler Mordthat mit Mordthat zu vergelten. Er thut es auf die allerscheußlichste Weise. Während er den Arglosen mit teuflischer Ironie in seinen neuen Hoffnungen sich wiegen und Vernunft predigen läßt, hat er schon Befehl ertheilt, ihn beim Abschied im Burghof mit Keulen zu empfangen. So geschieht es, und während draußen das Volk den Unglücklichen ermordet, steht Rupert im Zimmer, wo ihn vergebens sein Weib um Hülfe für den noch Ringenden anfleht, und läßt das Werk der Rache sich vollenden.

Von diesem Augenblick an ist an keine Rettung mehr zu denken: Rupert der Mörder kann nicht mehr zurück. Nun glauben wir auch an die Hoffnungen nicht mehr, die die jungen Liebenden eine Stunde vorher aus der eigenen unschuldigen Brust geschöpft haben. Ottokar hat im Gebirg seiner Agnes Alles enthüllt, sie haben sich gegenseitig in einem ruhigen, offenen Gespräch alles Mißtrauens entbunden, und Ottokar hofft, so auch die Eltern zu versöhnen: aber der Zuschauer, der Leser weiß, daß nun Alles zu spät kommt.

Und bis hierher hat uns der Dichter mit einer Meisterschaft, mit einer Sicherheit geführt, die bei einem ersten Probestück unbegreiflich wären, wenn wir nicht wüßten, daß in der Stille mancher vergebliche Versuch vorauf ging. Bis hierher ist Alles deutlich, fertig und rund, und die Gewalt der Darstellung, die Feinheit der Motivirung, bis auf einige Excesse auch die Würde des Ausdrucks, alles hält uns in dem Gefühl eines großen tragischen Geschickes fest. Es sind nicht die Höhen der Menschheit, auf die man uns geführt hat, vielmehr eine finstere, halbverpestete Niederung, und doch sehen wir wahres Menschengeschick und Menschenweh, und das Blut unserer Gattung kreist durch alle diese vom Dämon ergriffenen Gestalten. Aber wie wird nun das Ende sein? Was wir zu erwarten haben, ist der erschütternde, aber vielleicht auch versöhnende Anblick, daß die Liebe der Kinder, indem sie durch den unaufhaltsamen Krieg der Väter zerschmettert wird und der Dämon des Hasses über ihr Bündniß triumphirt, doch durch ihre Herrlichkeit und Reinheit die entmenschte Natur der Rächer zur Besinnung aufruft; daß der Sieg, den das nachwachsende Geschlecht über die ihm eingeimpfte Feindschaft davonträgt und gleichsam durch einen Opfertod besiegelt, in Wahrheit auch den Fluch des ganzen Geschlechtes austilgt. Erst dann kann die Tragödie vollendet sein. Und in der That scheint sie der Dichter auf diesen reinigenden Schluß angelegt zu haben. Ja, er schließt wirklich in diesem Sinn: und doch erscheint uns der Ausgang

ganz widernatürlich verstümmelt und entstellt. Mit dem vierten Akt beginnt die Kraft oder der gute Wille des Dichters zu erlahmen; die Motive überstürzen und verwirren sich, das Ungeheuerliche und Abnorme drängt sich in den Vorgrund, die Sprache wird eckig und unbeholfen, und wo uns die tiefste Erschütterung überkommen soll, sind wir versucht, wie über eine Posse zu lachen.

Der Inhalt der letzten Akte läßt sich nicht mehr entwickeln, nur berichten. Eustache bemüht sich nochmals, Rupert, ihren Gemahl, von dem Aeußersten abzuhalten, und verräth ihm die Liebe der Kinder, die ihr Jerominus entdeckt hat. Sie erreicht das Gegentheil ihrer Absicht: der nun ganz verwilderte beschließt, die Geliebte seines Sohnes, der dem Racheschwur untreu geworden, wie ein Mörder zu tödten. Ottokar hat inzwischen — und dieses Motiv greift allerdings noch in den dritten Akt zurück — sich auf die seltsame Thatsache besonnen, daß an der Leiche des kleinen Peter, den die Warwander sollen ermordet haben, die kleinsten Finger fehlten, als man ihn auffand, und in der Ahnung, hier den Anhalt für eine aufklärende Entdeckung zu haben, eilt er dorthin, wo die Leiche gefunden ward. In einer Bauernküche findet er ein junges Mädchen, das einen hexenhaften „Glücksbrei" aus den absonderlichsten Ingredienzien zusammenrührt und ihre Beschwörungsformel dazu herbetet. Er erfährt, daß sie auch einen Kindesfinger drin kocht, und durch sein gutes Gold lockt er ihr ab, daß ihre Mutter, die alte Ursula, den Finger einem ertrunkenen Kinde von der Hand geschnitten; daß dann zwei Männer aus Warwand kamen, um auch die andere Hand des kleinen Fingers zu berauben, und daß darüber sie mit der Mutter entfloh. Ottokar eilt nach Hause, um diese Entdeckung zu verkünden, nachdem er seine Agnes insgeheim für denselben Abend zu einer Besprechung in ihrer alten Höhle bestellt hat. Aber zu Hause wirft man ihn, auf den Befehl des Vaters, in's Burgverließ. Die Mutter sucht ihn hier auf und von ihr erfährt er, daß

Rupert mit seinem Mordgesellen Santing ausgegangen, um Agnes in ihrer Waldeinsamkeit aufzuspüren und zu ermorden; in Verzweiflung springt er hoch durch's Fenster aus seinem Thurm herunter, eilt in's Gebirg, findet die Geliebte in der Höhle, die schon zwei geheimnißvolle Männer drohend umschleichen — und nun folgt die seltsame Scene, die Kleist zuvor als einen isolirten Einfall aufgeschrieben hatte und hier in das Drama einfügt. In süßem Liebesgeplauder und Brautnachtsphantasien löst Ottokar der Agnes das Gewand, und während sie beängstigt fragt, was er will, hängt er ihr wie im Spiel seinen Mantel um, während er sich selber in ihr Kleid hüllt und ihren Hut aufsetzt. Sein Gedanke bei dem allen ist: statt ihrer durch seines Vaters Hand zu sterben — das ist die einzige Lösung, die ihm einfällt. In der That, der mordsüchtige Rupert erscheint, und während Agnes auf Ottokar's Geheiß in ihrer Verkleidung schweigend hinausgehen muß, tritt dieser den Eindringenden schnell und mit verstellter Stimme entgegen — und fällt sofort von des eigenen Vaters Hand. Inzwischen hat Sylvester, auf die Nachricht von Jerominus' ruchloser Ermordung, nun selbst zur schonungslosen Fehde bereit, mit seinen Mannen sich aufgemacht, um Rupert in Rossitz zu überfallen. Dieser entdeckt von der Höhle aus den mit Fackeln dahinziehenden Zug und eilt davon; Agnes kehrt, von Angst getrieben, zurück, und findet Ottokar's Leiche; in diesem Augenblick tritt Sylvester herein, um seine Tochter hier zu suchen. Er sieht den todten Ottokar in Agnes' Gewand und ersticht Agnes als den vermeintlichen Mörder seiner Tochter. Und nun erscheint nach und nach das ganze Personal des Stücks in der Schicksalshöhle: zuerst Rupert und Santing als Gefangene, dann Gertrude, dann Eustache, alle den Ort mit ihrem Jammer erfüllend, dann der alte blinde Sylvius, Sylvester's Vater, geführt von dem Irrsinn redenden Johann — und der Blinde, indem er die Leichen betastet, entdeckt zuerst die Verkleidung —; zuletzt erscheint Ursula, und — wirft den Kindesfinger in die

Mitte der Bühne, worauf sie, ohne ein Wort zu sagen, verschwindet. Eustache, die Mutter Peters, erkennt den Finger an einer Blatternarbe, „der einzigen auf seinem ganzen Leib", und Ursula wird wieder hereingeführt, um jenen verhängnißvollen Irrthum Rupert's aufzuklären. Ihr Charakter bekommt nun zu guter Letzt noch einen hexenhaften Anstrich; und während die Väter sich jetzt auf einmal in fünf Zeilen versöhnen und die Mütter sich umarmen, sorgt der Dichter zum Ueberfluß dafür, daß wir ganz empfinden, wie possenhaft und roh er diesen Schluß herbeigezerrt hat: Rupert selbst muß der alten Ursula sagen: „Du hast den Knoten geschürzt, du hast ihn auch gelöst. Tritt ab", und Johann's Worte machen den Beschluß: „Geh, alte Hexe. Geh. Du spielst gut aus der Tasche, ich bin zufrieden mit dem Kunststück. Geh".

Man kann wohl nicht ärger ein Trauerspiel mit seiner eigenen Parodie beschließen, als Kleist es in diesen Schlußworten (gewiß mit voller Naivität) gewagt hat. Auch kann es über die ganze Führung des letzten Aktes kaum einer weiteren Kritik bedürfen. Das große tragische Problem, das die ersten Akte mit oft dämonischer Kraft entwickelt haben, endet als Farce; wie ein Hohn sieht die endliche Versöhnung in diese ganz verwüstete Gesellschaft herein, und was ihr an Sinn gebricht, soll, wie es scheint, der Irrsinn des jungen Bastards zudecken. Es gibt vielleicht kein zweites Stück, das einen seiner selbst so unwürdigen Ausgang nähme.

Dieses Räthsel kann man nicht anders als aus der Geschichte des Stückes selbst erklären. Wir haben die schon erwähnte Notiz, daß Ludwig Wieland den Dichter bewogen haben soll, das Stück „umzuschreiben", und die andere, daß Kleist den fünften Akt blos in Prosa geschrieben und die Herausgeber Wieland und Geßner ihn sollen in Verse gebracht haben. Hält man damit die überaus ungleiche Behandlung der ersten drei und der beiden letzten Akte — so ungleich in der Form wie im Gehalt — und ferner die vorhandenen Data über den

ganzen Schweizer Aufenthalt zusammen, so wird uns fast zur Gewißheit, daß Kleist das Trauerspiel in Prosa-Entwurf nach der Schweiz mitbrachte; daß er nur jene ersten Akte mit Liebe und Sorgfalt bis zur Vollendung durcharbeitete, den vierten unter dem Druck einer langen Krankheit, und von andern Arbeiten abgezogen, halb widerwillig blos in Jamben umschrieb, und dann den fünften ganz roh, wie er ihn seit Paris her in der Mappe hatte (nur die Ankleidescene ausgenommen), bei den Berner Freunden zurückließ, um ihnen die nothdürftigste metrische Redaction anheimzugeben und nach Deutschland zurückzugehen.

Denn nur zwei Monate sollte das erquickende Leben auf der Aarinsel dauern. Im Juni 1802 erkrankte Kleist und mußte seinen einsamen Aufenthalt verlassen. Mag nun auch das wahr sein oder nicht (was Bülow als Gerücht mittheilt), daß seine Schweizerin ihm um eines französischen Offiziers willen untreu wurde, und mag ihn dieses Unglück von der Insel getrieben haben oder nicht: kaum zu bezweifeln ist, daß die langdauernden Erschütterungen seines Gemüths sich nun an seinem Körper rächten und zu den Seelenkämpfen die übermäßige, rastlose Production hinzukam, um ihn auf das Krankenlager niederzuwerfen. Erst im August vernehmen wir wieder ein Wort von ihm, einen kläglichen Schmerzensruf. Nachdem er drei Monate lang die Seinigen ohne jede Nachricht gelassen hatte, schrieb er endlich im August an seinen Schwager Pannwitz aus Bern. „Mein lieber Pannwitz", lautet der kurze Brief *), „ich liege seit zwei Monaten krank in Bern und bin um 70 französische Louisd'or gekommen, worunter 30, die ich mir durch eigene Arbeit verdient hatte. Ich bitte Gott um den Tod und Dich um Geld, das Du auf meinen Hausantheil erheben mußt. Ich kann und mag nichts weiter schreiben, als dies Allernothwendigste. Schicke zur Sicherheit das Geld an den Doctor und Apotheker Wyttenbach, meinen Arzt, einen ehrlichen Mann,

*) Abgedruckt im Anhang zu den Briefen an Ulrike, S. 161.

der es Euch zurückschicken wird, wenn ich es nicht brauche. Lebet wohl, lebet wohl, lebet wohl".

Auf diese Nachricht hin, scheint es, eilte die treue Ulrike zu ihm an sein Krankenlager und blieb bei ihm, bis er genesen war. Dann verließ er, in ihrer Gesellschaft, die Schweiz. Vielleicht war ihm der Aufenthalt zuwider geworden, vielleicht bewogen ihn die Bitten der Schwester; Alles aber deutet darauf hin, daß er die „Schroffensteiner" unvollendet zurückließ.

Innere Gründe helfen es uns beweisen. Wer das Trauerspiel mit wirklichem Studium liest, muß bald entdecken, daß im Anfang des vierten Aufzugs eine durchweg neue Art der Behandlung eintritt. Die drei ersten Akte haben, so wenig sie die Folie des Prosa-Entwurfs ganz verleugnen können, doch ein bestimmtes metrisches Formprinzip. Das Erste ist dem Dichter überall, den einfachen Ausdruck der Natur zu treffen: aber indem er mit der Feile über seine Arbeit hingeht — und wenige Poeten haben sorglicher gefeilt als er — wirkt er durchaus auf einen einheitlichen Ton hin, der sich vor Allem an Shakspeare anschließt; der, ohne die Naturwahrheit zu opfern, nach einer gewissen dramatischen Würde strebt, auch den zerhackten Dialog in eine leise rhythmische Bewegung bringt, den Aufschwung einer edlen Bildersprache nicht verschmäht, im Vortrag bei aller Knappheit doch den Eindruck der Fülle zu erreichen sucht, und, wo es der Moment zuläßt, die Stimmung auch in gehaltenen Sentenzen ausprägt. Mancherlei Anklänge an Shakspeare'sche, Lessing'sche, auch Schiller'sche Art kommen hinzu, die prosaische Grundlage durch metrische Stilformen zuzudecken; ja diese Anklänge werden zuweilen zu den auffallendsten Reminiscenzen: Kleist scheint während der neuen Bearbeitung seine Klassiker fast zu eifrig studirt zu haben. Nur ein paar Scenen der ersten Aufzüge kommen über eine nachlässige Umarbeitung der Prosa in Verse nicht hinaus: es sind Nebenscenen, die den Dichter nicht innerlich interessirten, oder auch nur Stücke von Scenen, deren Inhalt ein rein verstands-

mäßiges Raisonniren ist (wie die zweite Hälfte der großen Scene zwischen Ottokar und Agnes im dritten Akt): hier sehen wir noch die erste Bearbeitung durchschimmern, und nur zu oft in platten oder holprigen Wendungen, die sich entweder dem Stil oder dem Rhythmus der Jamben nicht haben fügen wollen. Dagegen nach den ersten Seiten des vierten Aktes kehrt die Regel sich um: nur an einigen Stellen hat es den Dichter noch gepackt, die ganze Kraft der Feile zu gebrauchen, und diese Stellen bezeichnet schon ihr poetischer Reiz; sonst aber hat man gleichsam nur eine Uebersetzung vor sich. Eine ganz neue Magerkeit der Formen tritt hervor, der Ausdruck bleibt beim Nothwendigen, oft beim Dürftigen hängen, die Bilder schrumpfen zusammen, und zuweilen kann man die Verse ohne Zwang wie die glatteste Prosa weglesen, während sie als V e r s e oft unlesbar werden. Zuletzt aber hat der fünfte Akt noch sein ganz besonderes Gesicht. Denn der vierte ist immerhin noch in die Breite geführt, jede Situation hat Zeit, sich vollständig auszusprechen; während gegen den Schluß auch das ein Ende nimmt. Unruhig und unfertig drängt nun Alles gleichsam zur Thüre hin; die Motive wie die Figuren nehmen sich beständig das Wort vom Munde, und diese Athemlosigkeit hilft am meisten mit, die schauerliche Situation in's Komische zu verzerren.

Das Unglück der Tragödie war offenbar, daß jene phantastische Auskleidescene sich im fünften Akt gebieterisch in den Vordergrund gedrängt hatte. Ihr Zauber wird Jeden berühren, der für die sublimen Mischungen von Seele und Sinnlichkeit nicht verloren ist; aber das Stück war verdorben, sobald der Dichter sich unfähig fühlte, der tragischen Architektonik eine durchaus fremde Situation zu opfern. Um sie zu halten, mußte er auf die sittliche Lösung seines Problems verzichten, mußte er den jungen Helden Ottokar zu einem unbrauchbaren Träumer und seine Selbstopferung zu einem marklosen Einfall machen; und daran hing sich dann die ganze Kette von abenteuerlichen und zufälligen Motiven, und der trostlose, mit bitterm Hohn vor-

getragene Gedanke, daß unsere Schicksale der Götter Spott sind. Wir erkennen darin den verzweifelnden Grübler von Paris. Damals war es ihm Recht, während sich ihm Alles verdunkelte, auch in sein Drama diese finstern Schatten hineinzutragen und dem Humor der Verrücktheit das letzte Wort zu gönnen. Aber er war doch in der Schweiz nicht derselbe mehr; wenigstens als Künstler hatte er ein reineres und größeres Gefühl gewonnen.

Wer den Dichter der ersten Akte gerecht und unbefangen würdigt, kann nicht anstehen, diesen fünften Akt nicht für den letzten Willen desselben Dichters zu nehmen. Er hätte vielleicht, wenn ihm daran lag, mit dem Stück ein Ende zu machen, wenn ihn die Freunde zum Abschluß drängten, wenn andere größere Stoffe ihn gewaltsam von dieser Arbeit abzogen (alles Motive, die unsere Kenntniß der Situation uns aufdrängt) — er hätte unter diesen Umständen die wahrhaft tragische Lösung, ich meine, eine ganz neue Lösung seiner Aufgabe, auch bei gründlicher Durcharbeitung vielleicht nicht gefunden oder nicht gesucht. Aber auch wenn im Wesentlichen Alles so geblieben wäre, wie es nun dasteht, so wäre doch mindestens die Form voller und harmonischer geworden; die Versöhnung wäre nicht in fünf Zeilen an den Haaren auf's Proscenium geschleift, der blödsinnige Johann mit seinen schaalen Späßen nicht zum Mittelpunkt der letzten Scenen gemacht und die Schlußworte nicht so gar grotesk dem Zuschauer in den aufgerissenen Mund geworfen worden. Denn was der zwecklos und unruhig für sich hin Dichtende in Paris dem Papier hatte anvertrauen mögen, das konnte der mit Bewußtsein und Absicht schaffende Künstler in Thun oder Bern nicht mehr für reif gelten lassen; schon sein technischer Verstand hätte es nicht gelitten.

Sieht man also — wie man es muß — die „Schroffensteiner“ als ein ungefüges, unorganisches Ganzes an, so wird man wenigstens in den ersten Theilen schon alle Elemente von Kleist's dramatischem Genie beisammen finden. Zwar ist er darin noch der Schüler, daß er einerseits seine Charaktere

vielfach nach Reminiscenzen modelt, andererseits ihnen allen ohne Unterschied von seinem eigenen Wesen mittheilt. Während sie ihm in der Seele als durchaus eigene Gestalten aufgehen, nehmen sie ihm unter der Hand fremdartige Züge an; nicht von Ottokar und Agnes zu reden, die ihr ganzes Schicksal zu Nebenbuhlern von Romeo und Julie macht, oder von Johann, der, während er früher wohl an Edmund erinnert, sich am Ende plötzlich in den tollen Edgar verwandelt: auch seine geschlossensten Charakterbilder verfallen zuweilen dieser Magie des Vorbilds, Rupert spielt den Othello und sein Mordgeselle den Jago, Sylvester kann sich einmal des Wallenstein nicht erwehren, und Sylvius, der rührendste Alte im ersten Akt, läßt sich im letzten wie ein zweiter Gloster herbeiführen. Und noch bedenklicher mag die andere Seite sein. Gewisse Kleistische Anschauungen und Glaubenssätze, die ihm ganz individuell im Blute leben, drängen sich allzu subjectiv in den Organismus seiner Geschöpfe ein und machen uns zuweilen an ihnen irre; nirgends wirkt das so seltsam wie bei der Agnes, die, so rein und zart sie uns als die fünfzehnjährige Knospe entgegentritt, zu wiederholten Malen ganz aus der Rolle fällt und die Sprache des fünfundzwanzigjährigen Dichters redet. Aber das alles überwiegt der geniale künstlerische Geist, der mit den lieblichen und den dämonischen Regungen der Menschenbrust gleich souverain schaltet und seine Wirkungen mit ebenso kühner wie zuverlässiger Berechnung aufbaut. Er zeigt schon hier ganz den Sinn für das Wesentliche, der ihn in einer gewissen Richtung viel weiter bringt, als Schiller je gelangt ist. Er ordnet seine Massen, sobald er den Kern der Entwickelung gefunden hat, mit ein paar unscheinbaren Meistergriffen, wirft bedeutsame Züge in eine rasche Pantomime, schiebt Alles, was nicht den pathologischen Gang der Charaktere fortrückt, gleichsam mit einer Handbewegung hinter die Coulissen, um desto beredter und mit dem Schein, als ständen ihm Raum und Zeit unbeschränkt zu Gebote, auf den fortschreitenden Momenten zu ver-

weilen. An der Exposition seines ersten Drama's kann man Geheimnisse der feinsten Technik studiren. Vielleicht das Bewundernswertheste aber ist, wie er nicht diese oder jene Gestalt des Stücks, sondern geradezu den Dämon selbst, der das ganze Geschlecht der Schroffensteiner, Land und Leute umspinnt, zu dem Helden der Tragödie gemacht hat und uns doch stets einen festen Mittelpunkt, gleichsam einen körperlichen Kern zu betrachten gibt. Und in wie vielen einzelnen Zügen verräth er schon hier den Meister! Ihm ist es wie Wenigen gegeben, die tiefste Erschütterung in einen Ausdruck der unschuldigsten Naivität zu versenken. Die Scene zwischen Agnes und dem blinden Sylvius; die flüchtige Geberde des Mädchens, wie sie (am Schluß des zweiten Akts), da sie erfahren, wer ihr Geliebter ist, und die Mutter noch von „Trost" reden hört, im Abgehen den hingefallenen Dolch vom Boden aufhebt und traurig sagt: „es gibt keinen"; wie sie dann (im dritten Akt) den Tod aus Ottokar's Labetrunk zu trinken meint und zu trinken bereit ist; und vollends der ungeheuren Auftritt zwischen Rupert und dem todgeweihten Jerominus — das sind Erfindungen, die neben keiner andern zu erröthen brauchen.

Freilich fehlt es auch hier schon an den eigenthümlichen Wildheiten und Auswüchsen nicht, die Kleist kaum in seinen letzten Werken abzustreifen vermocht hat. Er greift zuweilen zu empörenden Bildern, deren Nacktheit nur ihm selbst behagt; sein tiefer Zug zu rücksichtsloser Wahrheit reizt ihn, bis auf den Grund jeder Vorstellung, jedes Gefühls hinabzusteigen und auch den dunkelsten an das heilige Licht herauszuzerren. Die Kühnheit seiner Bilder geht nicht selten über jegliches Maß hinaus, und auch die häßlichen liebt sein spitzfindiger Verstand bis in ihre Schlupfwinkel zu verfolgen.*) Den Rhythmus

*) So sagt Jerominus im ersten Akt S. 9 (freilich eins der stärksten Beispiele):

> Laß gut sein, kann es selbst mir übersetzen.
> Du meinest, weil ein seltner Fisch sich zeigt,

der Verse endlich durchbrechen häufig eigenwillige Härten, bei denen die Natürlichkeit es über die Schönheit davon trägt; hier ist seine Methode noch nicht fest: er hängt noch an äußeren Eigenheiten Shakspeare's, wovon ihn die reifere Praxis bald entwöhnt hat.

Kleist hatte mit den „Schroffensteinern" kein Problem aus einer schönen oder großen Welt gewählt; es lud ihn ein, dem Menschenschicksal in seine finsteren Irrgänge zu folgen. Wunderlich und fast rührend erscheinen mitten darin die idyllischen Anklänge, die uns an den Aufenthalt erinnern, an dem die neue Bearbeitung zur Welt kam. Seen und Wasserfälle, einsame Segel, die friedlichen Künste der Gärtnerei spielen nun in die verworrene Scenerie hinein *), und der Dichter läßt uns in sein eigenes und seiner Fischer Dasein auf der einsamen Insel blicken, wenn er Sylvester im ersten Akt zu dem Rossitzer Herold sagen läßt:

Erzähle Alles was Du weißt von Rossitz.
Denn wie wenn an zwei Seegestaden zwei
Verbrüderte Familien wohnen, selten,
Bei Hochzeit nur, bei Taufe, Trauer, oder
Wenn's sonst was Wicht'ges gibt, der Kahn
Herüberschlüpft, und dann der Bote vielfach,
Noch eh' er reden kann, befragt wird, was
Gescheh'n, wie's zuging, und warum nicht anders;
Ja selbst an Dingen, als, wie groß der Aeltste,
Wie viele Zähn' der Jüngste, ob die Kuh
Gekalbet, und dergleichen, das zur Sache

Der doch zum Unglück blos vom Aas sich nährt,
So schlüg' ich meine Ritterehre todt,
Und hing' die Leich' an meiner Lüste Angel
Als Köder auf. —

*) In der That ist es unmöglich, und offenbar durch die Vermischung alter und neuer landschaftlicher Motive unmöglich gemacht, auf dem äußeren Schauplatz des Drama's sich zurechtzufinden.

Doch nicht gehöret, sich erschöpfen muß —
Sieh Freund, so bin ich fast gesonnen, es
Mit Dir zu machen. —

Aber von dieser kurzen Romantik der ersten glücklichen Dichterzeit ist hinfort in seinen Werken und Briefen jede Erinnerung verschwunden. Als er die Schweiz verließ, galt ihm auch die Frucht dieser Zeit, „die Schroffensteiner", nichts mehr: ihn trieb es von Neuem, seinem höchsten Ideale nachzujagen.

Neuntes Kapitel.

Robert Guiskard. (Herbst 1802 bis Frühjahr 1804.)

Von schwerer Krankheit genesen, war Kleist im Herbst 1802 nach Deutschland zurückgekehrt. Er ging nach Jena und Weimar, noch in Begleitung der Schwester, die auch nach Osmannstädt mit ihm hinausfuhr, und den alten Wieland in Männerkleidung besuchte, ohne erkannt zu werden *). Dann aber trennten sich die Geschwister abermals (und dies wird Ende October oder Anfang November geschehen sein); Ulrike ging zu ihren Verwandten zurück, Kleist nach Weimar. Er hielt es für unmöglich, die Seinigen wieder aufzusuchen, ehe er mit dem Werk seines Lebens vor ihnen erscheinen könnte. In Frankfurt, scheint es, begriff man weder diese eigensinnige Entfremdung, noch was aus ihm werden sollte, und zürnte auf ihn; wenigstens schreibt er der Schwester im November (aus Weimar): „Möchte Dich der Himmel doch nur glücklich in die Arme der Deinigen geführt haben! Warum sage ich nicht, der Unsrigen? Und wenn es die Meinigen nicht sind, wessen ist die Schuld, als meine?

---

*) Vgl. Briefe an Ulrike S. 80.

Ach, ich habe die Augen zusammengekniffen, indem ich dies schrieb".

In Jena hatte ihn Schiller gut aufgenommen; dann auch Göthe in Weimar — es war ihr erstes und letztes persönliches Begegnen. Damals stand der Führer des neuen Geschlechtes auf der Höhe seiner Macht. Er hatte sich der Welt in allen Richtungen seines Genie's gezeigt und schien sich nun, in unabsehbaren Studien, über Himmel und Erde auszubreiten. Im Bund mit dem großen Freunde, dessen Dramen siegreich über die deutschen Bühnen zogen, führte er zugleich ein stolzes Regiment im ästhetischen Staat. Er verstand es, sich mit den Demagogen der Literatur, mit Kotzebue und Seinesgleichen, vornehm und mit Genuß herumzuschlagen. Grade damals hatte der große Intriguenkampf, den Kotzebue gegen die Dictatoren geführt hatte, die kleine Musenstadt an der Ilm heftig erregt; Göthe war bei solchen Dingen stets der sich selber gleiche, der alte xenienfrohe Kronion geblieben. Welch ein Anblick für den emporringenden Kleist! Und hier sah er nun auch die Stätte, wo die dramatische Kunst ihr klassisches Haus besaß. Erst im Laufe dieses Jahres waren hier Turandot und Iphigenie auf den Brettern erschienen, und die Führer der Romantiker, die Gebrüder Schlegel hatten hier — freilich mit zweifelhaftem Glück — mit ihrem „Jon" und „Alarkos" den Weg auf die Bühne gefunden. Nirgends mußten ihn so wie hier ehrgeizige Träume und Hoffnungen bewegen.

Wir wissen nichts Genaueres über diesen Weimarer Aufenthalt; nur daß Kleist fortfuhr, in wachsender Unruhe mit seinem Ideal zu ringen. Und schon damals scheint Göthe den tiefsten Blick in sein Inneres gethan zu haben. Göthe kam ihm mit Wohlwollen entgegen, aber das ganze Wesen dieses geheimnißvollen Jünglings stieß ihn ab; er hat darüber das bekannte Wort gesagt: „Mir erregte er, bei dem reinsten Vorsatz einer aufrichtigen Theilnahme, immer Schauder und Abscheu, wie ein von der Natur schön intentionirter Körper, der von

einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre" *). An diesem harten Ausspruch kann uns in der That nichts befremden. Göthe mußte in der Erscheinung Kleist's die Verkörperung jenes kranken Elements, das in seiner Jugend ihn selbst erfüllt hatte, mit dem feindseligen Gefühl empfinden, das uns überwundene Gebrechen einflößen. Auch er hatte die Leidenschaften des überstolzen Ich in seiner Brust beherbergt; er hatte Werther's tragisches Bild mit seinem Herzblut genährt; an allen Abgründen dieses Weges war er vorübergekommen, und was ihn gerettet hatte, war nur die eingeborene, aus allen Stürmen wieder emportauchende innere Harmonie, in der ihm das bindende Gesetz des Lebens vernehmlich widerklang. Er hatte den Kampf des auf sich selbst beruhenden Subjects mit allen Mächten geführt. Was er im Alter gesagt hat, hat seinen guten, tiefen Sinn: daß er „nie einen präsumptuösern Menschen gekannt hat als sich selbst": „niemals glaubte ich, daß etwas zu erreichen wäre, immer dacht' ich, ich hätt' es schon. Man hätte mir eine Krone aufsetzen können, und ich hätte gedacht das verstehe sich von selbst". Aber er hatte sich gebändigt, indem er sich zum Priester und Propheten der Schönheit weihte und die Ueberhebungen und Schmerzen seiner Brust nur wie Episoden in dem Kunstwerk seines Daseins walten ließ. Wo fand er in Kleist's Natur diese Gewähr, daß sie ihre Krankheiten selber heilen würde? Er hatte nur das Gefühl, daß hier ein zerstörender Feuergeist sich selbst verzehre, und die Gespenster seiner Jugend mochten wieder vor ihm auftauchen: der Promethus, der als Werther endet. War es doch ein ähnliches Gefühl, das ihn so lange von Byron fern hielt, der ihn erst nach und nach langsam gewann, als er immer bedeutender und glänzender hervortrat.**) Und wie wir wissen, daß Schiller in jenem harten Gericht über

*) In der Recension von Tieck's „dramaturgischen Blättern", Göthe's Werke, 35. Bd., S. 427.

**) Vgl. Göthe's Annalen: Werke, Bd. 27, S. 318.

Bürger seine eigene Vergangenheit bekämpft hat, so begreifen wir auch, wie Göthe vor der Erscheinung Kleist's wie vor einer unheimlichen Erinnerung zurückwich.

Vielleicht errieth er auch etwas von dem feindseligen Ehrgeiz, der in dem Geist dieses ungebändigten Menschen wohnte. Wir wissen aus zuverlässigen Zeugnissen, daß Kleist schon damals nichts Geringeres erstrebte, als den Herrscherthron im Reiche deutscher Kunst. Ihm schwebte das Ideal eines Trauerspiels vor, das über Göthe wie über Schiller hinausflog und nach dessen Bewältigung er mit verzweifelter Inbrunst rang. Er hat es seinem Freunde Pfuel oft gesagt *), daß es nur das eine Ziel für ihn gebe, der größte Dichter seiner Nation zu werden; und auch Göthe sollte ihn daran nicht hindern. Keiner hat Göthe leidenschaftlicher bewundert, aber auch Keiner ihn so wie Kleist beneidet und sein Glück und seinen Vorrang gehaßt. Dem Freunde gestand er in wild erregten Stunden, wie er es meinte: „Ich werde ihm den Kranz von der Stirne reißen", war der Refrain seiner Selbstbekenntnisse wie seiner Träume.

Uns erscheint dieses Wort wie der Ausbruch einer verirrten Natur, die es verlernt hat, mit reinem und frommem Sinn die Gaben des Himmels zu empfangen. Wir fühlen, daß jeder Mensch von wahrer Geisteskraft auch die Macht in sich entdecken muß, die dem Ehrgeiz verbietet, sich zur fessellosen Selbstsucht zu verzerren, und ihn das Gesetz lehrt, Jeden stehen zu lassen, wo er steht, und aus sich selbst zu machen, was er kann. Aber um Kleist's Irrwege zu begreifen, müssen wir auch den Geist seiner Zeit citiren. Was ihn so maßlos über seine Schranken hinaustrieb, war nicht ein einzelnes Gebrechen seiner Natur: es strömte ihm rings aus der Atmosphäre der ganzen geistigen Bewegung zu. Wie in jener großen Sturm- und Drangperiode war eine ehrgeizige Werdelust ohne

---

*) Auch dies ist mündliche Mittheilung.

Maß über die Jugend gekommen. Man war es bald müde geworden, Göthe und immer nur Göthe auf dem Schild zu tragen; neue Reiche sollten entstehen und neue Herren. Was Kleist gewollt hat — die klassische Poesie von Weimar durch ein neues Kunstprinzip überbieten und das Drama insbesondere durch unerhörte Combinationen steigern — das hat die ganze literarische Generation gewollt, die wir unter dem Namen der Romantiker zusammenfassen.

Wie wunderlich sich auch in diesem Streben Idealität und Egoismus, Mißverstand und Einsicht, Talent und Impotenz zusammenfinden; immerhin läßt es sich in verschiedene Massen gliedern und unter bestimmten historischen Gesichtspunkten zusammenfassen. Indem die deutsche Literatur sich durch Lessing und Göthe von der französischen Regel losrang, hatte sie mit dem reinen Instinct des Bedürfnisses an die größten Epochen der Poesie, an die Griechen und an Shakspeare angeknüpft. Mit ihrer eigenen Regeneration ging die Auferstehung dieser Unsterblichen Hand in Hand; je nationaler wir wieder zu werden suchten, desto eifriger pflegten wir das Studium solcher Vorbilder und suchten an der Hand des Britten die wahre Natur, an der Hand der Griechen die wahre Kunst zu entdecken. Die Blüthe dieses Strebens war in den Werken der Weimarer Freunde aufgegangen, und wie ein Evangelium hatte man die neue Erscheinung begrüßt. Aber unserer Literatur war nun auch die Richtung auf die Universalität gegeben; denn wie sollte sie ihren großen Zusammenhang mit der geschichtlichen Entwickelung des poetischen Geistes wieder abschwören? Indem sie sich überall das Bleibende anzueignen suchte, sah sie sich bald auf dem Wege, zu einer wirklichen Recapitulation jener ganzen Entwickelung, gleichsam zu einem Mikrokosmos zu werden. Auf der Bühne machte zuerst diese Tendenz sich geltend. Göthe und Schiller selbst griffen zu Shakspeare, Racine und Voltaire; und nun schloß sich bald der thätige Nachwuchs der Romantiker an. Calderon erschien, wie ein willkommener

Verbündeter, und mit ihm that sich eine neue geschichtliche Welt auf, die romanische Welt des Mittelalters, um die großen isolirten Endpunkte der Entwickelung, Sophokles und Shakspeare zu verknüpfen; Gehalt und Form dieser Romanen sollten nun neues Blut in die Adern unserer Dichtung gießen. So entstand ein unabsehbares Gebiet von unerhörten Combinationen, und in dem Rausch der ersten Begeisterung glaubte die romantische Jugend schon die deutsche Literatur in's Unendliche erhöht zu sehn.

Aber neben diesem Drang der Assimilation machte sich auch der speculative geltend. Die ästhetische Emancipation hatte, wie sie nicht anders konnte, auch die philosophische hervorgerufen. Das frei sich entfaltende Individuum hatte sich bald gerührt, auch auf dem Felde des Denkens seine gesetzgeberische Vollmacht zu bewähren; zuerst noch behutsam, indem es sich selber seine Gränzen steckte, dann aber durch Fichte die Lehre des absoluten Ich ohne Rückhalt verkündend. Der Glanz dieser neuen Entwickelung, dem dann die Schelling'schen Ideen neue Strahlen zuführten, fing an, bei einem Theil der Jugend die ästhetische Schule zu verdunkeln. Was von dieser Philosophie gepredigt ward, schien dem freien Subject ganz neue Entfaltungen zu eröffnen — warum nicht auch einen neuen Gehalt für die schaffende Kunst? Bei so engen und heißen Berührungen der Dichtung und der Speculation, wie jene Jahre sie in Weimar und Jena sahen, begannen sich den Jüngeren die Gränzen der großen Gebiete zu verwirren. Sie hatten unsere Weimarer Dichter philosophiren gesehen und sahen nun die Philosophen, die Fichte und Schelling, dichten; ihrer Phantasie prägte sich die Vorstellung ein, wie Dichter und Denker zusammen auf den Höhen der Menschheit wandeln, und sie meinten eine neue geheimnißvolle Epoche der Poesie aus diesem Bund heraufschimmern zu sehen.

Fast um dieselbe Zeit kam ein drittes, noch verwirrenderes Element hinzu: das Heranwachsen eines neuen religiösen

Lebens. Auch die Religion fing an, einen ihr eigenen Gehalt aus der großen ästhetischen Entwickelung zu saugen. Zwar alles Zwanges der Kirche schien das emancipirte Ich zu spotten, aber neue Priester, mit allen Stimmungen der Zeit vertraut, regten sich, um die Religion ganz aus den Tempeln und Satzungen heraus in das geläuterte Gemüth des Individuums zu verlegen und eine unsichtbare Kirche zu gründen. Mit Schleiermachers Reden über die Religion gewann dieser Drang einen gesammelten Ausdruck. Gefühl und Anschauung streben in jedem bestimmten weltlichen Handeln unaufhörlich und feindlich auseinander; nur ihre ruhige Einheit gibt uns die beseligende Fähigkeit zurück, uns in dem Wirken der Dinge auf uns von dem Unendlichen bewegen zu lassen, und diese stille Empfängniß des Gemüths ist Religion. Nicht unter einer einzelnen Form, sondern nur unter dem Inbegriff aller ist der ganze Umfang der Religion zu fassen; und in dieser neuen Kirche hat das Individuum die vollste und schönste Freiheit: „hier tritt jede einzelne religiöse Regung als eine freie Selbstbestimmung grade dieses Gemüths auf", es gibt „ein unendliches sich Bilden und Gestalten bis in die einzelne Persönlichkeit hinein, und jede von diesen ist wieder ein Ganzes und einer Unendlichkeit eigenthümlicher Aeußerungen fähig". Mit göttlicher Freiheit duldet diese Religion den Andersglauben und den Unglauben, weil „Alles, was ist, für sie nothwendig, und Alles, was sein kann, ihr ein wahres, unentbehrliches Bild des Unendlichen ist"; den „todten Buchstaben" wirft sie aus, und die „dürftige Systemsucht" verbannt sie für immer zu den Todten; ihr Ziel ist einzig, „den Weltgeist zu lieben und freudig seinem Wirken zuzuschauen". So scheint sich die Lehre vom freien und schönen Individuum nur in einer andern Richtung zu entfalten. Der Drang und Sturm der Zeit ergießt sich nun auch in diese Bahnen, und „Religion" wird ein neues Stichwort der romantischen Generation. War nicht alle Poesie aus der Religion hervorgegangen? Hatten nicht die heiligen Mythen und die himmlischen Gestalten sie mit

unsterblichem Mark genährt? War nicht die fromme Ehrfurcht des Sophokles und die Marienandacht Calderon's der feierlichste Glanz ihrer Muse gewesen? Nur aus einem neuen Mythus, aus einer neuen Religion konnte die wahre Poesie der neuen Zeit hervorgehen. Nun begann man, wie einst die griechischen Tempel, so die Heiligenkapellen des Mittelalters zu plündern, die Kunst von der Erde in den Himmel zu flüchten, hoch über dem heidnischen Weimar das Symbol des Kreuzes aufzupflanzen; und mit dem „neuen Evangelium", das, wie sie sagten, schon Lessing verkündigt hatte, erwarteten sie auch die Offenbarung einer unvergleichlichen, wahrhaft heiligen Kunst.

So floß allmählich aus den verschiedensten Quellen der Begriff der romantischen Zukunftspoesie zusammen. Man begann die Gegenwart unsäglich dürftig zu finden, und entdeckte als „das einzige Mittel, wieder etwas Großes zu erschwingen", *) die Universalität. Nun hieß es, der Dichter müsse nicht nur die umfassendsten Studien in antiker und moderner Poesie gemacht haben, er müsse in gewissem Grade auch Philosoph, Physiker und Historiker sein. An Göthe pries man vor Allem, daß er „das romantische Element" wieder aufgefunden und Werke von „unergründlicher Absichtlichkeit" damit durchdrungen habe; ja man hoffte noch, es werde mit ihm eine Schule der Poesie anheben: aber nicht eine solche von Dichtern, die ihn blindlings anbeteten oder auch nur für das höchste Muster hielten, sondern die auf der von ihm eröffneten Bahn selbständig und erweiternd fortschritten. So faßte es August Wilhelm Schlegel; derber natürlich und phantastischer sein Bruder Friedrich. Dieser verkündigte die „romantische Poesie" als eine „progressive Universal-

*) Der Ausdruck A. W. Schlegel's, in den Vorlesungen über Literatur, Kunst und Geist des Zeitalters, die er 1802 in Berlin hielt (abgedruckt in der „Europa", 2. Bd., 1. Stück). Ebenda wird erklärt (S. 83), daß „jedes Zeitalter in Rücksicht auf Poesie und Kunst vorzüglicher sei als das unsrige"; — von A. W. Schlegel erklärt, der sich immer noch für den Besonnensten unter den Romantikern gehalten hat!

poesie", für die es zunächst eine neue Mythologie zu schaffen gelte; alle Kunst, predigte er, solle Wissenschaft, und alle Wissenschaft solle Kunst werden; Poesie und Philosophie sollten vereinigt sein. Der philosophische Idealismus ward als „der Mittelpunkt und die Grundlage der deutschen Literatur" ausgerufen, und neben die „exoterische" Poesie, d. h. die Poesie auf Grundlage von Verhältnissen des menschlichen Lebens, die „esoterische" gestellt, die „über den Menschen hinausgeht, und zugleich die Welt und die Natur zu umfassen strebt, wodurch sie mehr oder weniger in das Gebiet der Wissenschaft übergeht"; und in diesem Geist sollte Novalis seinen „Heinrich von Osterdingen" gedichtet haben. Zuletzt aber waren auch „höhere Poesie und Mythologie nur Eins", und Tiecks „Genovera" eine „göttliche Erscheinung" dieser Art *): kurz, Lessing, Weimar, die ganze Gegenwart verschwand bis auf ein paar geheimnißvolle Anfänge, und man sah nur noch in die nebelreichste Zukunft.

Man begann dann auch zu dichten, wie man gepredigt hatte; und da zeigte sich nun freilich, wie es mit der Poesie der Zukunft aussah. Am unverfänglichsten nahm sich die neue Universalität noch auf dem Gebiet der Formen aus, ja sie mußte als ein verdienstliches Bemühen gelten, unserer Sprache die Glieder recht geschmeidig zu biegen und sie mit neuen Wendungen zu bereichern; aber auch hier war bald die ungeheuerlichste Barbarei erreicht. Die dramatischen Leistungen der Schule — von Friedrich Schlegel, Werner, Schütz, Fouqué — füllten sich mit künstlichen metrischen Gebänden an, in denen Anfangs-, Mittel- und Endreime gleichzeitig nebeneinander hin rollten; auch die Assonanz drängte sich in das Drama ein, dann Ottave, Sonett, Canzone, Ballate, Sestine, Decime und so weiter; zuletzt (bei Fouqué) die Allitteration. Auch Tieck er-

*) Die verschiedenen Citate sind aus besonders gedrungenen Stellen in den Organen der Romantiker, Lyceum, Athenäum und Europa, entnommen.

mangelte nicht, seinen Octavian mit so kindlichen Dilettanten-künsten aufzuputzen. Wo sollte es hier zuletzt eine Gränze geben? Als Friedrich Schlegel nichts Anderes mehr wußte, fing er an (in seiner fragmentarischen Uebersetzung des Bajazet von Racine *), den englischen Blankvers mit regelmäßigem weiblichem Ausgang und überspringenden Reimen zu versehen, nachdem er schon im Alarkos alle Zeitalter und Zonen, Senare, gräcisirende Rhythmen, weiblich endende Blankverse und jede Art von romanischen Fremdlingen durcheinander gemischt hatte — die abgeschmackteste babylonische Verwirrung, die je ein verzweifelter Poet ausgeheckt hat. Denn nie ist, trotz aller Vers- und Tonarten, ein prosaischeres Stück geschrieben worden, und ein abschreckenderes Zerrbild jener Zukunftsform des Drama's läßt sich nicht finden. Hier gehen die überlebte Raffinerie des Aeußerlichen und eine wahrhaft byzantinische Leblosigkeit kindischer Gestalten neben einander hin; es ist, als wenn in tiefer Nacht Mumien aus ihren Gräbern stiegen und ihre schlotternden Glieder schwenkten, um uns den Schein des Lebens vorzulügen.

Völlig vernichtend aber für die Poesie mußte das Eindringen der Speculation in ihren empfindlichen Organismus sein. Nur Einem unserer Dichter war es gelungen, den freien Gedanken mit der schönen Form zu vermählen, und auch dieser eine, Schiller, hatte es nur in einigen auserwählten Momenten vermocht. Nun aber füllten sich die Almanache und Gedichtsammlungen mit beschaulicher Weisheit, mit gereimten und strophischen Allegorien, als hätten die Musen den philosophischen Idealismus in der Sänfte zu tragen. Es war ein Glück, daß wenigstens das Drama mit seinen knappen Formen diese Jünger des Gedankens wenig anlocken konnte. Aber auch hier fehlte

*) Abgedruckt in der „Europa", im 2. Bande. Hier findet sich auch ein Stück „Uebersetzung" aus dem Persischen des Firdusi in Nibelungenversen — ohne Strophenabtheilung — und halb mittelhochdeutscher Sprache.

es doch an gemüthlichen Versuchen nicht. Wilhelm von Schütz, in dessen „Lacrimas“ schon alle Arten und Unarten der romantischen Schule sich zusammendrängten, verfiel später darauf, die Fichte'sche Philosophie in antikisirende Dramen hineinzudichten, und wenn er auch auf den Dank der Nachwelt hat verzichten müssen, so ward ihm doch die Genugthuung, an Fichte selbst einen zärtlichen und aufmunternden Zuhörer zu finden.

Ernsthafter begann man es mit dem religiösen Drama und der religiösen Dichtung überhaupt zu nehmen. Mit wirklicher Innigkeit hatte sich Novalis der frommen Muse in die Arme geworfen; seitdem entfaltete sich ein allgemeines Spiel mit christlichen Glaubenssätzen und Empfindungen, heiligen Gestalten und romantisch beleuchteten Symbolen. Auch das Drama verfiel dieser Alles ergreifenden Tendenz. Mit Tieck's „Genoveva“ schien das Mittelalter in einer neuen Gewandung wieder aufzuwachen und der heißblütige Calderon sich mit einem kindlich deutschen Gesicht zu präsentiren. Dann kamen die Mystik und die Propaganda, die aus dem Spiele Ernst machten und zuerst vom geheimen Bund der Frommen, dann von der Kirche sangen: Zacharias Werner erschien mit seinen „Söhnen des Thals“, dem „Kreuz an der Ostsee“, der „Weihe der Kraft“, um im Geklingel spanischer Reimgebäude die Poesie der Gnade und des frommen Fanatismus zu offenbaren. Wie sich dann Andere anschlossen und zuletzt dieses Aufleuchten neuer poetischer Religionen in Apostasie und durchaus praktischen Tendenzen unterging, das kann hier höchstens angedeutet werden.

Nach vielen Irrungen sollte diese zweite Sturm-Periode mit einer traurigen Erschöpfung enden, ohne mehr als an die Pforten ihres Ziels geklopft zu haben. Die Universalität, die Speculation, der Glaube, alle drei erwiesen sich als ohnmächtig, ein neues Princip für unsere Kunst zu bilden, und von all der haltlosen Impotenz, die sich hinter diese großen Namen geflüchtet hatte, fielen nach und nach die letzten Schleier herab. Freilich gewinnt darüber Niemand ein Recht, die dauernden

Verdienste der deutschen Romantiker zu verkleinern. Sie haben den Umfang unserer Sprache erweitert, sie haben das Mittelalter und die ferne asiatische Welt in den Kreis unserer Studien hereingezogen, sie haben die deutsche Vorzeit ausgegraben, und durch ihre rastlose Propaganda den bleibenden Gehalt unserer Literatur zum nationalen Eigenthum gemacht; ja ohne sie würden ganze Disciplinen der Wissenschaft, die jetzt den Fortschritt unserer Cultur tragen, den entscheidenden Impuls verloren haben. Aber ihr schöpferisches Streben blieb in verworrenen Anfängen stecken, und nicht die letzte Ursache ist der geräuschvolle Uebermuth, mit dem sie den eben errungenen ungeheuren Besitz erst zu überbieten, dann vollends hinter sich zu werfen suchten.

Jede geistige Revolution führt einen Ueberschuß von ungeduldiger Triebkraft mit sich, die im ersten Rausch alle Schranken der Natur zu überfliegen vermeint. Von dem Kern ihres individuellen Daseins aus hatten die Führer der ästhetischen Revolution sich ihre neue Welt erobert; was Wunder, daß das gegebene Vorbild auch die Unberufenen verführte? Bei den Romantikern ward es schnell zur stillen Tradition, daß jedes strebende Ich, indem es um sich her so mannigfache Verderbniß und fremdartige Elemente sah, von sich aus den Aufbau eines neuen Hauses zu beginnen habe, und nur im Ich und dessen Idealen wollte man den Angelpunkt seines Daseins finden. Männer wie A. W. Schlegel verkündigten, „auch wenn man ganz allein bliebe und gar nicht auf einen sich erweiternden Bund gemeinschaftlich strebender Geister rechnen dürfte, so wäre man darum nicht weniger berechtigt zu sagen, es fange eine neue Zeit an, sobald man es in sich fühle" *). Mit beredter Unzufriedenheit gab man die Gegenwart preis und endete damit, nicht blos die ganze Aufklärung des 18. Jahrhunderts, auch die Entdeckung des Schießpulvers, die Auffindung von Amerika und

*) In den oben citirten Berliner Vorlesungen (Europa II, 1, 87).

Indien, und die Erfindung der Buchdruckerkunst als die Zerstörer der schönen romantischen Welt zu verdammen. Von solchen Lehrern lernte die idealistisch gesinnte Jugend, den Sinn von der Wirklichkeit völlig abzuwenden und „Gewinn und Lust einzig im Innern ihres eigenen Treibens zu suchen“; sie lernte, mit der ihnen als heilig angepriesenen Keckheit Vieles, was sie bisher hochgeachtet, als gemein und gering von sich abzustreifen, und, um nicht für schwächlich zu gelten, sich trotzig und übermüthig zu geberden*). Was Tieck, in gereifteren Jahren, an sich selber schwer beklagt hat, das gehörte damals zur eigentlichen Signatur der Zeit: „Schwelgen im Geist, Uebermuth im Projectiren, Spielen mit dem Leben“.

Wir sehen in alledem die verzerrte Wiederholung jener drangvollen Zeit, aus der unsere Göthe und Schiller heraufgekommen waren. In keiner Gestalt der romantischen Periode aber wird die Verzerrung so zur erschreckenden Carricatur, wie in Friedrich Schlegel, der mit blendender Frühreife revolutionärer Kühnheit begann und im vollendeten Abfall von allen guten Geistern seiner Jugend endete. Als er auftrat, schien er mit klarem Bewußtsein das große Werk unserer Klassiker fortzusetzen, und indem er die Majestät ihrer Vorbilder, der Griechen, geschichtlich zu begreifen unternahm, eilte er zugleich Allen voran, der Nation die bedeutungsvolle Erscheinung Göthe's auszulegen. Aber Schritt für Schritt läßt sich nun verfolgen, wie dieser glänzende Geist der Divination in den rastlosen Wendungen des Ehrgeizes und der Eitelkeit unterging. Es ließ ihn nicht ruhen, den Ruhm eines unerhörten Fortschritts an seinen Namen zu knüpfen. Da ihm die reinen Quellen der künstlerischen Schöpferkraft nicht strömten, wühlte er sich in alle Gänge hinein, in denen er einen prophetischen Schein aufleuchten sah,

---

*) Vgl. Varnhagen's Denkwürdigkeiten I, 278 ff., 306, 311 ꝛc.; „Europa“ II, 1, 69 ff.; Fr. v. Raumer's Lebenserinnerungen, II, 140; u. A. m.

und spürte auf dem ganzen Gebiet der Möglichkeit nach der großen Aufgabe seines Lebens. Indem er Sokrates, Plato und Shakspeare combinirt, findet er die romantische „Ironie", die sich ihm bald in „logische Schönheit", bald in die „Form des Paradoxen", bald in „transcendentale Buffonerie", oder in „klares Bewußtsein des unendlichen Chaos" verwandelt, und tröstet sich, in ihr ein neues Princip der Kunst gefunden zu haben: fortan soll das Kunstwerk als ein schlechthin freies Erzeugniß der Phantasie aus dem subjectiven Geist hervorgehen, der, um sich nicht in sein Werk zu verlieren, es mit Ironie hervorbringen muß. Dann ergreift er den in der Luft umherschweifenden Begriff der Universalität und entdeckt seine „progressive Universalpoesie". Der Fichte'sche Idealismus eröffnet ihm wiederum eine andere Zukunft, und nun soll alle Kunst Wissenschaft, alle Wissenschaft zur Kunst werden. Er verspürt die neuen religiösen Zuckungen der Zeit und erfindet seine „Religion der Liebe", als deren Dichter er mit dem paradoxesten aller „Romane", mit der „Lucinde" auftritt; sein Geist beginnt geradezu zu schwärmen: „wer Religion hat", predigt er nun, „wird Poesie reden; aber um sie zu suchen und zu entdecken, ist Philosophie das Werkzeug"; Poesie und Philosophie sind nur noch verschiedene Sphären, Formen oder Factoren der Religion. Die romanische Kunst des Mittelalters tritt mit Calderon in Alles fortreißendem Glanz hervor: das führt ihn auf neue Combinationen, und im „Alarkos" eilt er das Ideal des romantischen Zukunftsdrama's aufzustellen, „ein Trauerspiel nach dem Ideal des Aeschylus, aber in romantischem Stoff und Kostüm". In dem Gefühl seines unbefriedigten Ich hat er um sich her „die gänzliche Verderbtheit Europa's" vor Augen: er wandert im Geist nach Indien aus, wo er die wunderbare Mystik heiliger Bücher entdeckt, und findet hier die Trennung der Poesie und Philosophie aufgehoben, die ihm nun nichts mehr als „eine blos Europäische Ansicht" ist. Und während immer noch von Zeit zu Zeit der alte große Instinkt in ihm aufleuchtet, der ihn

einst zu den weltgeschichtlichen Vorbildern gezogen hat und ihn jetzt Wolfram von Eschenbach und die ganze eigenthümliche Größe unserer mittelhochdeutschen Poesie entdecken lehrt, führt ihn zuletzt die Krankheit des Ehrgeizes zu Phantasien, die sich vom wirklichen Irrsinn nähren*), bis er in der alten Mutterkirche den festen Kern für sein verschwimmendes Dasein sucht, „sich (wie Tieck selber es ausdrückte) aus der Unermeßlichkeit in kleine Dürftigkeit zurückzieht und im Gespenstischen, Fremden, Willkürlichen, im Abenteuer und Aberglauben die höchste Weisheit findet".

Wir haben gesehen, der überspannte Trieb, der sich in

---

*) Man braucht nur an einige Beispiele dieser Art in der „Europa" zu erinnern (II, 1, S. 162 ff., 180 ff.). Dort wird mit bitterem Ernste und dem vollen Bewußtsein des speculativen Esprit entwickelt, wie „keine Kunst so geeignet scheint der Mittelpunkt aller übrigen zu werden, als der Tanz", und wie in dieser „Kunst", obwohl sie noch weiter und reiner muß entwickelt werden, „doch schon manche Räthsel anderer Künste und Wissenschaften sich lösen". Und die Poesie der Zukunft verwandelt sich ihm vollends in ein mitternächtiges Gespenst; man muß darüber einen Augenblick den „Erzähler" in dem dort abgedruckten Kunstgespräche hören: „. . . Wir befinden uns in der schmerzhaftesten Zeit der Weltgeschichte. Die Weltseele scheint noch, ein unerzogenes Mädchen, mit ihrer Bildung aus Erdschollen zu spielen, sie hängt fast immer einen gewaltigen Geist und ein gewaltiges Schicksal einem schwachen Körper zum Schabernack an. Dann brennt das Licht über die Laterne hinaus, jeder der sie anfaßt verbrennt sich die Hand, zuckt und zeigt der Welt die Nervenzufälle, unter denen Europa leidet, dahingegen wir jenes Licht mit seiner Laterne endlich in eine unordentliche Masse zusammenschmelzen sehen, und das nennen wir Wahnsinn. [Gerade damals war es dem unglücklichen Hölderlin so ergangen.] Die Wahnsinnigen sind die modernen Helden, die zuckenden Nervenkranken, die für nichts, für kein heiliges Grab, für kein milderes Klima streitenden Völker; das ist in wenigen Worten der Zeitgeist. Europa ist also in diesem Zeitraum weder tragisch noch komisch, und ein kühner Dichter, der diesen Geist aufzufassen vermöchte und sich von allen Schlingen des bisherigen Theaterwesens losmachte, würde weder Lachen noch Weinen, sondern unmittelbar Nervenzuckung hervorbringen".

Kleist's titanischen Entwürfen verrieth, wuchs auf dem gemeinsamen Boden jener revolutionären Zeit. Das ist es, was auch ihn zum Romantiker macht: in allem Andern freilich hatte er nicht viel mit ihnen gemein. Weder die Lehre von der Universalität, noch der Cultus der romanischen Poesie, am wenigsten Speculation und Religion vertrugen sich mit seiner künstlerischen Persönlichkeit. Er hatte keinen Sinn mehr für das Vielwissen und für das kritische Verhalten des Geistes; er haßte die Speculation, seit sie ihm ihre Schranken verrathen hatte; der Religion gegenüber blieb er ein märkischer Sohn des 18. Jahrhunderts; als Dichter aber war er ganz und gar von germanischer Art erfüllt. Er konnte sich die Schönheit nicht ohne ihre Schwester, die Wahrheit, denken. Eben das, was ihn im Schiller'schen und Göthe'schen Drama das Höchste vermissen ließ, trennte ihn auch von den Romantikern des Tages: sein Bedürfniß, die vollendete Form mit der starren Treue gegen die Natur, den Zauber der Schönheit mit allen Schrecken der dämonischen Tragik des Menschendaseins zu vereinigen. Die Muse sollte nichts verschleiern, nur in eine hohe Region sollte sie ihre Stoffe emporheben und die rücksichtslos aufgegriffene Wirklichkeit durch große Verhältnisse adeln. War nicht Shakspeare der Dichter in diesem Sinne? Mit Unrecht hatten Göthe und Schiller, indem sie sich nach den Griechen bildeten, auf die Wiedererweckung der Shakspeare'schen Kunst verzichtet. Sollte es unmöglich sein, die mächtige Eigenart der Einen und des Andern zu einer großen Harmonie zusammenzustimmen; Aeschylus und Shakspeare auf deutschem Boden ineinanderzuschmelzen? Dieser größte Triumph mußte dem deutschen Genius noch vergönnt, noch vorbehalten sein; und wer ihn ahnte, mußte ihn auch, mit dem Aufbieten aller seiner Kraft, erreichen können.

Daß dies der eigentliche Traum seiner Seele war, errathen wir unzweideutig aus dem überbliebenen Fragment des Guiskard, aus zerstreuten Andeutungen und aus dem ganzen Charakter seiner Kunst. Und es ist leicht zu sagen, daß diesem

ehrgeizigen Traum ein richtiges Gefühl zu Grunde lag. Man verkennt heute so wenig wie damals, daß die dramatischen Leistungen von Weimar weder den Umkreis der menschlichen Natur, wie Shakspeare, noch den ganzen Gehalt der Nation, wie die griechischen Tragiker, erschöpften; und das künstlerische Princip, auf dem Schiller und Göthe nach langen Kämpfen ausruhten — so unvergleichliche Offenbarungen der Schönheit es auf dem epischen und lyrischen Gebiet heraufführte — schnitt der tragischen Muse von vornherein ihre mächtigsten Entfaltungen ab. Nicht blos der unzulängliche Inhalt der Zeit, auch die Individualität unserer beiden Klassiker lenkte sie von dem ganzen Gebiete ab, auf dem die dämonischen Leidenschaften herrschen und aus den Abgründen der Menschheit heraufsteigen. Hatte doch Göthe stets tragische Gegenstände lieber vermieden als aufgesucht, und in den Jahren der höchsten Reife und Kraft meinte er, er erschrecke schon vor dem Unternehmen, eine wahre Tragödie zu schreiben, ja er sei beinahe überzeugt, daß er sich durch den bloßen Versuch zerstören könnte*). Und Schiller, den seine Natur ungleich mehr zu pathologischen Stoffen hinzog, war doch (ungefähr um dieselbe Zeit) zu dem Ideal eines ganz wunderbaren Idyll's gelangt, in dem „der Begriff eines völlig aufgelösten Kampfes sowohl in dem einzelnen Menschen, als in der Gesellschaft" sich verwirkliche, „aller Gegensatz der Wirklichkeit mit dem Ideale vollkommen aufgehoben" sei und „die Ruhe der Vollendung" „von dem Gefühl eines unendlichen Vermögens begleitet werde"; und als er von solchen Träumen wieder zur Bühne zurückkehrte, sann er hier auf die Einführung „symbolischer Behelfe", um „durch Verdrängung der gemeinen Naturnachahmung der Kunst Luft und Licht zu verschaffen", und mochte immer noch gerne hoffen, daß aus der Oper „wie aus den Chören des alten Bachusfestes das Trauerspiel in einer edleren Gestalt sich loswickeln sollte" **). Ja er hat später wirklich

*) Schillers und Göthe's Briefwechsel, 2. Ausgabe, I, 414.

**) Vgl. Schiller's Werke, XII, S. 231; Göthe's und Schiller's

einen Versuch in dieser Richtung gemacht, und wenn auch in seinen Meisterwerken diese romantischen Anläufe verschwinden, sie sprechen doch auch in ihrer Art das Geheimniß seines Mangels und die tiefe Kluft zwischen der Schiller'schen und der Shakspeare'schen Kunst und Welt aus.

Indem Kleist das alles, dunkler oder deutlicher, empfand, hatte er sich das Ideal gebildet, von dem wir geredet haben, und sich tiefer und tiefer in den Gedanken eingewühlt, in seiner Tragödie „Robert Guiskard" müsse er es erreichen. Er hatte schon mehr als einen Anlauf nach diesem einzigen Ziel genommen; so oft er sah, daß ihm die Kraft noch erlahmte, legte er den Plan zurück und nahm etwas Anderes vor; stets aber schwebte ihm als höchste und letzte Leistung der Guiskard vor der Seele — denn nach dessen glücklicher Vollendung wünschte er zu sterben*). Es ist uns unbekannt, wie er auf den Stoff gekommen ist und wodurch er ihn so ganz besonders mag begeistert haben; die Geschichte weiß nichts von einer Tragödie in Guiskard's Leben, und es ist höchst wahrscheinlich, daß Kleist den historischen Mantel nur lose um die eigene freie Erfindung zu hängen dachte. Dafür spricht vor Allem die Manier, in der er zeitlebens seine Stoffe behandelt hat. Nie hat er aus der Geschichte mehr als die äußere Anknüpfung und nach

---

Briefwechsel, I, 430 ff. „In der Oper", fährt Schiller in der oben citirten Stelle fort, „erläßt man wirklich jene servile Naturnachahmung, und obgleich nur unter dem Namen von Indulgenz, könnte sich auf diesem Wege das Ideale auf das Theater stehlen. Die Oper stimmt durch die Macht der Musik und durch eine freiere harmonische Reizung der Sinnlichkeit das Gemüth zu einer schönern Empfängniß: hier ist wirklich auch im Pathos selbst ein freieres Spiel, weil die Musik es begleitet, und das Wunderbare, welches hier einmal geduldet wird, müßte nothwendig gegen den Stoff gleichgültiger machen".

*) Auch diese Notizen gebe ich nach mündlicher Mittheilung; sie werden weiterhin durch den ganzen Zusammenhang ihre Bestätigung finden.

Willkür einzelne farbige Züge entnommen; mit ihren Daten wie mit ihren Personen schaltet er souverain, ja auch von dem Geist der Zeit sucht er nur eine allgemeine Empfindung zu erregen, ohne ihm je seine individuelle und nationale Behandlungsart zu opfern: und in alledem schließt er sich offenbar an das Vorbild Shakspeare's an.

Kleist hatte sich in Weimar mit allem Eifer auf den dritten Versuch, seinen Guiskard zu vollenden, geworfen. Er arbeitete, so gut es ging, in einem sehr unzulänglichen Quartier wie er es in der Eile hatte finden können, und hatte wenigstens die Genugthuung, von seinen Freunden das höchste Lob über diese neuen Anfänge zu erfahren. „Mein liebes Ulrikchen", schreibt er der Schwester am 9. Dezbr., „der Anfang meines Gedichtes, das der Welt Deine Liebe zu mir erklären soll, erregt die Bewunderung aller Menschen, denen ich es mittheile. O Jesus! wenn ich es doch vollenden könnte!" Wer die Freunde waren, denen er sein Geheimniß preisgab, wissen wir zwar nicht mehr; nur daß der jüngere Wieland ohne Zweifel darunter war. Mit diesem war Kleist von der Schweiz aus eine Zeit lang gereist und fand Gelegenheit, ihm einen wesentlichen Dienst zu leisten; dann traf er wieder in Weimar und auf des Vaters Gut in Osmanstädt (zwei Stunden von Weimar) mit ihm zusammen. Und hier lernte er denn auch den alten Wieland kennen und gerieth mit ihm bald in ein näheres Verhältniß.

Wieland kam sonst den jungen Romantikern nicht eben sehr wohlwollend entgegen; besonders gegen die Führer der Partei hatte er Manches auf dem Herzen. Er war alt geworden und fand überhaupt, daß das goldene Zeitalter der Literatur schon vorüber sei; das kecke polemische Treiben der Schlegel, die wunderliche Mystik des Novalis und seiner Nachtreter waren ihm vollends antipathische Dinge, und daß ihm selber im „Athenäum" übel mitgespielt worden war, hatte seine Stimmung nicht verbessern können. Aber das ritterliche, adelige

Wesen Kleist's gewann ihm bald ein herzliches Interesse ab. „Wiewohl mir", erzählt er selbst, „nichts mehr zuwider und peinlicher ist als ein überspannter Kopf, so konnte ich doch seiner Liebenswürdigkeit nicht widerstehen. So oft dies, in meinem ganzen Leben, bei einer neuen Bekanntschaft, die ich machte, der Fall war, entrainirte mich meine natürliche Offenheit und Bonhommie weiter als die Klugheit einem kaltblütigen Menschen erlauben würde. Desto zurückhaltender hingegen war Kleist, und etwas Räthselhaftes, Geheimnißvolles, das tiefer in ihm zu liegen schien, als daß ich es für Affectation halten konnte, hielt mich in den ersten zwei Monaten unserer Bekanntschaft in einer Entfernung, die mir penibel war, und vermuthlich alles nähere Verhältniß zwischen uns abgeschnitten hätte, wenn ich nicht durch meinen Sohn erfahren hätte, daß Kleist sich in seinem Quartier zu Weimar so schlecht befinde, daß er eine Einladung, die übrige Zeit, die er sich noch in unserer Gegend aufzuhalten gedächte, bei mir in Osmanstädt zu wohnen, mit Dank annehmen würde. Sogleich erging diese Einladung an ihn; er nahm sie an, bezog an einem der ersten Tage des Januars ein Zimmer in meinem Hause und war von dieser Zeit an, neun oder zehn Wochen, mein Commensal auf eben dem Fuß, als ob er zu meiner Familie gehörte".

Schon die Weihnachtsfeiertage hatte Kleist in Osmanstädt zugebracht und bereits die Gefahr empfunden, die ihm von Wielands anmuthiger Tochter drohte. „Ich habe mich nun", schreibt er am Ende des Jahres an Ulrike, „trotz einer sehr hübschen Tochter Wielands entschlossen, ganz hinauszuziehen. Ich warte nur auf das Geld, um welches ich Dich gebeten habe (es war der letzte Rest seines Vermögens), um nun zuletzt auf den Platz hinzugehen, an welchem sich mein Schicksal endlich, unausbleiblich und wahrscheinlich glücklich entscheiden wird; denn ich setze meinen Fuß nicht aus diesem Orte, wenn es nicht auf dem Weg nach Frankfurt sein kann". Man sieht, wie ihn ganz der eine Gedanke erfüllt, mit seiner Tragödie ins Reine zu kommen, und

wie ihn die Ungeduld verzehrt, sich diese Lösung gleichsam im Fluge zu erzwingen.

Dem alten Wieland konnte natürlich das geheimnißvolle Brüten seines Gastes nicht unbemerkt bleiben. Unter mancherlei Absonderlichkeiten, die an ihm auffallen mußten, war eine seltsame Art der Zerstreuung, wenn man mit ihm sprach, so daß z. B. ein einziges Wort eine ganze Reihe von Ideen in seinem Gehirn wie ein Glockenspiel anzuziehen schien, worauf er von dem, was man ihm sagte, nichts weiter vernahm und also auch jede Antwort schuldig blieb. Eine andere Eigenheit, die zuweilen an Verrücktheit zu grenzen schien, war die, daß er bei Tisch sehr häufig etwas zwischen den Zähnen murmelte, und dabei die Miene eines Menschen hatte, der sich allein glaubt, oder mit seinen Gedanken an einem andern Orte und mit ganz anderen Gegenständen beschäftigt ist. Wieland, der mit seinen Gästen auf einem durchaus gemüthlichen Fuß zu verkehren und durch seine herzliche Liebenswürdigkeit Jeden aufzuschließen gewohnt war, sah mit Beunruhigung diesem verschlossenen Treiben zu; Kleist schien ihn wie ein Sohn zu lieben und zu ehren, aber zu einem offenen und vertraulichen Benehmen war er nicht zu bringen. Endlich aber fand sich einmal die Stunde, wo er seinem väterlichen Freund gestehen mußte, daß er in solchen Augenblicken von Abwesenheit mit seinem Drama zu schaffen habe. Wieland forschte nun weiter, und Kleist entdeckte ihm zögernd, daß er an einem Trauerspiel arbeite, aber ein so hohes und vollkommenes Ideal davon seinem Geiste vorschwebe, daß es ihm noch immer unmöglich gewesen sei, es zu Papier zu bringen. Er habe zwar schon viele Scenen nach und nach aufgeschrieben, aber er vernichte sie immer wieder, weil er sich selbst nichts zu Dank machen könne. Wieland gab sich nun alle ersinnliche Mühe, ihn zu bewegen, daß er sein Stück nach dem entworfenen Plan ausarbeite und fertig mache, so gut es gerathen wolle, und ihm dann mittheile, damit er ihm seine Meinung darüber sagen könne. Oder wenn er das Letztere nicht

wolle, so möge er es wenigstens für sich selbst vollenden, um es dann besser übersehen, das Nöthige ändern, kurz alle Theile zu der vollkommenen Harmonie, nach der er strebe, zusammenstimmen zu können. Aber Kleist war zu alledem nicht zu bewegen. Zuletzt, nach vielen vergeblichen Versuchen und Bitten, nur eine einzige Scene von diesem verhängnißvollen Werk zu Gesicht zu bekommen, gelang es dem Alten in einer glücklichen Nachmittagsstunde, seinen Gast so treuherzig zu machen, daß er ihm einige Hauptscenen und Fragmente aus dem Gedächtniß mit großem Feuer recitirte. Wieland gerieth in die äußerste Bewunderung. Er gab es in seiner Art durch die herzlichsten Ausbrüche, noch mehr aber durch seine innerlichen Bewegungen zu erkennen. Das ergriff den heftig erregten Dichter so gewaltig, daß ihm vor Freude die Sprache verging, er zu Wielands Füßen niederstürzte und seine Hände mit heißen Küssen überströmte *).

Die wenigen Scenen hatten auf Wieland in der That einen Eindruck von der allerhöchsten Art gemacht. Er hatte sofort die Empfindung — die für Kleist nicht schmeichelhafter sein konnte — daß, wenn die Geister des Aeschylus, Sophokles und Shakspeare sich vereinigten, eine Tragödie zu schaffen, sie das sein würden, was „Robert Guiskard", sofern nur das Ganze jenen Scenen entspräche. Für den Alten war es von diesem Augenblick an entschieden, daß Kleist dazu geboren sei, die große Lücke in unserer dramatischen Literatur auszufüllen, die auch nach seiner Meinung von Schiller und Göthe noch offen gelassen war. Er war nun voll Feuereifer, ihn zur Vollendung seines Werkes zu bewegen, und Kleist versprach in der ersten Rührung alles Gute. Wirth und Gast kamen nun überhaupt zu einem herzlicheren Zusammenleben. Wieland erzählte dem jungen Freund seine Lebensgeschichte, und dieser schrieb sie

*) Man vergleiche die Erzählung Wielands bei Bülow S. 34 ff. und die Briefe an Ulrike, S. 82.

auf; und es fing an, ihm in der Welt wieder recht wohl zu werden. „In Kurzem“, meldet er Ulriken Ende Januar, „werde ich Dir viel Frohes zu schreiben haben; denn ich nähere mich allem Erdenglück“. Zu der Bewunderung des Vaters kam auch die unverkennbare Neigung der Tochter, um ihn zu fesseln. Aus seinen Andeutungen ersehen wir, daß sie ihm ihre Liebe nicht verbarg, und er scheint ihr sein Herz nicht minder geschenkt zu haben; kaum zu bezweifeln ist, daß der Alte das alles mit Freuden sah und daß er Willens war, ihm seine Tochter zu geben *). Und auch seine Angehörigen in Frankfurt scheinen von dieser Wendung der Dinge eine glückliche Zukunft für ihn gehofft zu haben.

Aber Kleist war schon damals der Sklave seiner fixen Idee geworden. Er wollte von dieser Erde nichts, als den Sieg über das Ideal, das ihm vor der Seele schwankte, und immer von Neuem begann er irre an seiner Kraft zu werden. Was er zu Stande brachte, genügte ihm nicht; die Freude über Wieland's Bewunderung hielt vor seiner grübelnden, unbarmherzigen Selbstprüfung nicht Stich; er verzweifelte, seine Tragödie in Osmanstädt, wie er gewollt hatte, zu vollenden. Und was konnte ihm dann die Liebe eines Mädchens sein? Er fühlte sich heimathlos und unberufen, sich einen eigenen Herd zu bauen, so lange er mit sich selber nicht im Reinen war. Er ward wieder stumm gegen den guten Alten, und um ihn nicht zu quälen, fand Wieland nöthig, ihm von dem „Guiskard“ so wenig wie möglich zu sprechen. Ja schon dachte der Ruhelose darauf, von diesem Ort der verlockendsten Freuden zu entfliehen. „Ich habe hier mehr Liebe gefunden als recht ist“, schreibt er noch im Januar an die Schwester, „und muß über kurz oder lang wieder fort; mein seltsames Schicksal“! Nur bis zum Frühjahr wünschte er noch zu bleiben; aber er hielt es

*) Vgl. Briefe an Ulrike S. 84.

nicht bis dahin aus. Schon im Anfang des März zog er wieder von dannen.

Am 13. März finden wir ihn in Leipzig, von wo er Ulriken diesen neuen Wechsel meldet. „Ich weiß nicht, was ich Dir über mich unaussprechlichen Menschen sagen soll. — Ich wollte, ich könnte mir das Herz aus dem Leibe reißen, in diesen Brief packen und Dir zuschicken. — Dummer Gedanke! Kurz, ich habe Osmanstädt wieder verlassen. Zürne nicht! Ich mußte fort und kann Dir nicht sagen, warum? Ich habe das Haus mit Thränen verlassen, wo ich mehr Liebe gefunden habe, als die ganze Welt zusammen aufbringen kann, außer Du! — Aber ich mußte fort! O Himmel, was ist das für eine Welt! Ich brachte die ersten folgenden Tage in einem Wirthshause zu Weimar zu und wußte gar nicht, wohin ich mich wenden sollte. Es waren recht traurige Tage! Und ich hatte eine recht große Sehnsucht nach Dir, o Du, meine Freundin! Endlich entschloß ich mich, nach Leipzig zu gehen. Ich weiß wahrhaftig kaum anzugeben, warum? — Kurz, ich bin hier“.

Er warf sich in Leipzig von Neuem auf seine Tragödie: „Ich nehme hier Unterricht in der Declamation“, meldet er weiter, „bei einem gewissen Kerndörffer. Ich lerne meine eigene Tragödie bei ihm declamiren. Sie müßte, gut declamirt, eine bessere Wirkung thun, als schlecht vorgestellt“. „Sie würde — setzt er mit aufflammendem Stolz hinzu — mit vollkommener Declamation vorgetragen, eine ganz ungewöhnliche Wirkung thun“. Mittlerweile war die „Familie Schroffenstein“ (anonym) im Druck erschienen. Sie fand, so sehr sie im Ganzen unbeachtet blieb oder als ein fremdartiges Product vorüberging, doch auch einige vielversprechende Anerkennung. In der Zeitschrift Kotzebue's, dem „Freimüthigen“, der sonst die Romantiker mit Fanatismus bekämpfte, ward dieses Trauerspiel sogar wie ein Phänomen gepriesen. Der Recensent (der talentvolle L. F. Huber) meldete seinen Lesern „die Erscheinung eines neuen Dichters, eines unbekannten und ungenannten, aber wirklich

eines Dichters", und sprach die begeisterte Hoffnung aus, daß „endlich doch wieder ein rüstiger Kämpfer um den poetischen Lorbeer aufstehe, wie ihn unser Parnaß gerade jetzt so sehr braucht". „Das Treffliche Göthe's und Schiller's hat wirklich dieses Genie genährt; ja so wenig der seltsame Stoff und die vielen Lücken der Bearbeitung eine Vergleichung dieses Drama's mit den Meisterstücken jener Dichter zulassen, so ist es doch schon die Frage, ob die Details in Göthe's und Schiller's dramatischen Werken von eben dem wahrhaft Shakspeare'schen Geiste zeugen, wie manche Details des Ausdrucks und der Darstellung in dieser Familie Schroffenstein . . . Dieses Stück ist eine Wiege des Genius, über der ich mit Zuversicht der schönen Literatur unsers Vaterlandes einen sehr bedeutenden Zuwachs weissage. Der Verfasser mag vielleicht zu den außerordentlichen Geistern gehören, deren Entwickelung bis zu der Reife selten ohne einige Bizarrerien und Unarten abläuft. Doch eben, weil er zu diesen gehört, ist unmöglich zu besorgen, daß es der leidigen Sekte, die durch ihre Proselytenmacherei die Blüthe unserer Jugend zu vergiften droht, je gelingen werde, ihn an sich zu ziehen. Er muß, um seine Bestimmung zu erfüllen, einst etwas viel Besseres machen, als seine Familie Schroffenstein . . ." Auch in Spazier's „Zeitung für die elegante Welt" wurden die Schroffensteiner als ein sehr geniales, für die Zukunft des Dichters viel versprechendes Werk bezeichnet; und in der „neuen allgemeinen deutschen Bibliothek" gestand Langer dem jungen Dichter wenigstens ein nicht gemeines Talent zu, von dem freilich mit vielem Guten auch viele Verirrungen zu befürchten seien. Kleist bekam zunächst die schmeichelhafte Kritik Huber's (die er dem Kotzebue selber zuschrieb) in die Hände. Er konnte nicht umhin, die Seinigen darauf hinzuweisen. „Leset doch einmal", schreibt er Ulriken (am 14. März), „im 34. oder 36. Blatt des „Freimüthigen" den Aufsatz: Erscheinung eines neuen Dichters. Und ich schwöre Euch, daß ich noch viel mehr von mir weiß, als der alberne Kauz, der Kotzebue. Aber ich muß Zeit

haben, Zeit muß ich haben. — O Ihr Erinnyen mit Eurer Liebe! — Frage aber mit Behutsamkeit nach diesem Blatte, damit der litterarische Spürhund, der Merkel *), nicht rieche, wer der neue Dichter sei? Es darf überhaupt Niemand als etwa meine allernächsten Verwandten erfahren, und unter diesen auch nur die verschwiegenen. — Auch thut mir den Gefallen und leset das Buch nicht. Ich bitte Euch darum. Es ist eine elende Scharteke. Kurz, thut es nicht. Hört Ihr"?

Man sieht, wie sehr er mit seinem Ideal über die „Schroffensteiner" hinaus war; und zugleich, wie sehr er noch immer auch gegen seine Nächsten sich verschloß. Er hatte nicht den ruhigen Muth, mit offenem Visir als Poet vor seine guten Frankfurter zu treten und das Kopfschütteln der „vernünftigen Leute" hinzunehmen. In Leipzig scheute er sich, seine gelehrten Freunde aufzusuchen, um ihren Fragen auszuweichen; und nichts ist bezeichnender, als die Art, wie wenigstens einmal sein Herz sich öffnete und nun gleich einer Mine explodirte, liebenswürdig und krankhaft zugleich. „Vorgestern", erzählt er Ulriken, „faßte ich ein Herz und ging zu Hindenburg (zu dem ehrwürdigen Alten, dem Mathematiker, den er 1801 auf der Reise nach Paris hatte kennen lernen). Da war große Freude. „Nun, wie stehts in Paris um die Mathematik?" — Eine alberne Antwort von meiner Seite, und ein trauriger Blick zur Erde von der seinigen. — „So sind sie blos so herumgereiset?" — Ja, herumgereiset. — Er schüttelte wehmüthig den Kopf. Endlich erhorchte er von mir, daß ich doch an etwas arbeite. „Woran arbeiten Sie denn? Nun! Kann ich

*) Garlieb Merkel war zu jener Zeit in Berlin einer der bekanntesten und giftigsten Widersacher der Romantiker, dessen Art zu polemisiren in der That etwas Krötenhaftes hatte; eine ganz gewöhnliche Recensentennatur und wegen seiner Bissigkeit verrufen, obwohl er doch (wie Varnhagen in seinen Denkwürdigkeiten I, 305 erzählt; vgl. ebendaselbst S. 350) bei vielen Leuten noch als eine Stütze der guten, d. h. altbacken aufgeklärten, Literatur galt.

es denn nicht wissen? Sie brachten diesen Winter bei Wieland zu; gewiß! gewiß!" — Und nun fiel ich ihm um den Hals und herzte und küßte ihn so lange, bis er lachend mit mir überein kam: der Mensch müsse das Talent anbauen, das er in sich vorherrschend fühle. — Ob ich nicht auch mit Wünschen so fertig werden könnte? Und Huth? und Hüllmann?" *)

Inzwischen hatte man in Osmanstädt den unsteten Flüchtling, wie es scheint, noch nicht aufgegeben. Wieland hatte seinen Landsitz verkauft und wollte zum 1. Mai wieder nach Weimar ziehen, der 3. Mai sollte zu seiner Ehre mit einem großen Fest gefeiert werden; man lud auch Kleist dazu ein. „Alles, was süß ist, lockt mich", ruft er schmerzlich aus; „was soll ich thun?" Zu allen seinen Leiden kam hier in Leipzig das Gefühl der Verlassenheit hinzu; auf der Flucht vor den Fesseln der Liebe ward es ihm unerträglich, einsam herumzuirren; es zog ihn nach Hause zu den Seinigen, damit er wenigstens eine feste Stätte fände. Noch aus Leipzig schreibt er Ulriken: „Wenn Ihr mich in Ruhe ein paar Monate bei Euch arbeiten lassen wolltet, ohne mich mit Angst, was aus mir werden werde, rasend zu machen, so würde ich — ja, ich würde!" Und am Schluß dieses Briefes bricht sein ganzes sehnsüchtiges, treues Herz hervor: „Küsse", schreibt er, „küsse in meinem Namen jeden Finger meiner verehrungswürdigen Tante! Und wie sie, den Orgelpfeifen gleich, stehen, küsse sie alle von der Obersten bis zur Letzten, der kleinen Maus aus dem Apfelkern geschnitzt **)! Ein einziges Wort von Euch, und ehe Ihr's Euch verseht, wälze ich mich vor Freude in der Mittelstube. Adieu! Adieu! Adieu! O Du meine Allertheuerste"!

Indessen Kleist kam weder nach Frankfurt noch nach Weimar

---

*) Der Leser erinnert sich dieser Namen aus Kleist's Frankfurter Studentenzeit; vgl. oben S. 38.

**) Das jüngst geborene erste Kind seiner Schwester Auguste, die sich im Jahr vorher verheirathet hatte.

zurück; von Leipzig wanderte er nach Dresden weiter. Schritt für Schritt sehen wir nun die Krankheit seiner Seele wachsen. Ihm ward vor sich selber bange, und dieses Gefühl verwandelte sich ihm in die seltsame Vorstellung, daß seine Verwandten von einer unvernünftigen Angst über ihn erfüllt seien *); er verzweifelte abermals an sich, und wußte nicht, warum er sie noch länger mit Hoffnungen hinhalten sollte, ja was für Hoffnungen er überhaupt noch bei ihnen erregen könnte? und so verstummte er ganz und ließ länger als drei Monate lang mit keiner Silbe von sich hören. In Dresden fand er seine Freunde Pfuel und Rühle **) und die Familie Schlieben wieder; er schloß sich an die Einen wie an die Andern aus geselligem Bedürfniß an, aber sein Gemüth hörte nicht auf, sich immer erschreckender zu verfinstern. Henriette von Schlieben war, wie wir wissen, mit dem Maler Lohse verlobt, der damals in Mailand lebte; da sie nun lange Zeit keine Briefe von ihm erhalten hatte, ward sie darüber ganz tiefsinnig, und eines Tages sagte sie zu Kleist, der neben ihr auf dem Sopha saß und auf der Guitarre klimperte: Wenn dieser Zustand noch lange anhält, so werde ich verrückt. „Sie haben Recht“, erwiderte Kleist, „es ist das Beste, was Sie thun können, und wenn Sie Ihren Verstand je wiederfinden, nehme ich eine Pistole und schieße Sie und mich todt. Ich kann Ihnen schon den Gefallen thun“. Dies fürchterliche Wort machte einen so tiefen Eindruck auf das Mädchen, daß sie ihre Besinnung wiederfand und von ihrer Melancholie genas; aber wer gab dem unglücklichen Dichter seine Besinnung und seine Ruhe zurück?

Pfuel, so scheint es, konnte zuletzt diese Selbstverwüstung nicht mehr ansehen, ohne einen Versuch zu seiner Heilung zu

---

*) Vgl. Briefe an Ulrike S. 88.

**) Von Rühle sagt zwar Bülow nichts; aber daß auch er damals — wenigstens vorübergehend — in Dresden war, ergiebt sich aus einem spätern Briefe Kleist's an Rühle; vgl. Bülow S. 242.

machen. Er war zu dieser Zeit vielleicht der Einzige, der wirklichen Einfluß auf ihn hatte, dem er sich ganz enthüllte. Sein frühgereifter Charakter, ebenso fest, wie der des Freundes von Launen des Gemüths beherrscht war („in mir ist nichts beständig, als die Unbeständigkeit", sagte er selber von sich), war für Kleist ein Mitkämpfer gegen dessen innerlichen Feind; bald suchte ihn Pfuel zu spornen, bald zu mäßigen, je nachdem es an der Zeit war. So äußerte er eines Abends Zweifel an Kleist's komischem Talent und reizte ihn dadurch, dem Ungläubigen sofort die drei ersten Scenen des „zerbrochenen Krugs" (der schon in der Schweiz begonnen war) in die Feder zu dictiren. Zu andern Zeiten hatte er freilich um so starrer gegen die Ueberhebungen des jungen Dichters zu streiten, seinen Ehrgeiz zu dämpfen, ihm seinen überspannten Hochmuth vorzuwerfen. Dann wieder kam über Kleist der andere Dämon der Verzweiflung, und der zum Kitzel heranwachsende Trieb, dieser ganzen Erbärmlichkeit ein rasches Ende zu machen. Schon als Knabe hatte er — ganz im Geiste jener Werther-Zeit — mit dem Gedanken des Selbstmordes gespielt. Dann, in seiner Studentenzeit, hatte es ihn zwar auf's tiefste erschüttert, als einer seiner nächsten Freunde sich durch einen Pistolenschuß das Gesicht entstellt hatte, ohne zu sterben, und er schrieb dem Unglücklichen einen herzergreifenden (verloren gegangenen) Brief über das Sündhafte einer solchen feigen That; aber seit wir ihn mit seinem Ideale ringen sehen, hören wir diese unheimliche Töne lauter und lauter anklingen. Er, dem das Leben nichts war, wenn es nicht Alles war, gewöhnte sich nur zu bald an die Idee, freiwillig und in edler Gesellschaft aus dem Dasein zu scheiden müsse doch der würdigste Abschluß aller dieser irdischen Nichtigkeiten zu sein. Nun sah er, bald näher bald ferner, den vernichtenden Moment der vollen Verzweiflung heranziehen, und aller der Unruhe und der Qualen müde ersehnte er sich den Tod. Aber er wollte ihn als freies Ich sich selber wählen. Schon damals trug er seinem Freunde an, mit ihm

zusammen zu sterben, und wie von einer fixen Idee gepackt kam er immer von neuem darauf zurück. Pfuel suchte ihn davon zu heilen, indem er ihm nur mit Spott und Humor erwiderte; so sagte er ihm einmal auf einen neuen Antrag dieser Art: „Noch ist es nicht Zeit, warte nur noch: sobald es Zeit ist, werde ich's Dir sagen". Dann lachte Kleist; denn er verstand allezeit guten Spaß, dieser finstere, räthselvolle Mensch; und für einige Zeit war der wilde Wunsch verflogen, um bei gelegener Zeit wie ein fixirter Fiebertraum wieder aufzutauchen *).

Pfuel glaubte zuletzt, daß für Kleist und seine Tragödie nichts besser sein werde, als der Wechsel und die Bewegung einer Reise. Er erwies sich hier als der wackerste Freund. Kleist ergriff die Idee mit Eifer und neuem Vertrauen, und indem sich ihm endlich die Zunge löste, schrieb er darüber an Ulrike, am 3. Juli (noch immer freilich mit seltsamer Zurückhaltung): „Der Rest meines Vermögens ist aufgezehrt, und ich soll das Anerbieten eines Freundes annehmen, von seinem Gelde so lange zu leben, bis ich eine gewisse Entdeckung im Gebiete der Kunst, die ihn interessirt, völlig ins Licht gestellt habe. Ich soll in spätestens zwölf Tagen mit ihm nach der Schweiz gehen, wo ich diese meine litterarische Arbeit, die sich allerdings über meine Erwartung hinaus verzögert, unter seinen Augen vollenden soll. Nicht gern aber möchte ich Dich, meine Verehrungswürdige, vorübergehen, wenn ich eine Unterstützung anzunehmen habe; möchte Dir nicht gern einen Freund vorziehen, dessen Börse, im Verhältniß mit seinem guten Willen, noch weniger weit reicht, als die Deinige. Ich erbitte mir also von Dir, meine Theure, so viele Fristung meines Lebens, als nöthig ist, seiner großen Bestimmung völlig genug zu thun. Du wirst mir gern zu dem einzigen Vergnügen helfen, das, sei es noch so spät, gewiß in der Zukunft meiner wartet, ich meine, mir den Kranz der Unsterblichkeit zusammen zu pflücken. Dein

*) Nach mündlicher Mittheilung.

Freund wird es, die Kunst und die Welt wird es Dir einst danken.

„Das Liebste wäre mir, wenn Du statt aller Antwort selber kämest. Ich würde Dir mündlich manchen Aufschluß geben, den aufzuschreiben völlig außer meinem Vermögen liegt. In eilf Tagen würdest Du mich noch hier, die nächstfolgenden Tage in Leipzig finden. Da würdest Du auch meinen Freund kennen lernen, diesen vortrefflichen Jungen. Es ist Pfuel, von Königs Regiment. — Doch auch Dein Brief wird mir genug thun".

Kleist, sieht man, war wieder einmal der hochfahrendsten Hoffnungen voll geworden. Ihn vollends froh zu machen, trat nun auch die ersehnte und gefürchtete Verständigung mit den Seinigen ein: Ulrike kam selbst nach Dresden, mit ihr noch andere seiner nächsten Verwandten, und die Sorgen der Familie um ihn erwiesen sich ungleich leichter zu beschwichtigen, als er sich vorgestellt hatte. Auch die materiellen Sorgen wurden wieder für einige Zeit getilgt *). Und am Abend der Abreise seiner Verwandten erhielt er eine neue Aufmunterung von Weimar her, ein rührend eifriges Ermuthigungsschreiben des alten Wieland.

Er hatte seit dem März auch gegen die Osmanstädter sich in ein finsteres, undankbares Schweigen gehüllt. Nur daß er einmal von Dresden aus, nach langen Monaten, ein kleines Briefchen an Wieland schrieb, worin er einen über Weimar reisenden Freund, einen Herrn von Werdeck, empfahl; dann verstummte er wieder. Um so herzlicher antwortete ihm Wieland auf jene einsilbigen Zeilen. „Sie schreiben mir, lieber Kleist, der Druck mannigfaltiger Familienverhältnisse haben die Vollendung Ihres Werkes unmöglich gemacht. Schwerlich hätten Sie mir einen Unfall ankündigen können, der mich schmerzlicher betrübt hätte. Zum Glück läßt mich die positive Versicherung des Herrn

*) In welcher Weise, ist nicht deutlich; vgl. Briefe an Ulrike S. 87; nach S. 92 oben muß man wohl schließen, daß Ulrike allein es war, die ihn mit Geld unterstützte.

von W., daß Sie seither mit Eifer daran gearbeitet, hoffen und glauben, daß nur ein mißmuthiger Augenblick Sie in die Verstimmung habe setzen können, für möglich zu halten, daß irgend ein Hinderniß von außen Ihnen die Vollendung eines Meisterwerks, wozu Sie einen so allmächtigen innern Beruf fühlen, unmöglich machen könne. Nichts ist dem Genius der heiligen Muse, die Sie begeistert, unmöglich. Sie müssen Ihren Guiskard vollenden, und wenn der ganze Kaukasus und Alles auf Sie drückte".

Der so zärtlich antreibende Freund scheint nicht geahnt zu haben, in wie gefährlichen Prätensionen er den Unglückseligen bestärkte. Kleist verfehlte nicht, diesen Brief der Schwester Ulrike mitzutheilen; inzwischen war Alles vollends vorbereitet, die Reise nach dem Kranz der Unsterblichkeit anzutreten. Ulrike freilich versprach sich wenig davon; noch am Morgen der Abreise schrieb der Bruder ihr, um sie der Sache günstiger zu stimmen. „Da ich doch einmal in meinem Vaterlande nicht, nicht an Deiner Seite leben kann, so gestehe ich, daß mir selber für jetzt kein Platz auf der Erde lieber und auch nützlicher ist, als der an der Seite Pfuel's. Laß mich also nur mit ihm gehen". Am 20. Juli brachen die Freunde auf; in tiefem Geheimniß über den Zweck der Reise. Erst am Tage vorher war Kleist in der Familie von Schlieben mit der plötzlichen Erklärung erschienen, er gehe mit Pfuel nach der Schweiz und nach Mailand, zu dem alleinigen Zweck, dort seinen Freund Lohse zu besuchen.

Die Reisenden gingen meist zu Fuß; zunächst nach der Schweiz, wo Kleist die Zeugen seiner ersten glücklichen Dichterzeit, Bern und Thun, wiedersah und hier eine kurze Ruhe zur Arbeit wiederfand; dann durch die Thäler der Schweiz bis nach Mailand hinab, wo die Menschenschen den Dichter so stark ergriff, daß er Lohse ganz und gar vermied; dann wieder zurück nach Bern und Thun und durch das Waadtland nach Genf. Hier endlich brach die Verzweiflung aus, die Kleist so lange

gefürchtet und fruchtlos durch die wildesten Hoffnungen bekämpft hatte. Sein Ideal entwich ihm unter den Händen, und indem er seine Unzulänglichkeit wie sein Elend mit vollendeter Klarheit anschaute, verzichtete er, feierlich und auf immer, in einem tiefergreifenden und für den romantischen Geist jener Tage ewig denkwürdigen Brief an seine Schwester.

„Der Himmel weiß, meine theuerste Ulrike", schreibt er aus Genf am 5. October, „(und ich will umkommen, wenn es nicht wörtlich wahr ist), wie gern ich einen Blutstropfen aus meinem Herzen für jeden Buchstaben eines Briefes gäbe, der so anfangen könnte: „mein Gedicht ist fertig". Aber, Du weißt, wer nach dem Sprichwort mehr thut, als er kann. Ich habe nun ein Halbtausend hinter einander folgender Tage *), die Nächte der meisten mit eingerechnet, an den Versuch gesetzt, zu so vielen Kränzen noch einen auf unsere Familie herabzuringen: jetzt ruft mir unsere heilige Schutzgöttin zu, daß es genug sei. Sie küßt mir gerührt den Schweiß von der Stirne und tröstet mich, „wenn jeder ihrer lieben Söhne nur eben so viel thäte, so würde unserm Namen ein Platz in den Sternen nicht fehlen". Und so sei es denn genug. Das Schicksal, das den Völkern jeden Zuschuß zu ihrer Bildung zumißt, will, denke ich, die Kunst in diesem nördlichen Himmelsstrich noch nicht reifen lassen. Thöricht wäre es wenigstens, wenn ich meine Kräfte länger an ein Werk setzen wollte, das, wie ich mich endlich überzeugen muß, für mich zu schwer ist. Ich trete vor Einem zurück, der noch nicht da ist, und beuge mich ein Jahrtausend voraus vor seinem Geiste. Denn in der Reihe der menschlichen Erfindungen ist diejenige, die ich gedacht habe,

*) Rechnet man von dem Datum dieses Briefs 500 Tage zurück, so geräth man in den Anfang des Juni 1802, wo Kleist in der Schweiz in die heftige Krankheit und, wie es scheint, in neue Verzweiflung an sich selbst verfiel. Damals wird er den zweiten Guiskard-Versuch vernichtet und dann, in neuem Aufschwung, diesen dritten begonnen haben.

unfehlbar ein Glied, und es wächst irgendwo ein Stein schon für den, der sie einst ausspricht.

„Und so soll ich denn niemals zu Euch, meine theuersten Menschen, zurückkehren? O niemals! Rede mir nicht zu. Wenn Du es thust, so kennst Du das gefährliche Ding nicht, das man Ehrgeiz nennt. Ich kann jetzt darüber lachen, wenn ich mir einen Prätendenten mit Ansprüchen unter einem Haufen von Menschen denke, die sein Geburtsrecht zur Krone nicht anerkennen; aber die Folgen für ein empfindliches Gemüth, sie sind, ich schwöre es Dir, nicht zu berechnen. Mich entsetzt die Vorstellung.

„Ist es aber nicht unwürdig, wenn sich das Schicksal herbeiläßt, ein so hülfloses Ding, wie der Mensch ist, bei der Nase herumzuführen? Und sollte man es nicht fast so nennen, wenn es uns gleichsam Kure auf Goldminen gibt, die, wenn wir nachgraben, überall kein ächtes Metall enthalten? Die Hölle gab mir meine halben Talente, der Himmel schenkt dem Menschen ein ganzes oder gar keins.

„Ich kann Dir nicht sagen, wie groß mein Schmerz ist. Ich würde von Herzen gern hingehen, wo ewig kein Mensch hinkommt. Es hat sich eine gewisse ungerechte Erbitterung meiner gegen sie bemeistert; ich komme mir fast vor wie Minette *), wenn sie in einem Streite Recht hat und sich nicht aussprechen kann".

„Ich bin jetzt", schließt er, „auf dem Wege nach Paris sehr entschlossen, ohne große Wahl zuzugreifen, wo sich etwas finden wird. Geßner hat mich nicht bezahlt, meine unselige Stimmung hat mir viel Geld gekostet, und wenn Du mich noch einmal unterstützen willst, so kann es mir nur helfen, wenn es bald geschieht. Kann sein, auch wenn es gar nicht geschieht. Lebe wohl, grüße Alles — ich kann nicht mehr".

Die eigentliche Geschichte des Robert Guiskard ist mit

---

*) Eine seiner Schwestern.

diesem Genfer Brief zu Ende. Kleist hatte sein Leben auf den Wahlspruch gestellt: „Alles oder Nichts“; nun lag das Nichts offen vor ihm, und in dieser fürchterlichen Krise begann sein Geist sich zu verwirren. Er reiste mit Pfuel weiter, über Lyon nach Paris; aber er dachte nur noch an den Tod. Er forderte Pfuel von Neuem vergeblich auf, mit ihm gemeinsam zu sterben. Seine Seele verbitterte sich auch gegen den Freund, wie sie sich gegen alle Andern verbittert hatte; und da er sich eines Tages mit dem vollen Hochmuth des Elends gegen ihn ausgeschüttet und ihn zu heftigem, zurechtweisendem Widerspruch gereizt hatte, eilte er verzweifelnd davon, verbrannte seinen „Guiskard“ und alle seine Papiere *) und entfloh aus Paris. Während Pfuel, von dem entsetzlichsten Verdacht ergriffen, ihn am andern Tag und wieder am Tag darauf in der Morgue unter den aufgefundenen Leichen suchte, wanderte Kleist nach Norden, ohne Paß, zu Fuß, seinen Untergang suchend. In Boulogne rüstete man gerade damals die große Expedition gegen England aus: er machte sich auf den Weg dorthin, um auf

*) Es soll, nach Bülow, auch ein Drama „Peter der Einsiedler“ darunter gewesen sein, das er während dieses Pariser Aufenthalts soll geschrieben haben. Das Letztere indessen ist nicht möglich, denn aus den Daten von den Briefen Kleist's aus Genf und St. Omer (5. und 26. October) ersieht man, daß Kleist nur wenige Tage in Paris gewesen sein kann. Ueber diese ganze Krisis war Bülow überhaupt höchst dürftig und zum Theil irrig unterrichtet; seine Darstellung auf S. 40 muß in wesentlichen Punkten nach der oben gegebenen berichtigt werden, die, wo sie neu ist, auf mündlicher Mittheilung beruht. In den Kleist'schen Briefen finden sich nur ein paar Andeutungen über das Treiben in dieser Zeit: in einem der Briefe, die er (im Frühjahr 1807) aus Chalons schrieb, erinnert er sich (Bülow S. 49) des Zusammenlebens mit Pfuel „in jenem Sommer vor drei Jahren, wo wir in jeder Unterredung immer wieder auf den Tod als auf den ewigen Refrain des Lebens zurückkamen“ — und in dem 27. Brief an Ulrike stellt er seinen Zustand nach der Flucht als ein Gemisch von körperlicher und geistiger Krankheit dar (Briefe an Ulrike S. 94 f.).

diesem Kriegszug zu sterben, und von St. Omer aus schrieb er (am 26. October) an Ulriken einen letzten Abschiedsgruß:

„Meine theure Ulrike! Was ich Dir schreiben werde, kann Dir vielleicht das Leben kosten; aber ich muß, ich muß, ich muß es vollbringen. Ich habe in Paris mein Werk, so weit es fertig war, durchlesen, verworfen und verbrannt: und nun ist es aus. Der Himmel versagt mir den Ruhm, das größte der Güter der Erde; ich werfe ihm, wie ein eigensinniges Kind, alle übrigen hin. Ich kann mich Deiner Freundschaft nicht würdig zeigen, ich kann ohne diese Freundschaft doch nicht leben: ich stürze mich in den Tod. Sei ruhig, Du Erhabene, ich werde den schönen Tod der Schlachten sterben. Ich habe die Hauptstadt dieses Landes verlassen, ich bin an seine Nordküste gewandert, ich werde französische Kriegsdienste nehmen, das Heer wird bald nach England hinüber rudern, unser aller Verderben lauert über dem Meere, ich frohlocke bei der Aussicht auf das unendlich prächtige Grab. O Du Geliebte, Du wirst mein letzter Gedanke sein"!

Indessen sollte Kleist diesen fürchterlichen Entschluß nicht vollführen. Schon unterwegs war er einem Haufen Conscribirter begegnet und hatte sie angesprochen, um für einen von ihnen als gemeiner Soldat einzutreten; aber man wies ihn ab, und er war dann seine Straße fortgezogen, bis nahe vor St. Omer ein gütiger Zufall ihm einen Bekannten, einen Chirurgien-Major entgegenführte, der ihn verwundert fragte, was er da zu thun habe? Kleist erzählte ihm, er laufe ohne Paß herum; und mit Entsetzen schilderte ihm nun der Franzose, in welche Lebensgefahr er sich gestürzt habe, da in Boulogne unlängst unter ähnlichen Verhältnissen ein preußischer Edelmann als vermeinter russischer Spion erschossen worden. Um Kleist zu retten, hatte dann der Arzt ihn unter seinem Schutze, als seinen Bedienten, mit nach St. Omer genommen; und von hier aus schrieb der Unglückliche an den preußischen Gesandten in Paris, den Marquis Lucchesini, und bat um einen Paß — in

einem Brief, der, wie die Zeilen an Ulrike, seine innere Zerrüttung unzweideutig verrieth. Nach vier Tagen hatte er, was er verlangte: aber einen Paß, der unmittelbar nach **Potsdam** ausgestellt war; und so sah er sich gezwungen, nach dem aufgegebenen Vaterlande zurückzukehren.

Er war doch auch jetzt noch davor zurückgebebt, sein Leben mit eigener Hand und ohne Genossenschaft zu zerstören; aber seine körperliche Kraft brach nun zusammen — ein Glück für ihn, dessen **Geist** sich aufzulösen begann. In Mainz überfiel ihn eine tödtliche Krankheit, und sechs Monate lang hielt ihn die Zerrüttung seines Körpers in diesen Gegenden fest. Der Freiherr von Wedekind, der bekannte Arzt und Schriftsteller *), damals Professor der Medicin in Mainz, stellte ihn langsam wieder her; der wiederkehrende Frühling und die schöne Natur mußten das Uebrige thun. Eine Zeit lang scheint er bei einem Pfarrer in der Nähe von Wiesbaden in ländlicher Einsamkeit gelebt zu haben; wenigstens wird erzählt, daß er dort mit der Tochter eines Pfarrers ein zartes Verhältniß hatte, und eben deren Vater wird es gewesen sein, der sich im April (1804) an Wieland wandte, um von diesem nähere Aufschlüsse über die Gemüthsleiden seines jungen Freundes zu gewinnen **). Wieland theilte dem Fragenden über den Osmanstädter Aufenthalt alles, was wir schon wissen, mit, und schloß mit den traurigsten Ahnungen: „. . . Wenn ich nun Alles combinire, so erschrecke ich vor den Gedanken, die sich mir aufdrängen, und fühle mich beinahe genöthigt zu glauben, es sei Kleist's guter Genius, der ihm den Einfall, sich in Coblenz zu **einem**

*) Er schrieb nicht blos über Medicin, sondern auch über Politik, Freimaurerei, Philosophie und Theologie, und hatte sich durch eine seiner politischen Schriften 1796 die französische Bürgerkrone erworben. Er starb erst 1831, 70 Jahre alt.

**) Wieland leitet seinen Bericht (Bülow S. 34) mit den Worten ein: „Alles was Sie mir von seinem Benehmen in Ihrem Hause erzählen, ist auch die Geschichte der Rolle, die er bei mir spielte“.

Tischler zu verdingen, eingegeben. Gewiß ist, in meinen Augen wenigstens, daß das Project, welches Ihnen Ihre so edelmüthig theilnehmende Zuneigung zu diesem liebenswürdigen Unglücklichen eingegeben, ihn in einem Bureau, bei Ihrem Freunde M. unterzubringen, allein schon aus der Ursache von unbeliebigem Erfolg sein würde, weil diese Art von Beschäftigung und Abhängigkeit ihm in kurzer Zeit ganz unerträglich fallen würde".

Man ersieht aus diesen Andeutungen, wie traurig es auch damals noch mit diesem zerbrochenen Gefäß des vermessensten Stolzes stand. An allen weiteren Nachrichten fehlt es uns. Kleist soll am Rhein auch die Bekanntschaft der Günderode gemacht haben, der schwärmerischen Dichterin, die sich 1806 das Leben nahm, weil ihr Geliebter, der berühmte Philolog Kreuzer, sie verlassen hatte. Wie dem nun sein mag: für seine Freunde in Preußen und Sachsen war er in aller dieser Zeit verschollen, bis er (im Juni) wieder in Potsdam erschien.

Er war so ziemlich genesen, an Geist und Körper; aber wie mit zerbrochenen Flügeln kam er in die Heimath zurück. Was für eine Rückkehr für den Mann, der nur als der größte der Unsterblichen oder niemals den Boden des Vaterlands hatte betreten wollen! Kein tragischeres Bild der Romantik gibt es, als ihn. Von allen den Himmelsstürmen jener Tage kam Keiner unversengt in die verfinsterte Wirklichkeit zurück, aber nur ihn hatte es die ganze Seligkeit gekostet: denn er allein ahnte den richtigen Weg, er allein war bis an die Schwelle gekommen, und wußte ganz, was er verloren hatte.

Zehntes Kapitel.

Kleist als Staatsdiener. (Frühjahr 1804 bis Frühjahr 1806.)

Nach jenem unglücklichen Ausgang der Reise war Pfuel allein nach Deutschland zurückgekehrt *) und stand nun wieder in Potsdam bei seinem Regiment. Eines Abends, als er schon im Bette lag, erschien plötzlich der verschollene Kleist vor ihm. Leicht und schnell war die alte Freundschaft wieder hergestellt; es fragte sich jetzt nur, was der Zurückgekehrte im Vaterlande beginnen sollte?

Ulrike eilte nach Potsdam, sobald sie erfahren, daß der Bruder wieder da sei, und drang nun mit aller Beredtsamkeit in ihn, der Poesie abzuschwören und ein guter preußischer Beamter zu werden. Die Aermste, die ihn allezeit nur halb gekannt hatte, schrieb sein ganzes Unglück seiner poetischen Richtung zu, und wenn es ihr nur gelänge, ihn nach ihrem Sinne „auf den rechten Weg zurückzuführen", so meinte sie ihn von seinem Dämon befreit zu haben. Sie fand ihn gebeugt und weich, und widerstandslos gegen ihre Bitten und Gebote. Alle seine Schnellkraft war dahin, Hoffnungen hatte er nicht mehr; und so unterwarf er sich ihr gleichsam auf Tod und Leben.

Wenn seine Verzweiflung in Genf, sein Frohlocken über den heranziehenden Untergang in St. Omer uns wider Willen ergreift, so muß uns der Anblick der stummen Entsagung, in der er sich nun zu den Füßen der Schwester übt, mehr als Alles erschüttern. Seine Briefe an die Schwester lassen uns das tiefer empfinden, als es irgend eine Feder zu erzählen vermag.

Kleist sollte nun da wieder anknüpfen, wo er vor fünf

---

*) Er hatte übrigens schon in Paris durch den preußischen Gesandten erfahren, was zunächst aus Kleist geworden war.

schicksalsvollen Jahren, damals von unermeßlichem Streben und Hoffen erfüllt, abgebrochen hatte: er sollte sich wieder ein Amt suchen. Zum Unglück hatte Lucchesini den Brief, der ihm von Kleist aus St. Omer zugeschickt worden, dem Könige vorgelegt, und nichts hatte diesen in der ungünstigen Meinung, die er von Kleist schon seit Jahren hatte, lebhafter bestärken können. Es war nur zu gewiß, daß Friedrich Wilhelm von dem überspannten jungen Menschen nichts mehr wissen wollte; zunächst galt es daher, sich wieder seiner Gnade zu versichern. Es blieb kein anderer Weg, als den Generaladjutanten von Köckeritz um seine Vermittelung anzugehen; und nachdem Ulrike wieder nach Frankfurt zurückgekehrt war, machte Kleist sich von Potsdam auf, und fuhr nach Charlottenburg, wo der Hof sich aufhielt. Wie es ihm hier erging, erzählt er der Schwester in einem Brief vom 24. Juni, der die Lage der Dinge so lebendig wie möglich schildert.

„Ich fand Köckeritzen endlich im Schlosse; er empfing mich mit einem finstern Gesichte, und antwortete auf meine Frage, ob ich die Ehre hätte, von ihm gekannt zu sein, mit einem kurzen: ja. Ich käme, fuhr ich fort, ihn in meiner wunderlichen Angelegenheit um Rath zu fragen. Der Marquis von Lucchesini hätte einen sonderbaren Brief, den ich ihm aus St. Omer zugeschickt, dem Könige vorgelegt. Dieser Brief müsse unverkennbare Zeichen einer Gemüthskrankheit enthalten, und ich unterstände mich, von Sr. Majestät' Gerechtigkeit zu hoffen, daß er vor keinen politischen Richterstuhl gezogen werden würde. Ob diese Hoffnung gegründet wäre? Und ob ich, wiederhergestellt, wie ich mich fühlte, auf die Erfüllung meiner Bitte um Anstellung rechnen dürfte, wenn ich wagte, sie Sr. Majestät vorzutragen? — Darauf versetzte er nach einer Weile: „Sind Sie wirklich jetzt hergestellt? Ganz, verstehen Sie mich, hergestellt?" — „Ich meine", fuhr er, da ich ihn befremdet ansah, mit Heftigkeit fort, „ob Sie von allen Ideen und Schwindeln, die vor Kurzem im Schwange waren, (er gebrauchte diese Wörter)

völlig hergestellt sind?“ — Ich verstände ihn nicht, antwortete ich mit so vieler Ruhe, als ich zusammenfassen konnte; ich wäre körperlich krank gewesen und fühlte mich, bis auf eine gewisse Schwäche, die das Bad vielleicht heben würde, so ziemlich wieder hergestellt. — Er nahm das Schnupftuch aus der Tasche und schnaubte sich. „Wenn er mir die Wahrheit gestehen solle“, fing er an und zeigte mir jetzt ein weit besseres Gesicht, als vorher, „so könne er mir nicht verhehlen, daß er sehr ungünstig von mir denke. Ich hätte das Militär verlassen, dem Civil den Rücken gekehrt, das Ausland durchstreift, mich in der Schweiz ankaufen wollen, Versche gemacht (o meine theure Ulrike!), die Landung mitmachen wollen ꝛc. ꝛc. ꝛc. Ueberdies sei des Königs Grundsatz, Männer, die aus dem Militär in's Civil übergingen, nicht besonders zu protegiren. Er könne nichts für mich thun“. — Mir traten wirklich die Thränen in die Augen. Ich sagte, ich wäre im Stande, ihm eine ganz andere Erklärung aller dieser Schritte zu geben, eine ganz andere gewiß, als er vermuthete. Jene Einschiffungsgeschichte z. B. hätte gar keine politischen Motive gehabt, sie gehöre vor das Forum eines Arztes weit eher, als des Cabinets. Ich hätte bei einer fixen Idee einen gewissen Schmerz im Kopfe empfunden, der, unerträglich heftig steigernd, mir das Bedürfniß nach Zerstreuung so dringend gemacht hätte, daß ich zuletzt in die Verwechselung der Erdare gewilligt haben würde, ihn los zu werden. Es wäre doch grausam, wenn man einen Kranken verantwortlich machen wolle für Handlungen, die er im Anfalle der Schmerzen beging. — Er schien mich nicht ganz ohne Theilnahme anzuhören. — Was jenen Grundsatz des Königs beträfe, fuhr ich fort, so könne er des Königs Grundsatz nicht immer gewesen sein. Denn Se. Majestät hätten die Gnade gehabt, mich mit dem Versprechen einer Wiederanstellung zu entlassen, ein Versprechen, an dessen Nichterfüllung ich nicht glauben könne, so lange ich mich seiner noch nicht völlig unwürdig gemacht hätte. — Er schien wirklich auf einen Augenblick unschlüssig. Doch die

zwangvolle Wendung, die er jetzt plötzlich nahm, zeigte nur zu gut, was man bereits am Hofe über mich beschlossen hatte. Denn er holte mit einemmale das alte Gesicht wieder hervor und sagte: „Es wird Ihnen zu nichts helfen. Der König hat eine vorgefaßte Meinung gegen Sie; ich zweifle, daß Sie sie ihm benehmen werden. Versuchen Sie es, und schreiben Sie an ihn; doch vergessen Sie nicht die Bitte um Erlaubniß gleich hinzuzufügen, im Falle einer abschlägigen Antwort Ihr Glück im Auslande suchen zu dürfen". — Was sagst Du dazu, mein liebes Ulrikchen? — Ich antwortete, daß ich mir die Erlaubniß ausbäte, in meinem Vaterlande bleiben zu dürfen. Ich hätte Lust, meinem Könige zu dienen, keinem andern; wenn er mich nicht gebrauchen könne, so wäre mein Wunsch, im Stillen mir und den Meinigen leben zu dürfen. — „Richten Sie Ihren Brief", fiel er ein wenig betroffen ein, „wie Sie wollen. Es ist möglich, daß der König seine Meinung von Ihnen ändert; und wenn Sie ihn zu einer Anstellung geneigt machen können, so verspreche ich, Ihnen nicht entgegen zu wirken". — Ich ersuchte ihn jetzt förmlich um diese Gnade, und wir brachen das Gespräch ab. Er bat mich noch, auf eine recht herzliche Art, um Verzeihung, wenn er mich beleidigt haben sollte, verwünschte seinen Posten, der ihm den Unwillen aller Menschen zuzöge, denen er es nicht recht machte: ich versicherte ihn, daß ich ihn mit Verehrung verließe, und fuhr nach Berlin zurück. — Ich las auf dem Wege Wieland's Brief, den Du mir (zurück) geschickt hast, und erhob mich, mit einem tiefen Seufzer, ein wenig wieder aus der Demüthigung, die ich so eben erfahren hatte".

„Jetzt habe ich", schließt der Brief, „dem Könige nun wirklich geschrieben; doch weil das Anerbieten meiner Dienste wahrscheinlich fruchtlos bleiben wird, so habe ich es wenigstens in einer Sprache gethan, welche geführt zu haben mich nicht gereuen wird. Du selbst hast es mir zur Pflicht gemacht, mich nicht zu erniedrigen; und lieber die Gunst der ganzen Welt verscherzt, als die Deinige. — Ich habe jetzt die Wahl unter einer

Menge von sauren Schritten, zu deren einem ich zuletzt fähig sein werde, weil ich es muß. Zu Deinen Füßen werfe ich mich aber, mein großes Mädchen; möchte der Wunsch doch Dein Herz rühren, den ich nicht aussprechen kann".

Der stumme Wunsch war, wie alles Folgende verräth, kein anderer, als von der Schwester seines Wortes entbunden und der alten Freiheit zurückgegeben zu werden; aber Ulrike blieb unerbittlich *). Inzwischen tauchte für Kleist eine andere Aussicht auf, bei der er mit verzweifelter Ergebung in sein Schicksal zugriff. Der Major Gualtieri, ein bewährter Freund, der ihm schon in Potsdam, als er noch Flügel-Adjutant des Königs war, viel Wohlwollen bewiesen hatte, sollte als preußischer Gesandter nach Madrid gehen und bot ihm an, ihn als seinen Legationsrath, oder vor der Hand (da man ihm schon einen Legationsrath aufgedrungen hatte) als einen vom König angestellten Attaché mitzunehmen. Gualtieri galt etwas bei Hofe; er konnte versprechen, dieses Project durch seinen guten Willen durchzusetzen; er war zudem ein interessanter, geistig erregter Mensch, in jedem Betracht eine ungewöhnliche Erscheinung **); und da er Kleist ganz besonders lieb gewonnen hatte, gelobte er ihm an, wenn er seinem Rathe folge, ihm

---

*) Vgl. Briefe an Ulrike S. 100, wo Kleist meldet, daß er sich auf das Project mit Gualtieri bereits eingelassen habe, „weil Deine Antwort auf meinen ersten Brief mich doch keinen andern Ausweg hoffen ließ". Auch später noch (S. 107) kommt er, leise und resignirt, darauf zurück: „Ich weiß", seufzt er, „daß Du mein Glück willst, Du weißt nur nicht, was mein Glück wäre".

**) Man kennt ihn aus Rahel's Briefen; auch hat Varnhagen ihn in der „Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel", I, S. 157 ff., anziehend geschildert. Er stammte aus einem angesehenen italienischen Geschlechte; aber „italienische Abkunft und französische Bildung hatten sich ihm durchaus zu deutscher Geistes- und Gemüthsart beugen müssen. Er war früh in Kriegsdienste getreten, hatte neben dem Waffenwesen sich immer geistig beschäftigt, galt für einen klugen Weltmann und originellen Selbstdenker, war (ehe er nach Madrid

mit der Zeit zu einem einträglichen und ehrenvollen Posten zu verhelfen. Drei Wochen lang hatte Kleist inzwischen auf die Resolution des Königs warten müssen; endlich erfuhr er durch die dritte Hand, die Majestät habe zwar eine abschlägige Antwort gegeben, aber nur weil man keinen bezahlten Posten für ihn wisse und ihm den Dienst von unten auf nicht anbieten wolle. Er stellte jetzt, mit Bezugnahme auf Gualtieri's Vorschlag, ein neues Gesuch, und gewann die tröstliche Aussicht, mit dem Gesandten vorerst noch nach Landau in Schlesien zu reisen: in der That, schrieb er Ulriken, bedürfe er irgend eines Bades schlechterdings; seine Gesundheit war noch immer angegriffen. Dann sollte es weiter gehen, nach Spanien — mochte ihm nun bei diesem entscheidenden Schritt in die Ferne das Herz bluten oder nicht. Denn im Stillen graute ihm auch vor diesem Plan. „Zu einem Amte wird er mir verhelfen",

---

ging) zuletzt Major und Flügeladjutant des Königs, und wußte in dieser Stellung nur um so günstiger und auffallender seine freien und oft wunderlichen Sprüche und Auseinandersetzungen anzubringen. Er raisonnirte und dialektisirte unaufhörlich, ohne alle Kunst der Schule und Hülfe der Wissenschaft . . . Seine große Denkkraft und vielfache Unkunde brachten vereint die lebendigsten, tiefsten und witzigsten Aussprüche hervor, und da er beim Sprechen ganz an die Sache, aber kaum an die Worte, und gar nicht an die Umstände dachte, so beging er Verstöße und Verwirrungen in Menge . . . Hatte er eine Einsicht erlangt, eine Wahrnehmung gemacht, so gab es kein Mittel, ihn solche unterdrücken zu lassen; er hatte den Muth, unter jeder Bedingung und an jedem Orte alles zu sagen, was er meinte, am Hofe, zur Königin, dem Könige selbst . . . Er war ein gewandter und wohlkundiger Hofmann, von raschem und feinem Gesellschaftsgeist. Sein anscheinend bedächtiges Wesen bei der glühenden Regsamkeit seiner Laune erhöhte sehr das Komische und Sonderbare seiner oft einzigen Aeußerungen." Nach der Versetzung nach Madrid lebte er nicht mehr lange; da er weder den Vorschriften des Klima's noch irgend einem Arzt gehorchte, starb er an einem rasch um sich greifenden Entzündungsfieber, und da er seinen Protestantismus nie verleugnet hatte, warf bei seinem Begräbniß das Volk von Madrid mit Steinen.

schreibt er, „zum Glücke aber nicht. Doch davon soll ich Dir nicht sprechen". Wehmüthig setzt er hinzu: „Im Fall Du mich nach Spanien — verbannen willst"; und im nächsten Brief verräth er sich noch mehr: „diese Reise", ruft er aus, „die ihre gewissen Vortheile zwar hat, aber ungeheure Folgen haben kann". Doch er fügt sich in Alles wie ein gehorsames Kind.

Auch auf seine zweite Bittschrift blieb die königliche Antwort beängstigend lange aus; „übermorgen", schreibt er der Schwester Ende Juli, „geht meine Hoffnung zu Ende, und ich will zum viertenmale nach Charlottenburg hinaus. Denn dieser ungewisse Zustand wird mir nachgerade völlig zum Ekel . . . Ach, Ulrikchen, (indem er an den letzten Brief der Schwester anknüpft) wie unglücklich wäre ich, wenn ich nicht mehr stolz sein könnte! — Werde nicht irre an mir, mein bestes Mädchen! Laß mir den Trost, daß Einer in der Welt sei, der fest auf mich vertraut! Wenn ich in Deinen Augen nichts mehr werth bin, so bin ich wirklich nichts mehr werth! — Sei standhaft! Sei standhaft!"

Endlich am letzten Juli erhielt er die sichere Nachricht, daß der König sein Gesuch günstig aufgenommen habe. „Mir hat es Köckeritz", meldet er, „mit einer großen Ermahnung, die Gnade des Königs nicht zum drittenmal auf's Spiel zu setzen, auf eine sehr gütige Art angekündigt und mir gerathen, zu Beym zu gehen und die Beschleunigung der Resolution bei diesem zu betreiben. Der ganze Aufschub derselben scheint blos daran zu liegen, daß man den Fonds zu einer kleinen Besoldung für mich erst eröffnen muß . . . Nach Spanien werde ich nun wohl nicht gehen, so wenig wie nach Schlesien. Gualtieri zwar glaubt es immer noch vortheilhaft für mich, allein er glaubt nicht, daß es der König jetzt bewilligen werde, indem er, wenn er mich bezahlt, auch wohl wird haben wollen, daß ich unmittelbar für ihn arbeite, nicht, daß ich Gualtieri'n einen Theil seiner Geschäfte in Spanien abnehme. — In diesem Falle

wirst Du gewiß Dein Wort halten und zu mir nach Berlin kommen, das Einzige, um dessentwillen mich der glückliche Erfolg meines Gesuches wahrhaft freut. Auch wird Deine Sorge für mich nöthig sein, wenn ich mit einer kleinen Besoldung, die doch gewiß 300 Rthlr. nicht übersteigen wird, meine Bedürfnisse bestreiten soll. Es kann möglich sein, mit dieser Summe auszukommen, aber es ist eine Kunst, und man kann ihre Ausübung von einem Menschen, der dazu einmal nicht taugt, kaum verlangen, so wenig als das Seiltanzen oder irgend eine andere Kunst".

Die treue Ulrike fuhr in der That fort, für seine Bedürfnisse zu sorgen, und auch Minette, eine der andern Schwestern (unverheirathet, wie Ulrike) half ihm mit Vorschüssen aus; aber aus dem Zusammenleben der Geschwister scheint, so bereit Ulrike war, nichts geworden zu sein. Kleist ergab sich mittlerweile mit pflichtschuldigem Eifer der Cameralwissenschaft, um sich auf die Anstellung vorzubereiten, die man ihm endlich zusagte: eine Anstellung bei der Finanzverwaltung in Anspach. Gualtieri reiste ohne ihn nach Madrid; Kleist hatte inzwischen andere Freunde in Berlin gefunden, insbesondere die Jünglinge vom „Nordsternbund" (Chamisso, Varnhagen, Neumann, Fouqué ꝛc.), denen er durch Brockes und Lippe war empfohlen worden. Aber seine damalige Stimmung bezeichnet nichts so sehr, als wie er sich gegen diese jungen Dichter verhielt. Er schloß sich ihnen, wie Varnhagen erzählt *), freundschaftlich an, aber verhehlte ihnen sorgfältig, daß auch er schon als Dichter aufgetreten und Verfasser der „Schroffensteiner" sei; nur als einen „antheilvoll Strebenden" gab er sich, und keiner der jungen Musensöhne errieth, was für Gaben und Schicksale

*) Denkwürdigkeiten, V, 315. In Varnhagens Stammbuch schrieb Kleist am 11. August 1804: „Jünglinge lieben in einander das Höchste der Menschheit, denn sie lieben in sich die ganze Ausbildung ihrer Naturen schon um zwei oder drei glücklicher Anlagen willen, die sich eben entfernen. Wir aber wollen einander gut bleiben".

in diesem stillen Manne wohnten. So ging auch der Herbst hin *), und in seinem verschlossenen, unscheinbaren Dasein verarmte er innerlich immer mehr und mehr. Im December war er wieder ganz vereinsamt und schrieb der Schwester: „Wie wäre es, wenn Du zu mir herüber kämest? Ich bin sehr traurig. Du hast zwar nicht mehr viel Mitleiden mit mir, ich leide aber doch wirklich erstaunlich. Komm also nur herüber und tröste mich ein wenig. Ich weiß doch, daß Du mir gut bist, und daß Du mein Glück willst, Du weißt nur nicht, was mein Glück wäre . . . Ich sehe hier keinen Menschen und bedarf Deiner lieben Gesellschaft".

Indessen bald darauf entschied sich sein Schicksal dahin, daß er weder nach Anspach geschickt ward noch in Berlin blieb, sondern als Diätar bei der Domainenkammer nach Königsberg versetzt wurde. Dies wird im Laufe des Winters (von 1804 auf 1805) geschehen sein. In Königsberg fand er wenigstens einen seiner Freunde wieder, Pfuel, der gleichfalls eine Anstellung in Ostpreußen gefunden hatte und mit dem sich nun der alte herzliche Verkehr erneuerte. Auch mit den hohen Beamtenkreisen kam Kleist in geselligen Verkehr; in seinen späteren Briefen finden wir hier und da verlorene Spuren davon. Sonst lebte er wieder still für sich dahin, in sich vergraben und verschollen.

So verfloß das ganze Jahr 1805; das Jahr, in dem die politische Welt vollends aus den Fugen zu gehen anfing und von Westen her die Auflösung der deutschen Nation heranzog. In Paris hatte Napoleon sein Kaiserthum errichtet; Mailand mußte ihn zum König von Italien krönen; im Sommer rafften sich endlich die großen Mächte zu der dritten Coalition zusammen, und der Herbst sah den unglückseligen Krieg, der Napoleons Uebergewicht entschied. Nun erwachte in Kleist das

*) Er mag ihn zum Theil in Potsdam zugebracht haben: vgl. Briefe an Ulrike S. 107, auch S. 131 unten.

Interesse für die drohenden Wandlungen der Zeit und sein preußischer Stolz. Er hatte bisher, wie die ganze romantische Jugend, den Weltereignissen in stiller Beschäftigung mit seinem Ich gleichgültig zugesehen. Hatten doch die Meister in Weimar selbst das Beispiel gegeben, und Keiner so selbstwillig und starr wie Göthe, der, in dem tröstlichen Gefühl, in der „unbeweglichen nordischen Masse" zu stecken, die vor der Unruhe des überrheinischen Treibens sicher zu sein schien, sich ganz in die Burg seines eigenen Daseins einschloß und, „wie in der politischen Welt irgend ein ungeheures Bedrohliches hervortrat, sich eigensinnig auf das Entfernteste warf" *). Die deutsche Jugend hatte sich nur zu sehr in diese subjective Art hineingelebt. Auch den gesundesten Naturen unter den jungen Romantikern war, wie Varnhagen es bezeichnend schildert **), noch immer „ein Gedicht wichtiger, als der ganze Staat, ein Ereigniß im Kreise ihrer Herzens- und Geistesbeschäftigung bedeutender, als alle Akten und Friedensschlüsse". Das Jahr 1805 aber scheuchte sie aus den Träumen auf. Der Durchzug der Franzosen durch das preußische Franken rief in allen edeldenkenden Preußen erbitterte Aufregung hervor; die Niederlagen Oesterreichs fing man nun an als die eigenen zu empfinden, und sah unruhig auf, als Preußen noch immer Gewehr bei Fuß stand, der Dinge harrend, die da kommen sollten. Dann erlag Oesterreich bei Austerlitz, die Coalition zerbrach, und auf dem weiten Continent stand Preußen allein, nun ganz sich selber überlassen und ohne Führung, ohne Aufschwung, für die tiefer Blickenden fast ohne Hoffnung.

Kleist gehörte zu diesen, und er sah schon jetzt Alles kommen, was kam. „So wie die Dinge stehen", schreibt er Ende December 1805 an Rühle, „kann man kaum auf viel mehr

---

*) Göthe's Annalen, S. 299; vgl. Schiller's und Göthe's Briefwechsel, II, 67 u. A.

**) Denkwürdigkeiten, I, 297, 347 ꝛc.

rechnen, als auf einen schönen Untergang. Was ist das für eine Maßregel, den Krieg mit einem Winterquartiere und der langwierigen Einschließung einer Festung anzufangen! Bist Du nicht mit mir überzeugt, daß die Franzosen uns angreifen werden, in diesem Winter noch angreifen werden, wenn wir noch vier Wochen fortfahren, mit den Waffen in der Hand drohend an der Pforte ihres Rückzugs aus Oesterreich zu stehen? Wie kann man außerordentlichen Kräften mit einer so gemeinen und alltäglichen Reaction begegnen! Warum hat der König nicht gleich bei Gelegenheit des Durchbruchs der Franzosen durch das Fränkische seine Stände zusammenberufen, warum ihnen nicht, in einer rührenden Rede — der bloße Schmerz hätte sie rührend gemacht! — seine Lage eröffnet? Wenn er es blos ihrem eigenen Ehrgefühl anheimgestellt hätte, ob sie von einem gemißhandelten Könige regiert sein wollten, oder nicht, würde sich nicht etwas von Nationalgeist bei ihnen geregt haben? Und wenn sich diese Regung gezeigt hätte, wäre dies nicht die Gelegenheit gewesen, ihnen zu erklären, daß es hier gar nicht auf einen gemeinen Krieg ankomme? Es gelte Sein oder Nichtsein; und wenn er seine Armee nicht um 300,000 Mann vermehren könne, bliebe ihm nichts übrig, als ehrenvoll zu sterben. Meinst Du nicht, daß eine solche Erschaffung hätte zu Stande kommen können? Wenn er all seine goldnen und silbernen Geschirre prägen lassen, seine Kammerherren und Pferde abgeschafft hätte, seine ganze Familie ihm darin gefolgt wäre, und er, nach diesem Beispiel, gefragt hätte, was die Nation zu thun Willens sei! Ich weiß nicht, wie gut oder schlecht es ihm jetzt von seinen silbernen Tellern schmecken mag; aber dem Kaiser in Ollmütz, bin ich gewiß, schmeckt es schlecht. Was ist dabei zu thun? Die Zeit scheint eine neue Ordnung der Dinge herbeiführen zu wollen und wir werden davon nichts als den Umsturz des Alten erleben. Es wird sich aus dem ganzen cultivirten Theile von Europa ein einziges großes System von Reichen bilden, und die Throne mit neuen von Frankreich ab-

hängigen Fürstendynastien besetzt werden. Aus dem Oesterreichischen geht dieser glückgekrönte Abenteurer, falls ihm nur das Glück treu bleibt, gewiß nicht wieder heraus. In kurzer Zeit werden wir in den Zeitungen lesen: „man spricht von großen Veränderungen in der deutschen Reichsverfassung", und späterhin: „es heißt, daß ein großer deutscher (südlicher) Fürst an die Spitze der Geschäfte treten werde". Kurz, in Zeit von einem Jahre ist der Kurfürst von Baiern König von Deutschland. — Warum sich nur nicht Einer findet, der diesem bösen Geiste der Welt die Kugel durch den Kopf jagt! Ich möchte wissen, was so ein Emigrant zu thun hat!"

Dieser merkwürdige Brief läßt uns den ganzen Politiker Kleist auf einmal anschauen. Die große und edle Auffassung; der scharfe Blick, der rücksichtslos in das zukünftige Unglück hineinschaut; der wilde Trieb, das Geschick mit allen Mitteln, erlaubten und unerlaubten, abzuwehren — schon hier ist es beisammen, und wir erkennen den Kleist wieder, der in jedem Verhältniß Alles an Alles setzen muß. Indessen zog der Krieg noch einmal an Preußen vorüber, und die dumpfe Fortentwicklung der Dinge warf ihn wieder auf sich selbst zurück. Um eben diese Zeit scheint es ihm unmöglich geworden zu sein, noch länger ohne die Geschenke der Muse fortzuleben.

Er hatte, wie sich kaum bezweifeln läßt, mehr als ein Jahr lang das „Verse" machen vermieden und sich nach Ulrikens Willen ganz unter das Joch seines Amtes gebeugt; aber die Natur forderte dennoch ihr Recht. Um leben zu können, mußte er dichten — schon weil, wie er selbst sagt, „er es nicht lassen konnte". Das mochte anfangs Alles sein, was ihn dazu trieb; allmählich tauchten dann auch wieder freundliche Träume vor ihm auf. Vielleicht gab es doch noch eine Zukunft für ihn; wenn auch die größte nicht, so doch ein rühmliches und würdiges Dasein, ein Platz neben den Großen: er fühlte, wie jung noch seine Kräfte, wie viele seiner Saiten noch unberührt, seiner Lieder noch ungesungen waren. Sollte er so klanglos zu den Todten

hinabgehen? Und wenn er sich dann in seiner demüthigen Stellung ansah, so konnte er nicht umhin, in seine Ketten zu knirschen. Er war in einem durchaus untergeordneten Verhältniß in der Beamtenhierarchie; unerträglich fand er es, sich Männern, die er übersah, untergeordnet zu sehen. Noch etwas kam hinzu, ihn durch neue Hoffnungen an die alte Freiheit zu erinnern. Eine hochgestellte und hochgebildete Verwandte, eine Frau von Kleist, wirkte ihm eine Pension von der Königin Luise aus *), die er seit dem December 1805 bezog und die ihm eine fortdauernde jährliche Unterstützung von 60 Louisd'or versprach; das konnte ihm, wenn er wollte, zu erneuter Unabhängigkeit hinüberhelfen. Genug, er begann wieder zu dichten — noch unter dem Deckmantel seiner Beamtenwürde, und wohl ohne daß Ulrike es erfuhr, aber ohne Zweifel mit geheimen Absichten, die über seine gegenwärtige Lebensstellung hinauswiesen.

Ein Zufall half ihm um diese Zeit, sich mehr und mehr mit seiner Vergangenheit auszusöhnen. Auf der Reise von Berlin nach Königsberg war er auch durch seine Vaterstadt gekommen, aber er hatte es damals vermieden, Wilhelminen zu sehen; nun mußte sie ihm hier in Königsberg begegnen, als die mit ihrem Geschick versöhnte Gattin eines Andern. In demselben Jahre, wo er die Heimath verlassen hatte, um auf der Reise nach Paris seine Muse zu finden und die Braut zu verlieren, war Wilhelm Krug, der bekannte Kantianer **), nach Frankfurt an der Oder gekommen, um hier als ordentlicher Professor Philosophie zu lehren; und nach einigen Jahren gewann er Herz und Hand der verlassenen Wilhelmine. Sie folgte ihm nach Königsberg, wohin er nach Kants Tode als Professor der Logik und Metaphysik war berufen worden, und

*) Daß sie die Vermittlerin und Gönnerin war, muß man nach den Notizen in Kleist's Briefen annehmen; vgl. Briefe an Ulrike S. 113, 114, 126.

**) Krug, ein äußerst fruchtbarer und lange Zeit populärer Schriftsteller, der mit seinem „transscendentalen Synthetismus" ein neues

die „goldene Schwester" zog zu ihr in's Haus. Für Kleist mußte es wohl eine eigene Empfindung sein, seine ehemalige Braut sich in den Armen eines Lehrers der Philosophie zu denken — der Philosophie, vor der er geflohen war, als er sich (im Herbst 1800) aus ihren Armen getrieben fühlte. Er vermied sie, wie es scheint, auch hier; erst 1806 sah er sie wieder, ohne sein Zuthun, in einer großen Gesellschaft. Nachdem er sich lange in peinlichen Empfindungen von ihr entfernt gehalten, faßte er sich endlich ein Herz, ging auf ihre Schwester zu, die er wieder seine goldene Schwester nannte, und forderte sie zum Tanzen auf. Er sprach weich und herzlich mit ihr schüttete unter vielen Selbstanklagen sein ganzes Herz vor ihr aus und fragte sie, ob sie ihn würden wiedersehen wollen? Die Schwester stellte ihn ihrem Schwager vor, der ihn selbst zu ihnen zu kommen bat, und es währte nicht lange, so war er ihr täglicher Gast geworden.

Die beiden Schwestern fanden ihn stiller und ernster, als er ehemals gewesen war, aber seine kindliche Hingebung war ihm geblieben und seine Phantasie glühender als je. Er verhehlte ihnen nicht seine Unzufriedenheit mit seiner Lage, mit allen Dingen dieser Welt, aber er fand einen freundlichen Trost darin, ihnen von den Dichtungen vorzulesen, mit denen er damals seine Rückkehr zur Poesie begonnen hatte. Er hörte gern ihre Urtheile darüber an, und da mit der Muse auch sein alter Eifer im Studium der Kunst erwachte, theilte er ihnen mit besonderer Liebe seine Gedanken über die Kunst des Vortrags nach, die er ernster nahm, als unsere Dichter zu thun

---

System der Philosophie und eine Vermittlung zwischen der alten und der neuen zu begründen suchte, war 1770 in Preußisch-Sachsen geboren, lehrte in Wittenberg, Frankfurt, Königsberg und Leipzig und starb 1842. In der Restaurationszeit seit 1815 bewährte er sich als einen der eifrigsten Vorkämpfer des Liberalismus, und unter den zahlreichen Wortführern der Restauration, gegen die er polemisch auftrat, ist auch Adam Müller, der unheilvolle Freund Heinrichs von Kleist, zu finden.

pflegen. Er fand es unverzeihlich, daß man dafür so wenig thue und daß Jeder, der die Buchstaben kenne, sich einbilde, auch lesen zu können, da es doch eben so viel Kunst erfordere, ein Gedicht zu lesen, als zu singen. Darüber kam ihm der Gedanke, ob man nicht, wie bei der Musik, durch Zeichen auch einem Gedicht den Vortrag andeuten könne? Er machte selbst den Versuch, schrieb einzelne Strophen eines Gedichtes auf, unter die er die Zeichen setzte, die das Heben, Tragen, Sinkenlassen der Stimme u. s. w. andeuteten, und ließ es in dieser Gestalt von den Damen lesen.

So kam allmählich die Zeit heran, wo er die Fessel des aufgezwungenen Berufes wieder abwarf und noch einmal versuchte, in künstlerischer Freiheit, freilich mit dem schmerzlichen Verzicht auf die zerstobenen Ideale, ein leidliches Dasein zu beginnen. Er hatte sich im Hause Wilhelminens wenigstens an das Eine gewöhnt, mit ruhigerer Wehmuth auf die Tage seiner Sturm- und Drang-Zeit, auf die Seligkeiten und die Gespenster seiner glücklicheren Jugend zurückzusehen. Ihr versunkenes Bild schien ihm nun schöner als je; aber wie er das alles abzuschütteln und sich einen neuen Ausblick zu eröffnen suchte, das verräth uns ein rührendes Gedicht, „die beiden Tauben", das er in jener Zeit wird geschrieben haben *). Zwei Täubchen lieben sich „mit zarter Liebe"; aber der Tauber, „der weichen Ruhe überdrüssig", „ersinnt sich eine Reise", und vergebens sucht die Taube ihn mit zärtlichem Flehen zurückzuhalten:

> Das Wort bewegte einen Augenblick
> Den raschen Vorsatz unsers jungen Thoren,
> Doch die Begierde trug, die Welt zu sehn,
> Und das unruh'ge Herz den Sieg davon.
> Er sagte: Weine nicht! zwei kurze Monden
> Befriedigen jedweden Wunsch in mir.

*) In der Jul. Schmidt'schen Ausgabe III, 363 (abgedruckt aus dem „Phöbus", 2. Heft, S. 32).

Ich kehre wieder, Liebchen, um ein Kleines,
Jedwedes Abentheuer, Zug vor Zug,
Das mir begegnete, Dir mitzutheilen:
Es wird Dich unterhalten, glaube mir! . . .
Kurz, dies und mehr des Trostes zart erfindend,
Küßt er, und unterdrückt was sich ihm regt,
Das Täubchen, das die Flügel niederhängt,
Und fleucht. —

Und aus des Horizontes Tiefe
Steigt mitternächtliches Gewölk empor,
Gewitterregen häufig niedersendend.
Ergrimmte Winde brechen los: der Tauber
Kreucht unter'n ersten Strauch, der sich ihm beut.
Und während er, von stiller Oed' umrauscht,
Die Flut von den durchweichten Federn schüttelt,
Die strömende, und seufzend um sich blickt,
Denkt er nach Wandrerart, sich zu zerstreuen,
Des blonden Täubchens heim, das er verließ.
Und sieht erst jetzt, wie es beim Abschied schweigend
Das Köpfchen niederhing, die Flügel senkte,
Den weißen Schooß mit stillen Thränen netzend;
Und selbst, was seine Brust noch nie empfand,
Ein Tropfen, groß und glänzend, steigt ihm auf.
Getrocknet doch, beim ersten Sonnenstrahl,
So Aug' wie Leib, setzt er die Reise fort . . .
Und sieht die Pracht der Welt und Herrlichkeiten,
Die schimmernden, die ihm der Ruhm genannt,
Und kennt nun Alles, was sie Würd'ges beut,
Und fühlt unsel'ger sich als je, der Arme,
Und steht, in Oeden steht man öder nicht,
Umringt von allen ihren Freuden da,
Und fleucht, das Paar der Flügel emsig regend,
Zum Täubchen hin und sinkt zu Füßen ihr,
Und schluchzt in endlos heftiger Bewegung.
Und küsset sie und weiß ihr nichts zu sagen —
Ihr, die sein armes Herz auch wohl versteht!

Die Allegorie verbirgt sich nicht einen Augenblick: die Klage um das jugendliche Liebesglück, das der Dichter verlor, da er auf unruhiger Wanderschaft den Ruhm und die Unsterblich-

keit suchte und die Verzweiflung fand. Wo gab es nun für ihn das Herz, an dem er sich selber wiederfinden konnte? Mit Wehmuth ohne Trost, aber mit einer letzten stillen Hoffnung doch, schließt er sein Klagelied:

Ich auch, das Herz einst eures Dichters, liebte:
Ich hätte nicht um Rom und seine Tempel,
Nicht um des Firmamentes Prachtgebäude
Des lieben Mädchens Laube hingetauscht!
Wann kehrt ihr wieder, o ihr Augenblicke,
Die ihr dem Leben einz'gen Glanz ertheilt?
So viele junge, liebliche Gestalten,
Mit unempfund'nem Zauber sollen sie
An mir vorübergehn? Ach dieses Herz!
Wenn es doch einmal noch erwarmen könnte!
Hat keine Schönheit einen Reiz mehr, der
Mich rührt? Ist sie entflohn, die Zeit der Liebe —?

Elftes Kapitel.

Die Rückkehr zur Dichtung. (1806.)

Als Kleist sich seiner Muse wieder zu nähern begann, mochte er sich selber wie verwandelt erscheinen. Hatte es ihn vor seiner großen Katastrophe beständig gereizt, in prometheischem Trotz den höchsten Problemen nachzujagen, kleinere Aufgaben nur als leidige Lückenbüßer zu ergreifen: so fing er jetzt umgekehrt, wie von vorne, mit schüchternen Versuchen aus der kleinern Welt an, als gälte es vor Allem, sich in der Entsagung zu üben. Er warf sich auf die Novelle, fuhr als Uebersetzer Moliere's fort, griff dann sein Berner Lustspiel wieder auf, und erst am Ende der Königsberger Zeit gewann er den Muth, sich wieder an großen Geschicken und an der Tragödie seines eigenen Herzens zu versuchen.

Es scheint in Königsberg mehr als eine Novelle geschrieben zu haben; gewiß ist nur, daß er „die Marquise von O . . . .“ hier begann und vollendete. Eine wirkliche Begebenheit, die sich wahrscheinlich in seiner Nähe zutrug, hatte ihn gereizt, den kitzligen Gegenstand durch eine poetische Behandlung zu adeln *). Und in der That, selten ist ein so widriger Stoff an einem so reinen Feuer geläutert worden. Eine junge Wittwe wird bei der Erstürmung einer Festung im Zustande der Ohnmacht entehrt. Der Frevler, ein junger Offizier (der sie aus den Händen seiner Soldaten gerettet), sucht seine Schandthat durch eine schnelle Heirath gut zu machen; er hängt mit wirklicher, leidenschaftlicher Liebe an ihr: aber die Verhältnisse drängen ihn bei Seite, und die Marquise wird aus dem Hause ihrer Eltern mit Schmach und Schande verjagt, da sie sich Mutter fühlt und in ihrer Verzweiflung weder weiß noch sagen kann, was ihr geschehen? Aber hier wird sie nun unter den Händen des Dichters die rührendste und edelste Erscheinung. Wie sie sich nach fürchterlichen Qualen in dem Gefühl ihrer Unschuld sammelt, der Welt gegenüber auch die wunderlichsten Schritte nicht scheut, um ganz dem einsamen Bewußtsein ihrer Pflicht zu folgen; wie dann ihre Reinheit der guten Mutter unwiderstehlich offenbar wird, Vater und Tochter eine Versöhnung ohne Gleichen feiern, zuletzt der Schändliche ihr in der Gestalt des Retters, des Geliebten zu Füßen sinkt und bei diesem Anblick ihr die so lange vertheidigten Kräfte dahinfahren: das alles kann nicht meisterhafter erzählt werden. Diese Gestalten scheinen sämmtlich Portraitfiguren zu sein, und der

*) Wie schon Köpke bemerkt hat (H. v. Kleist's politische Schriften ꝛc., S. 12, 162), ist Bülow's Angabe (S. 44), daß eine Novelle der Madame de Gomez den Stoff zu der Marquise geliefert habe, unrichtig; sie wird widerlegt durch die Notiz, die sich im Phöbus, in der Inhaltsanzeige des Februarheftes, findet, daß diese Geschichte „nach einer wahren Begebenheit“ erzählt sei, „deren Schauplatz vom Norden nach dem Süden verlegt worden“.

Dichter hat sie mit einer Liebe geschildert, daß auch ihre gewöhnlichsten Bewegungen ein Hauch von herzgewinnender Idealität umspielt. Mit einem ganz harmonischen Gefühl kann er uns freilich bei aller Kunst nicht entlassen; denn wie will er jenen ersten empörenden Moment wieder aus der Welt schaffen? Aber dieser Moment ist doch nur eine historische Voraussetzung, auf der sich die Geschichte in ihrem rein psychologischen Charakter aufbaut; der Dichter griff ihn aus der Wirklichkeit als eine Thatsache auf, wie einen häßlichen Körper, in dem sich die Psyche schön und rührend entfalten könnte; und will man den Novellisten nicht in allzu enge Schranken einsperren, so wird man ihm auch solche Stoffe — zu solcher Behandlung — wohl vergönnen müssen.

Schon hier aber finden wir die erzählende Prosa Kleist's in ihrer reinsten Eigenthümlichkeit und ihrer höchsten Vollendung. Um sie nicht falsch zu beurtheilen, muß man die verschiedenen Perioden unterscheiden, die sie — nicht eben zu ihrem Vortheil — zu durchleben hatte: diese erste, in der sie die gesundeste Mischung von Natur und Kunst bleibt, und die spätere zweite, in der sich der Dichter nur zu sehr versucht fühlt, die Natur durch schwerfällige Mittel zu erkünsteln. Kleist hatte — seine Dichtungen lehren es — wie irgend Einer über das Wesen des dramatischen und des epischen Vortrags nachgedacht. Wie fein sich auch zuletzt die Unterschiede der Gattungen verzweigen mögen, die Grundverschiedenheit, die unbezwingliche, niemals ungestraft verletzte bleibt, daß der Dialog gesehen, die Erzählung gehört werden soll: dort also muß, wenn die Wirkung den ganzen Menschen ergreifen soll, das Ohr der Seele dem Auge, hier das Auge der Phantasie dem Ohre zu Hilfe kommen; dort das angeschaute Leben der Gestalten durch das Wort, hier die vernommene Rede durch innere Anschauung ergänzt werden. So wird die Beredsamkeit des Dramatikers immer die sinnliche Erscheinung zu vergeistigen, die Malerei des Epikers die geistige Wahrnehmung zu versinnlichen haben; für Jenen kommt Alles

darauf an, seinen Gestalten das beseelende Wort zu leihen, für diesen, das Erzählte gleichsam in körperlicher Gegenwart zu zeigen. Und für dieses entscheidende Verhältniß entwickelt Kleist, den doch seine ganze Anlage auf das dramatische Feld zu drängen scheint, den reinsten und sichersten Instinct und die Technik des Meisters. Wie er im Drama alles äußerliche Schildern und alle epischen Motive mit raschem Griff nach dem dramatisch Wesentlichen bei Seite stößt, so sieht man ihn in seinen Novellen, während er uns durch die Plastik des Ausdrucks gleichsam auf die Bühne der Ereignisse versetzt, doch nie die weise Zurückhaltung des Erzählers und den Bereich seiner Mittel vergessen. Was nicht durch das Ohr an unsere Phantasie und in unser Herz gelangt, darum bemüht er sich nicht. Er costumirt uns weder seine Figuren noch seine Scenerien; er erspart uns alles das Detail, das, während es von der Bühne her in fertigen Bildern in unsere Sinne einströmt, an den Hörer (und Leser) nur in zerrissenen Fetzen kommt, ihn zerstreut, beunruhigt, und dann verweht: aber er zeigt uns Alles, was an den Gestalten und an den Bildern der Natur mitredet, was als Bewegung ertönt und so im geistigen Ohr vernehmlich haftet. Seine Figuren stehen, sitzen und wandeln vor unsern Augen, nicht weil er uns fort und fort über ihre ganze äußerliche Erscheinung unterrichtet, sondern weil er sich mit dem glücklichsten Takt auf das Bezeichnende beschränkt und von ihrem Gebahren uns nicht mehr verräth, als was sich der Phantasie zwanglos und augenblicklich einprägt. Aber eben dieses Wesentliche enthüllt er mit einer Kraft des Ausdrucks, wie sie Wenigen gegeben ist. Er schaut den Vorgang stets wie mit hundert unersättlichen Augen an. Durch alles äußerliche Beiwerk hindurch sieht er in die Seele des Ereignisses, und wie von dieser das Blut in die sinnlich erfaßbaren Bewegungen hineinströmt; und so ist jeder Zug, auch der flüchtigste, den er wie ein verlorenes Wort nachlässig hinzuwerfen scheint, der vollen Wahrheit des Moments entflossen. Man hat die Unruhe

und Ueberladenheit seines Vortrags getadelt; aber dieser Vorwurf trifft nur seine spätere Manier, in der jener bezaubernde Realismus zuweilen ausschweifend wird, und seine Farben zu verschwenden, seine reinen Linien zu verwirren beginnt, um die Wahrheit des Moments völlig auszuschöpfen: eine Manier, von der wir weiterhin mehr zu reden haben. Aber sie entfaltet sich erst in seinen letzten und verworrensten Zeiten; die Erzählungen dieser nächsten Jahre verrathen noch nichts davon, und was den Vortrag betrifft, können sie kaum reiner und ruhiger gedacht werden.

Auch die äußere Form der Kleistischen Prosa tritt in der Marquise von O . . . . schon in ihrem bewußten kunstmäßigen Gewande auf. Sie soll überall nur das Wesentliche sagen, knapp, treu, und ohne sich schön zu machen auf ihre eigene Hand; aber sie soll es nicht ohne einen bestimmten epischen Rhythmus sagen. Die reine Natürlichkeit des Ausdrucks soll, gleichsam unvermerkt, ein edler, frei geführter Bau der Sätze erhöhen, und ungewöhnliche Wendungen das Ohr in eine reinere Atmosphäre tragen. Die Worte müssen sich der schöpferischen Willkür des Dichters fügen, mit derselben Gelassenheit, mit der sie sich sonst den Bedürfnissen des Verses hingeben; er stellt sie um, wo ein geheimes Gesetz der Schönheit ihn dazu aufforbert; er legt die Sätze wie in künstliche Falten über einander oder läßt sie in Participialconstructionen neben einander hergleiten, um den Hauptzug einer Schilderung über die andern hinauszuheben; er unterbricht die Rede, indem er den Ausdruck einer sprechenden Geberde einschiebt, oder springt aus der directen in die indirecte hinüber, oder mit einer raschen Wendung wieder in jene zurück: kurz, er belebt seinen Vortrag durch ein mannichfaltiges Spiel mit dem Organismus der Sprache — und doch scheint er ihn nirgends zu verletzen, ihn nur aus allen seinen Schlupfwinkeln hervorzutreiben. Ja sobald man sich in diesen geheimnißvollen Styl hineingelesen, wird man zu glauben versucht sein, daß man sich gar nicht natürlicher und sachgemäßer

ausdrücken könne, und vielleicht nicht ahnen, wie viel Kunst und Feile daran gesetzt war, diesen Eindruck kunstloser Wahrheit zu erzeugen.

Was den Kleistischen Styl so unwiderstehlich macht, ist, wie Alles dieser Art, schwer in Worte zu fassen; aber zwei Dinge wirken hier in erster Reihe. Zunächst, daß der Dichter ebenso empfindlich und eifrig, wie er alle Trivialitäten vermeidet, dem hohlen Prunk der getragenen Rede aus dem Wege geht und die Spur der Schönheit stets auf den Pfaden der Natur verfolgt. Denn er schildert nie, was er nicht glaubt, was er nicht mit der Seele glauben und sehen gelernt hat; und so ist auch der tiefste und stärkste Ton nur der natürliche Ausdruck eines wirklich empfundenen Gefühls. Ueberschwängliche Wendungen wird man bei dem Prosaiker Kleist vergebens suchen; aber die rührendsten stehen ihm allezeit zu Gebote. Doch hütet er sich auch diese zu verschwenden. Er haßt nichts so sehr als die gewöhnliche Sentimentalität; Rührungen, die auch nur von fern ein unächter Hauch anweht, gelten nicht für ihn; nur Größe oder Einfalt der Empfindung kann ihn selber ergreifen: und so verstummt er lieber, als daß er aus diesem keuschen Maß pathetischer Darstellung heraustväte. Nichts aber wird den gesunden Sinn herzlicher bewegen, als eine Zurückhaltung dieser Art, die nur durch die Ueberfülle des Reichthums — gleich Cordeliens Herzen — arm erscheint; die die kleinen Bettlerlämpchen der Empfindung gleichgültig verlöschen läßt, um Alles auf einmal durch die großen Flammen zu erhellen.

Immerhin könnte noch etwas Willkürliches und kalt Erfundenes in der äußerlichen Manier des Satzbaues zurückbleiben; aber auch das wird durch eine höhere Kunst ausgetilgt. So, wie diese oft verschränkten Sätze, diese gekrümmten Wortgefüge dastehen, sind sie durchaus für den Vortrag empfunden. Wir wissen, wie nachdenklich Kleist sich der Kunst des Vortrags annahm, ja wie er sie bei Gedichten durch äußere Zeichen

anzudeuten und zu fixiren versuchte. Dasselbe hat er, in gewissem Sinne, bei seinen Erzählungen gethan. Um die Recitation zu beleben, die Töne wirksam zu mischen, Ruhepunkte und Einschnitte, Hebungen und Senkungen der Stimme ohne Willkür, nach bleibenden Normen zu vertheilen, schuf er sich nicht blos die eigenthümliche Architektonik, der seine Sätze und Satztheile gehorchen: er half auch dem Auge des Lesers durch ein förmliches System der Interpunction nach, das keinen andern Sinn hat, als die Nuancen des Vortrags so sinnlich wie möglich anzudeuten. In der neuesten Ausgabe seiner Schriften wird man dieses System verwischt finden. Julian Schmidt, der dessen Bedeutung, wie es scheint, nicht bemerkte, hat dem Leser die Sache leichter machen wollen, indem er die Interpunction auf die landläufige Manier zurückführte, und ohne Zweifel wird der Mehrzahl der Leser damit gedient sein; nur daß darüber so manche der Kleistischen Eigenthümlichkeiten, die invertirten Wortstellungen, die regelwidrigen Einschiebsel, ihren Sinn verlieren, und der ganze Satzbau als ein befremdend manierirtes Wesen auffallen muß. Sieht man aber, wie ganz er auf einen kunstvollen Vortrag berechnet ist, und hört man, den Intentionen des Dichters nachgehend, wie rein sich dieser vielverschränkte Styl bei richtiger Recitation in anmuthig farbige Natürlichkeit auflöst, so erkennt man erst, daß man es in jedem Sinne mit einem Meister des Erzählens zu thun hat, bei dem die scheinbare Willkür bewußte Kunst ist und auch das Wunderliche nicht geradezu unberechtigt auftritt.

Kleist begann während des Königsberger Aufenthalts auch die größte unter seinen Erzählungen, den Michael Kohlhaas; aber er ließ sie für jetzt noch unvollendet. Er ergriff zunächst eine Aufgabe, die er nur dies eine Mal unternahm, nämlich ein fremdes Schauspiel zu übersetzen: und zwar ein französisches Lustspiel, den „Amphitryon“ des Moliere. Die Fabel ist bekannt: der lebenslustige Vater der Götter, Jupiter, besucht Alkmenen, die Gattin Amphitryons, bei Nachtzeit in ihres ab=

wesenden Gemahls Gestalt, und die halb drolligen, halb peinlichen Verwickelungen, die aus diesem Mißbrauch der göttlichen Amtsgewalt entstehen, löst zuletzt der erhabene Uebelthäter durch seine wahrhaftige Erscheinung und die Verkündigung des Hercules, als der Frucht jener Schäferstunde, auf. Amphitryon, der inzwischen mit allen Qualen der Eifersucht bekannt geworden, und sein Diener Sosias, der unter seinem Doppelgänger Mercur gleichfalls mancherlei Schmerzliches erlitten, beide können am Ende nicht umhin, zu dem bösen Spaß gute Miene zu machen; und Alkmene kommt mit der schmeichelhaften Aussicht davon, die Mutter eines weltberühmten Halbgotts zu werden.

Moliere hat diesen Stoff, der schon von den Alten auf die Bühne gebracht wurde, mit seiner gewohnten kecken Frivolität behandelt. Sein Stück eröffnet (nach einer Idee Lucians) ein witziger Dialog zwischen Mercur und der Nacht, die um der allerhöchsten Liebesfreuden willen länger als sonst über Theben verweilen soll: ein Dialog ganz im Styl jener Tage, Mercur einem Galan von Ludwigs XIV. Hof, die Nacht einer Pariser Grisette gleich. Es fällt ihm nicht ein, die delicate Geschichte ernsthaft zu behandeln, und über die letzten Consequenzen geht er mit einer graziösen Wendung und einem schelmischen Achselzucken leicht hinweg. Das war es natürlich nicht, was Kleist an dieser Comödie interessiren konnte. Ihn zog vielmehr eben das, was der Franzose abgelehnt oder ahnungslos übergangen hatte: der geheime Sinn der göttlichen Umarmung, und der Reiz, jenes große Mißverständniß bis in die Tiefen der verletzten Menschenbrust zu verfolgen. Noch einmal kam ihm hier das Thema der Marquise von O . . . entgegen, aber in einer ungleich größeren Bedeutung. Alkmene, das liebende, treue, irdische Weib, wird in ihrem Heiligsten beleidigt und beraubt, aber der thierische Frevel, der ihr, der Unwissenden, naht, kommt in der Gestalt des höchsten Gottes, durch des Unsterblichen Gegenwart zu einem ahnungsvollen Mysterium erhöht: und so rüttelt das Höchste und das Niedrigste zugleich an der

Reinheit des Geschlechts wie an den Schranken der Gattung. In diesem verworrenen Zustand zeigt sie sich nun in der edelsten Menschlichkeit, dem Geschlechte und der Gattung treu; gegen den Frevel mit unbefleckbarer Unschuld, gegen den Gott mit unverwirrbarer Liebe zu ihrem irdischen Gemahl gerüstet. Nur soweit ihr Menschendasein reicht, hält sie ihr Glück und ihre Seligkeit in treuen Armen; der Himmel wölbt sich ihr im Dach ihres bräutlichen Gemachs, das Bild des Göttervaters sieht sie nur in ihres Gatten Gestalt, und wenn sie den Höchsten preist, preist ihr Herz die Wonne ihres engen Daseins. So ist sie nichts als ein irdisch Weib; aber in diesem Namen ist sie Alles, das holdeste Geheimniß der Natur. Streng prüft sie der Gott, und er erfindet sie ächt und ganz; als das reine Urbild ihres Geschlechtes steht sie vor ihm, und über Alles entzückt und gerührt spricht er ihr (noch unerkannt) sein göttliches Genügen aus:

Mein süßes, angebetetes Geschöpf!
In dem so selig ich mich, selig preise!
So urgemäß dem göttlichen Gedanken,
In Form und Maaß und Sait' und Klang,
Wie's meiner Hand Aeonen nicht entschlüpfte!

— — —

Du bist, Du Heilige, vor jedem Zutritt
Mit diamant'nem Gürtel angethan.
Auch selbst der Glückliche, den Du empfängst,
Entläßt Dich schuldlos noch und rein, und Alles,
Was sich dir nahet, ist Amphitryon.
— — — Dich in die Schaar,
Glanzwerfend, aller Götter führ' ich ein.
Und wär' ich Zeus, wenn Du dem Reigen nahtest,
Die ew'ge Here müßte vor Dir aufstehn,
Und Artemis, die strenge, Dich begrüßen.

Der Scherz der Comödie, sieht man, verwandelt sich in ein ernstes, feierliches Spiel. Die Rührung, die der Gott bei diesem Anblick der reinen Menschheit empfindet, theilt sich dem sterblichen Zuschauer mit, und das weibliche Ideal des Dichters —

denn in der Alkmene hat er es, ohne Zweifel, verkörpern wollen — tritt aus dem Dunkel jener geheimnißvollen Nacht in verdoppeltem Glanz hervor. Nie ist eine französische Posse so seltsam durch deutsche Tiefe und Innigkeit idealisirt worden. Kleist hebt den Schleier von der göttlich-irdischen Schäferstunde ohne Schonung hinweg; er malt die Scenen, wie der unerkannte Gott Alkmenen überrascht, wie sie alle Schätze ihrer keuschen Liebe vor ihm ausschüttet, wenigstens unsern Ohren feurig aus; auch die bangen Leiden der Hintergangenen, da sie nun den Betrug, nicht aber den Thäter, entdeckt, und vergehen und verzweifeln will; bis sich der Schmerz ihrer Seele in frommer Ergebung in den Willen der Gottheit löst. Hier übersetzt er nicht mehr: aus dem entlehnten Stück ist ein Eigenthum seines Geistes geworden; und auf diesen vom Mysterium angehauchten Scenen ruht ein unwiderstehlicher dichterischer Glanz, der uns fast verführt, das wunderliche, faunische Grundmotiv zu vergessen. Aber es bleibt doch ein ungetilgter Rest von disharmonischem Gefühl zurück. Der üppige Heidengott, so ernst und erhaben er auch zu reden weiß, behält für uns das Gesicht eines fremden Eindringlings und eines schelmischen Comödianten; die derben Scherze Mercurs werfen auch auf den Göttervater ihr zweideutiges Licht, und zu der Höhe unseres christlichen Mythus wird sich diese antike Gaukelei niemals steigern lassen. In diesem Sinne behält Göthe ohne Zweifel Recht, wenn er über den Amphitryon sagt: „Nach meiner Einsicht scheiden sich Antikes und Modernes auf diesem Wege mehr, als daß sie sich vereinigten. Wenn man die beiden entgegengesetzten Enden eines lebendigen Wesens durch Contorsion zusammenbringt, so gibt das noch keine neue Art von Organisation; es ist allenfalls nur ein wunderliches Symbol, wie die Schlange, die sich in den Schwanz beißt".

Ein merkwürdiger Versuch, an dem das Genie mit seinen Kräften nicht gespart hat, wird der Amphitryon immer bleiben. Für die Entwickelung des Dichters aber bedeutet er uns, daß

dieser nun auch seinen dramatischen Styl gefunden, der in den „Schroffensteinern“ noch zwischen naturalistischen und idealistischen Ansprüchen hin und her schwankte: einen Styl, der sich weder an Göthe noch an Schiller anlehnt und doch — wie es allein richtig sein konnte — auf dem Wege dieser Meister fortging; aber in dem bewußten Streben, die freie Nachahmung der Natur nie und nirgends dem Vers zu Liebe zu erdrücken. In seinen Jamben spielt ein feinfühlig musikalischer Geist, aber vor nichts hütet sich der Dichter so unablässig, als diesen Geist seinem phrasenklingelnden Schwelgen zu überlassen; die Wahrheit und Lebendigkeit des Dialogs soll überall des Verses Lehrmeisterin sehen, und für Kleist ist es selbstverständlich, daß er die Silben seiner Verse nicht ängstlich zählt, sobald eine höhere Rücksicht ihn zu einem freiern Gebahren auffordert.

Zugleich sehen wir den Dichter von einer neuen Seite, in seinem Talent für komische Behandlung. Auch in den burlesken Scenen geht er, wie in den ernsten, weit über Moliere hinaus, und den souverainen Humor Mercurs, wie das Charakterbild des drolligen Schurken Sosias führt er in so behaglicher Breite durch, daß wir auch hier das französische Vorbild fast aus dem Auge verlieren. Zwar darf man von dem dunklen und grübelnden Gemüthe Kleist's nicht den schmelzenden Glanz Calderon'scher oder Shakspeare'scher Komik erwarten. In seiner Brust kann die scherzhafte Weltbetrachtung immer nur episodisch auftauchen; die Logik des Schmerzes hält ihn fester in Banden, als ihn der lockere Muth des Humors je zu lösen vermag: und wie es ihm im Leben oft erging, daß er aus dem heitersten Lachen in zerstreuten Tiefsinn versank, so drängt sich auch in seinen Dichtungen bald der nachdenkliche Ernst neben den flatternden Scherz. Aber in drolliger Abmalung des niederen Volkshumors, wie er ihm aus dem Leben seiner Heimath im Ohre klang, zeigt er schon im Amphitryon den glücklichen Sinn, den er gleich darauf, ungleich lebendiger noch, im „zerbrochenen Krug“ bewährte.

Kleist hatte dieses Lustspiel, wie wir wissen, schon in der Schweiz (1802) concipirt und in Dresden 1803 niederzuschreiben begonnen. Was ihn daran besonders anzog, war ohne Zweifel die fruchtbare Erfindung, zu der ihn das Bild in Zschokke's Zimmer angeregt hatte: den gleichgültigen Streit um einen zerbrochenen Krug zu einem höchst verwunderlichen Criminalprozeß anzuschwellen, in dem der Richter zugleich der Verbrecher ist und sich selbst, wider Willen, zu Schanden inquiriren muß, während Alles, was sonst noch mit dem Krug zerbrach, sich heiter und lachend wiederherstellt. Der Richter Adam, ein hartgesottener Sünder, hat seine beiden lüsternen Augen auf die Eva geworfen und sucht ihr ihre Unschuld durch einen nichtswürdigen Betrug abzuschwatzen, indem er ihr vorspiegelt, daß ihr Geliebter Ruprecht mit den jungen Rekruten, auf sichere Nimmerwiederkehr, nach Batavia geschickt werden soll und nur durch ein falsches Krankheitszeugniß befreit werden kann. Unter dem Vorwand, ihr dieses Zeugniß ausfertigen zu wollen, drängt er sich zu später Stunde in ihre Kammer ein, wird aber hier, während er mit seinen schändlichen Zumuthungen hervortritt, von dem eifersüchtigen Ruprecht überrascht, entspringt mit einigen bösen Schrammen, und indem er den verhängnißvollen Krug herunterreißt, durch's Fenster, und läßt die Aermste in der drohenden Umgebung der Hausgenossen zurück: der Mutter Martha, die auf den Ruprecht als den vermeintlichen Mörder des Kruges einstürmt, des Bräutigams, der sich von der treulosen Eva in toller Wuth lossagt, der Verwandten und Freunde, die, während Eva rathlos schweigt, das Geschrei der Frau Martha mit sittlicher Entrüstung unterstützen. Am andern Tage erscheint nun der zerbrochene Krug mit seiner schwergekränkten Besitzerin vor Gericht, und hier beginnt das Stück und die unabsehbar sich verwickelnde Verhandlung, die der Richter Adam, unter dem leidigen Beisein des controllirenden Gerichtsraths, mit unnachahmlichem Galgenhumor aus einem Schlupfwinkel in den andern zu entführen sucht, um endlich doch — auf der

113. Seite — entlarvt zu werden. Dieser durchtriebene Schelm, in dem der ganze „alte Adam“ beisammen steckt, ist ein Meister-stück der komischen Poesie. Kleist stellt ihm seine unerschöpfliche Erfindungsgabe verschwenderisch zu Gebot, und man kann der Unschuld den Kampf und den Sieg nicht saurer machen; obwohl uns von Anfang an das behagliche Gefühl begleitet, daß unser niederländischer Falstaff den Kopf in der Schlinge vergebens hin und her dreht, daß die endliche Entscheidung nicht zweifelhaft sein kann. In dieser geistreich dialektischen Form ist das Stück wohl einzig in seiner Art. Mit überaus ergötzlicher Leichtigkeit wirft der Dichter die Streitfrage wie einen Ball unter den Parteien hin und her, retardirt und beschleunigt wie es ihm gefällt, treibt in dem geschwätzigen Spiel seine Charaktere Schritt für Schritt aus ihren Höhlen hervor, und hat sie uns zuletzt Alle so drollig und gemüthlich an's Herz gelegt, daß wir nicht umhin können, ihnen noch manche Motion, die so gesund ist wie diese, und dem versöhnten Paar allen Segen zu wünschen. Denn Kleist will auch hier noch etwas mehr, als uns durch eine wohlgeschürzte Intrigue unterhalten. Er hat die volle Dichter-Empfindung für seine Figuren, und wie sie in ihren groben Kitteln, in ihren Hauben und Perrüken, aus ganzem Holz geschnitzt, lebendig und treuherzig vor ihm dastehen, so sollen sie auch für uns aus dem lächerlichen Labyrinth des Prozesses in ihrer ganzen Wirklichkeit hervorgehen und uns in der heiter bewegten Seele haften.

Und so zeigt er auch im Verkehr mit der leichteren Muse überall sein ächtes Dichtergemüth und die ernste künstlerische Treue; nur Eines sollte ihm versagt bleiben, während er doch so thätig danach rang: die zufriedene Eintracht mit Welt und Leben. Er hatte inzwischen endlich den Schritt gethan, der für ihn unvermeidlich geworden war, sobald er sich der Dichtung von neuem in die Arme geworfen hatte: er hatte seine Stellung beim Finanz-Departement wieder aufgegeben. Schon im Früh-

jahr 1806 muß das geschehen sein *); gegen den Willen der Schwester, der er sich zwei Jahre früher so willenlos unterworfen hatte, und zu ihrem großen Mißvergnügen: aber so schmerzlich er selbst diesen neuen Abfall von ihr empfand, er war unfähig geworden, ihr in diesem Punkte zu gehorchen. Nach der Vollendung des „zerbrochenen Kruges“ **) schreibt er an Rühle (dem er schon den „Amphitryon“ nach Berlin geschickt hatte): „Du weißt, daß ich meine Carriere wieder verlassen habe. Altenstein (der bekannte Minister, damals Geh. Oberfinanzrath und Kleist's Chef), der nicht weiß, wie das zusammenhängt, hat mir zwar Urlaub angeboten und ich habe ihn angenommen; jedoch blos um mich sanfter aus der Affaire zu ziehen. Ich will mich jetzt durch meine dramatischen Arbeiten ernähren, und nur wenn Du meinst, daß sie auch dazu nichts taugen, würde mich Dein Urtheil schmerzen und auch das blos, weil ich verhungern müßte. Sonst magst Du über ihren Werth urtheilen wie Du willst. In drei bis vier Monaten kann ich immer ein solches Stück schreiben, und bringe ich es nur auf 40 Friedrichsd'or, so kann ich davon leben. Auch muß ich mich im Mechanischen verbessern, an Uebung zunehmen, und in kurzer Zeit Besseres liefern lernen“.

Schon diese Zeilen verrathen, daß er zu einem heitern Gleichmaß der Stimmung nicht gelangt war; es kam hinzu, daß die Leiden seiner Seele sich wieder dem Körper mittheilten und ihn mehr als billig in brütender Einsamkeit festhielten. Zu Ende des Sommers ging er nach Pillau, um das Seebad zu gebrauchen; aber auch dort war er bettlägerig, wie er es schon in Königsberg gewesen, und in den fünf Wochen dieses Aufent-

*) Vgl. Briefe an Ulrike S. 114, wo Kleist erwähnt, daß er nach dem März noch einige Monate lang (dann aber nicht mehr) Diäten vom Finanzdepartement bezogen habe.

**) Der Brief, von Bülow mitgetheilt (S. 240 ff.), ist ohne Datum, muß aber noch vor den Ausbruch des Krieges mit Napoleon fallen.

halts kam er nur fünf- oder sechsmal dazu, in's Wasser zu steigen. Es überfielen ihn wieder die alten Ideen von freiwilliger Verkürzung des unwürdigen Erdendaseins. Ueber den Sternen suchte und schuf er sich eine schönere Welt. Als Rühle sich, in dieser Zeit, verlobt (vielleicht schon vermählt) und dem Freunde die Geschichte seiner Liebe mitgetheilt hatte, antwortet ihm Kleist: „Liebe, mein Herzensjunge, so lange Du lebest, doch liebe nicht wie der Mohr die Sonne, daß Du schwarz wirst. Wirf, wenn sie auf- oder untergeht, einen freudigen Blick zu ihr hinauf, und laß Dich in der übrigen Zeit von ihr in Deinen guten Thaten bescheinen und zu ihnen stärken und vergiß sie. Der Gedanke will mir noch nicht aus dem Kopfe, daß wir noch einmal zusammen etwas thun müssen. Wer wollte auf dieser Welt glücklich sein! „Pfui, schäme Dich", möcht ich fast sagen, „wenn Du es willst. Welch eine Kurzsichtigkeit, Du edler Mensch, gehört dazu, hier, wo alles mit dem Tode endigt, nach etwas zu streben!" Wir begegnen uns, drei Frühlinge lieben wir uns, und eine Ewigkeit fliehen wir wieder auseinander. Und was ist des Strebens würdig, wenn es die Liebe nicht ist! Ach! es muß noch etwas Andres geben, als Liebe, Glück, Ruhm und X Y Z, wovon unsere Seelen nichts träumen".

„Es kann kein böser Geist sein, der an der Spitze der Welt steht, es ist ein blos unbegriffener. Lächeln wir nicht auch, wenn die Kinder weinen? Denke nur diese unendliche Fortdauer! Myriaden von Zeiträumen, jedweder ein Leben, für jedweden eine Erscheinung wie diese Welt! Wie doch das kleine Sternchen heißen mag, das man auf dem Sirius, wenn der Himmel klar ist, sieht? Und dieses ganze ungeheure Firmament nur ein Stäubchen gegen die Unendlichkeit! Sage mir, ist dies ein Traum? Zwischen je zwei Lindenblättern, wenn wir Abends auf dem Rücken liegen, eine Aussicht, an Ahndungen reicher als Gedanken fassen und Worte sagen können. Komm, laß uns etwas Gutes thun und dabei sterben! Einen der Mil-

lionen Tode, die wir schon gestorben sind und noch sterben werden. Es ist, als ob wir aus einem Zimmer in das andere gehen. Sieh! die Welt kommt mir vor wie eingeschachtelt, das Kleine ist dem Großen ähnlich. So wie der Schlaf, in dem wir uns erholen, etwa ein Viertel oder Drittel der Zeit dauert, da wir uns im Wachen ermüden, wird, denke ich, der Tod, und aus einem ähnlichen Grunde, ein Viertel oder Drittel des Lebens dauern. Und gerade so lange braucht ein menschlicher Körper, um zu verwesen. Und vielleicht gibt es für eine ganze Gruppe von Leben noch einen eigenen Tod, wie hier für eine Gruppe von Durchwachungen (Tagen) einen".

„Nun wieder zurück zum Leben! so lange das dauert, werde ich jetzt Trauerspiele und Lustspiele machen. Ich habe eben wieder gestern eins fortgeschickt, wovon Du die erste Scene schon in Dresden gesehen hast. Es ist der zerbrochene Krug. Sage mir dreist, als ein Freund, Deine Meinung, und fürchte nichts von meiner Eitelkeit. Meine Vorstellung von meiner Fähigkeit ist nur noch der Schatten von jener ehemaligen in Dresden. Die Wahrheit ist, daß ich das, was ich mir vorstelle, schön finde, nicht das was ich leiste. Wäre ich zu etwas Anderm brauchbar, so würde ich es von Herzen gern ergreifen. Ich dichte blos, weil ich es nicht lassen kann".

Wir hören in jedem Wort den gefallenen Himmelsstürmer reden, und die Wahrheit dieser Selbstschilderung muß den Leser ergreifen. Da er dem stolzen Guiskard-Traum hat entsagen müssen, den ihm der unbarmherzig grübelnde Verstand zerriß, will er fortan nur noch dem Gefühle folgend leisten was er kann, und die harmlos schaffende Phantasie jenem selbstquälerischen Tyrannen entreißen. „Ach", ruft er aus, „es gibt nichts Göttlicheres als die Kunst, und nichts Leichteres zugleich; und doch, warum ist es so schwer? Jede erste Bewegung, alles Unwillkürliche ist schön, und schief und verschroben alles, sobald es sich selbst begreift. O, der Verstand! der unglückliche Verstand!" „Studire nicht zu viel", ruft er dem Freunde zu, der

sich gleichfalls (vorübergehend) der Kunst ergeben, „folge dem Gefühl. Was Dir schön dünkt, das gieb uns auf gut Glück. Es ist ein Wurf wie mit dem Würfel; aber es giebt nichts anderes“.

Mitten in diese seine neue schaffende Einsamkeit brach nun der lange gefürchtete vernichtende Krieg herein. Im September war er unausweichlich geworden, schon am 14. October fiel bei Jena und Auerstädt die fürchterliche Entscheidung; den unglücklichen Dichter traf sie auf dem Krankenlager und warf ihn vollends darnieder. Zu dem allgemeinen Unheil gesellte sich schnell die Sorge für das Schicksal der Seinigen und schreckte ihn aus dem langen Schweigen auf, das er auch gegen Ulriken beobachtet hatte *). Er hatte sie durch seinen Austritt aus der Beamtenlaufbahn schwer erzürnt, auch während des Besuchs,

*) In den Briefen an die Schwester ist wenigstens eine lange Lücke, vom December 1804 bis zum October 1806; dazwischen hatte er sie allerdings in Königsberg gesehen (vgl. S. 128 der Briefe) — ohne daß wir wüßten, wann und wie lange. Bei dieser Gelegenheit muß ich berühren, daß nach dem Datum eines von Bülow (S. 244) mitgetheilten Billets an Rühle (es trägt die Ueberschrift „Dresden 1806“) Kleist in dem Kriegsjahre in Dresden gewesen sein müßte: wenn nicht Alles, was wir aus dieser Zeit von ihm wissen, dagegen spräche (auch der Anfang des zweiten Königsberger Briefs an Rühle, Bülow S. 240). Statt 1806 wird 1807 zu lesen sein; an falschen Jahreszahlen ist bei Bülow ohnehin kein Mangel. Koberstein findet (S. XVIII) das Bülow'sche Datum durch eine Andeutung in einem der Kleist'schen Briefe aus Chalons (Bülow S. 48 unten) unterstützt; dort wird beklagt, daß nicht Rühle, Pfuel und Kleist sich in Dresden hätten sprechen können. Aber mir scheint, daß diese Klage sich nicht auf eine frühere Zeit, sondern nur auf die jüngstvergangene beziehen kann: Kleist war, als er von Königsberg kommend in Berlin gefangen genommen und nach Frankreich abgeführt ward, auf dem Wege nach Dresden (s. im Anhang zu den Briefen an Ulrike S. 162 unten), und dorthin, wo sich Rühle bereits befand, war offenbar auch Pfuel gewillt zu gehen, wie es denn, sobald die Zeitverhältnisse es zuließen, in der That geschah.

den sie ihm in Königsberg gemacht hatte, sich wieder, wie einst in Paris, herb und gereizt erwiesen; das alles fiel nun im Angesicht des großen Unglücks wie eine todte Larve von ihm ab. „Meine theuerste Ulrike", schrieb er der Schwester am 24. October, „wie schrecklich sind diese Zeiten! Wie gern möcht' ich, daß Du an meinem Bette säßest, und daß ich Deine Hand hielte; ich fühle mich schon gestärkt, wenn ich an Dich denke! Werdet Ihr flüchten? Es heißt ja, daß der Kaiser den Franzosen alle Hauptstädte zur Plünderung versprochen habe. Man kann kaum an eine solche Raserei der Bosheit glauben. Wie sehr hat sich Alles bestätigt, was wir vor einem Jahre schon voraussahen! Man hätte das ganze Zeitungsblatt von heute damals schon schreiben können ... Es ist entsetzlich. Pfuel war, kurze Zeit vor dem Ausbruch des Krieges, Adjutant bei dem General Schmettau geworden, der bei Saalfeld geblieben ist. Was aus ihm geworden ist, weiß ich nicht. Auch von Rühle habe ich seit drei Wochen keine Nachrichten erhalten. Sie standen beide bei dem Corps des Prinzen Hohenlohe, das, wie es heißt, eingeschlossen und von der Elbe abgeschnitten ist (Kleist hatte erst die Nachricht von der Auerstädter Niederlage, er wußte noch nichts von der Auflösung der Hohenlohe'schen Armee). Man kann nicht ohne Thränen daran denken. Denn wenn sie alle denken, wie Rühle und Pfuel, so ergiebt sich keiner. — Ich war vor einiger Zeit willens, nach Berlin zu gehen. Doch mein immer krankhafter Zustand macht es mir ganz unmöglich. Ich leide an Verstopfungen, Beängstigungen, schwitze und phantasire und muß unter drei Tagen immer zwei das Bette hüten. Mein Nervensystem ist zerstört ... Wenn ich nur an Dir nicht Unrecht gethan hätte, mein theuerstes Mädchen! Ich bin so gerührt, wenn ich das denke, daß ich es nicht beschreiben kann. Schreibe mir doch, wenn Ihr, wie ich fast glaube, nach Schorin gehen solltet. Denn Minette wird doch schwerlich die Franzosen in Frankfurt abwarten. Vielleicht komme ich alsdann auch dahin. Kein besserer Augenblick für mich, Euch

wiederzusehen, als dieser. Wir sänken uns, im Gefühl des allgemeinen Elends, an die Brust, vergäßen und verziehen einander und liebten uns, der letzte Trost in der That, der dem Menschen in so fürchterlichen Augenblicken bleibt. Es wäre schrecklich, wenn dieser Wütherich sein Reich gründete. Nur ein sehr kleiner Theil der Menschen begreift, was für ein Verderben es ist, unter seine Herrschaft zu kommen. Wir sind die unterjochten Völker der Römer. Es ist auf eine Ausplünderung von Europa abgesehen, um Frankreich reich zu machen. Doch, wer weiß, wie es die Vorsicht lenkt".

Der Kriegssturm verschlug, da bald den Sieger nichts mehr aufhielt, den Hof und die Regierung von Preußen nach Königsberg, und der Dichter sah sich aus seiner Einsamkeit durch ungeheure Verhältnisse aufgerüttelt. Ihm wurde wohler dabei; seine ganz in's Große gestimmte Seele fand hier eine Ablenkung ihres eigenen Elends, und nach der ersten Verzweiflung gewann er in dieser Umgebung neue Hoffnungen. Ihn vollends aufzurichten, erhielt er von Ulriken einen Brief mit rührenden Versicherungen, daß sie ihm Alles vergeben habe; er antwortete ihr noch an demselben Tage (am 6. December). „Meine liebe, vortreffliche Ulrike", schreibt er, „Dein Brief hat mir, so isolirt wie ich von allen meinen Freunden lebe, gleich als ob sie alle untergegangen wären, ganz unendliche Freude gemacht. Liebe, Verehrung und Treue wallten wieder so lebhaft in mir auf, wie in den gefühltesten Augenblicken meines Lebens. Es liegt eine unsägliche Lust für mich darin, mir Unrecht von Dir vergeben zu lassen; der Schmerz über mich wird ganz überwältigt von der Freude über Dich. Mit meinem körperlichen Zustand weiß ich nicht, ob es besser wird, oder ob das Gefühl desselben blos vor der ungeheuern Erscheinung des Augenblicks zurücktritt. Ich fühle mich leichter und angenehmer, als sonst. Es scheint mir, als ob das allgemeine Unglück die Menschen erzöge, ich finde sie weiser und wärmer und ihre Ansicht von der Welt großherziger. Ich machte noch heute diese Bemerkung

an Altenstein *), diesem vortrefflichen Manne, vor dem sich meine Seele erst jetzt mit völliger Freiheit entwickeln kann. Ich habe ihn schon, da ich mich unpäßlich fühlte, bei mir gesehen; wir können wie zwei Freunde miteinander reden. An unsere Königin kann ich gar nicht ohne Rührung denken. In diesem Kriege, den sie einen unglücklichen nennt, macht sie einen größeren Gewinn, als sie in einem ganzen Leben voll Frieden und Freuden gemacht haben würde. Man sieht sie einen wahrhaft königlichen Charakter entwickeln. Sie hat den ganzen großen Gegenstand, auf den es jetzt ankommt, umfaßt; sie, deren Seele noch vor kurzem mit nichts beschäftigt schien, als wie sie beim Tanzen oder beim Reiten gefalle. Sie versammelt alle unsere großen Männer, die der König vernachlässigt, und von denen uns doch nur allein Rettung kommen kann, um sich; ja sie ist es, die das, was noch nicht zusammengestürzt ist, hält".

Auch seine eigenen Pläne und Ziele sah Kleist durch den Krieg noch nicht unheilbar verdorben. Zwar war an eine Fortdauer der Pension, die ihm die Königin verliehen hatte, für die nächste Zeit nicht zu denken, und da er seine Manuscripte in diesem Augenblick in Berlin nicht verkaufen konnte, mußte er sich dringend um das Wenige bemühen, das seine Gönnerin, die Kleist, noch von dem bisherigen Betrag der Pension in Händen hatte. Aber er fühlte sich doch gehoben und ruhig wie je: denn seine schlimmsten Sorgen, die inneren, schienen nun endlich von ihm weichen zu wollen. An dem Anblick der Alles umfassenden und aufstachelnden Noth richtete sein mißmuthiger Geist sich auf. Die Poesie, die er so lange wie einen übermäßigen Zwang getragen oder wie eine unbeständige Zerstreuung gesucht hatte, schien nun auch ihm verleihen zu wollen, was sie ihren Lieblingen so gern gewährt: Balsam für seine Wunden und Befreiung der Seele; und in gesteigertem Kraftgefühl rief

*) Altenstein war mit der Regierung nach Königsberg übergesiedelt.

er alle Waffen seines Genius auf, ihm den bösen Dämon seiner Jugend bannen zu helfen. Das war es, was er von fern andeutete, als er gegen das Ende des Jahres der Schwester schrieb: „Vielleicht habe ich doch den besten Weg eingeschlagen, und es gelingt mir, Dir noch Freude zu machen. Das ist einer meiner größten Wünsche". Er hatte begonnen, die Penthesilea zu dichten.

Zwölftes Kapitel.

Penthesilea. (1807.)

Die tragische Romantik seines Strebens hatte den Dichter zu verzweifelter Entsagung geführt; aber wie wenig war ihm damit geholfen! Dem Ehrgeiz selbst konnte er nicht entsagen, und mit diesem Dämon ist es unmöglich einen sicheren Pakt zu schließen. Unaufhörlich verrücken sich seine elastischen Schranken, wie ein Proteus tritt er uns unter tausend Gestalten und Namen an; nichts beruhigt ihn als ein gelassenes Herz oder ein höheres Gesetz, und das Eine wie das Andere war für Kleist auf Erden nicht zu finden. Aber vielleicht konnte die Muse ihm die Wunden heilen, die sie selbst geschlagen zu haben schien. Er hatte sich an dem fürchterlichen Abgrund gesehen, vor dem sein Leben zur Tragödie zu erstarren drohte. Warum sollte er nicht das Maß von künstlerischer Kraft, das ihm vergönnt war, zu schöner Ueberwindung des eigenen tragischen Geschicks verbrauchen; mit festem Künstlerauge noch einmal in den Abgrund hineinsehen und seine dunklen Schrecken durch den Zauber des Gesanges bannen? Wer sich selbst zum Liede ward, der mußte den Mächten der Wirklichkeit entronnen sein und die noch übrige Kraft zu einem reinern Dasein sammeln können.

Es ist kein Zweifel — und die folgende Darstellung wird es, hoff' ich, erweisen — daß Kleist in der „Penthesilea" sich selbst gemalt hat. Er übersah seine Vergangenheit und das ganze Verhängniß, das sich ihm an den Namen „Robert Guiskard" knüpfte: wie zuerst das ungeheure Ziel vor seinen Hoffnungen aufstieg, wie er es im Flug zu erringen dachte, vermessene Prophezeiungen der Freunde ihn über sich selbst hinaushoben, wie dann Anlauf um Anlauf mißlang, sein Durst um so wilder und gieriger entbrannte, vergebens der Freund ihn zu mäßigen, zu zügeln suchte, und zuletzt die schreckliche Verfinsterung seines Stolzes der Verzweiflung erlag. Statt den Kranz der Unsterblichkeit in frommer Verehrung und reinem Streben herabzuflehen, hatte er ihn in wilder Jagd erbeuten wollen: er mußte sich sagen, daß eine tragische Schuld sich an seine Fersen gehängt hatte. Nur wie durch ein Wunder war er dem Untergang entronnen. Wie, wenn die unfehlbare poetische Gerechtigkeit den Richter über diese Schuld gespielt hätte? Wenn alle die möglichen Folgen seines Thuns sich mitleidlos gegen ihn gewandt hätten? Seine Phantasie ergriff diese Fragen und suchte in freien Erfindungen die kunstgerechte Antwort. Um sie poetisch zu verklären, mußte sie den Boden der gemeinen Wirklichkeit verlassen; sie flüchtete sich in das Reich des Mährchens und fand — durch einen der Zufälle, die die Geheimnisse der künstlerischen Werkstatt sind — in der Amazonenkönigin Penthesilea die Heldin, in der sich das Herz des Dichters spiegeln sollte.

Die griechische Fabeldichtung erzählt von Penthesilea, daß sie mit ihren Amazonen den Trojanern zu Hülfe kam, um die Griechen und ihren siegreichen Achilles zu bekämpfen, aber von diesem Helden nach gewaltigem Kampf erschlagen ward. Kleist nahm aus der Fabel nur die Namen auf und schlang um sie das Netz eines neuen phantastischen Märchens, das aus geheimnißvoller Allegorie farbenreich emporwuchs. Der Staat der Amazonen pflanzt sich nach alter Satzung dadurch fort, daß

zu gewissen Zeiten, auf des Mars Geheiß, die blühenden Jungfrauen des Reichs, die „Marsbräute", in wildem Heeres-zug ein fremdes Volk überfallen und mit Gewalt Männer und Jünglinge fangen, um ihnen dann daheim im Hain der Artemis fruchtbringende Rosenfeste der Liebe zu bereiten. Penthesilea, die junge Königin, erhält, als auch ihre Zeit gekommen ist, vom Gotte die Sendung, den Bräutigam unter den Griechen, die vor Troja stehen, zu suchen, und nun erfüllt sie der Gedanke, sich den Helden aller Helden, den stolzen Achilles zu gewinnen. Zwar soll eine Tochter des Mars ihren Gegner nicht nach eigenem Wunsch erkiesen, sondern den wählen, den ihr der Gott im Kampf erscheinen läßt; aber Penthesilea gibt sich selbstwillig ganz an dieses eine Ziel dahin. Ihre stolze Seele verräth sich uns bald als das Ebenbild ihres Dichters. Sie will nichts als Achill: „das ganze Maß von Glück", ruft sie den Göttern zu, „das meinem Leben zugemessen ist, erlass' ich euch"; ihr „thöricht Herz", ihre unbezähmbare Seele, ist „ihr Schicksal"; und vermessener kann Niemand sein als sie: „rasend wär' ich, das müßt ihr selbst gestehn, wenn ich im ganzen Gebiet der Möglichkeit mich nicht versuchte". Jede Empfindung führt sie maßlos bis an die Gränzen der Menschheit, und wir hören denn auch Prothoe, ihre Freundin, klagen: „Freud' ist und Schmerz Dir, seh' ich, gleich verderblich, und gleich zum Wahnsinn reißt Dich beides hin". Aber auch ein unendliches Feuer füllt ihr die verschwiegene Brust, und inbrünstig treibt es sie, vor ihrem Abgott selig und willenlos hinzuschmelzen. Als Achill sie im Kampf verwundet hat, hascht sie vergebens nach Flüchen gegen ihn, ihr Herz bricht unwiderstehlich hervor: „Mir diesen Busen zu zerschmettern, Prothoe! Ist's nicht, als ob ich eine Leier zürnend zertreten wollte, weil sie still für sich im Zug des Nachtwinds meinen Namen flüstert?" *) Die süßeste Liebe-

*) Im ersten Abdruck der Penthesilea (als „organisches Fragment")

fähigkeit wohnt neben dem unheimlichen, noch gefesselten Dämon des Hasses in ihrer Brust. Aber Alles setzt sie an Alles; sie kann nur leben, wenn sie ganz erringt, was sie begehrt. Und nur zu bald erkennen die Ihrigen, wohin dieses Herz gerathen wird: „O sie geht steil=bergab den Weg zum Orkus! Und nicht dem Gegner, wenn sie auf ihn trifft, — dem Feind in ihrem Busen wird sie sinken".

So eilt denn auch ihr Geschick sich zu erfüllen. Einen kurzen Taumel des Triumphes gönnen ihr die Götter: Achill scheint, durch einen Zufall, in ihre Hand gegeben, in wilder Seligkeit jagt sie dem Fliehenden nach, und schon ruft sie ihren Priesterinnen zu, das Fest der Rosen für die Siegerinnen zu bereiten. Aber Achill entkommt; und da ihre rasende Ungeduld sie noch am selben Tag ihm zum zweiten Mal entgegenführt, verräth sich ihre unzulängliche Kraft, sie fällt vor seinem Speer in den Staub, ihm völlig dahingegeben. Man entreißt sie noch seinen Händen, aber gebrochenen Geistes sieht sie sich zu ewiger Schmach gerettet.

Zwar einen Augenblick sucht sie sich in Entsagung zu fassen:

> Dies Herz, weil es sein muß, bezwingen will ich's,
> Und thun mit Grazie, was die Noth erheischt.
> Recht habt ihr auch. Warum auch wie ein Kind gleich,
> Weil sich ein flücht'ger Wunsch mir nicht gewährt,
> Mit meinen Göttern brechen? Kommt hinweg.
> Das Glück, gesteh' ich, wär' mir lieb gewesen;
> Doch fällt es mir aus Wolken nicht herab,
> Den Himmel drum erstürmen will ich nicht.

Aber diese Entsagung führt die Ungebändigte nur auf den Lippen; schnell bricht die Wuth wieder aus, die sie kurz zuvor

---

im „Phöbus" lautet diese Stelle, mit noch deutlicherer Beziehung auf den Dichter selbst:

> Mir diesen Busen zu zerschmettern, Prothoe!
> Die Brust, so voll Gesang, Asteria,
> Ein Lied jedweder Saitengriff auf ihn!

das Wort gelehrt hat: „Verflucht das Herz, das sich noch mäß'gen kann!“ Sie erblickt die Rosenkränze, die man schon für das große Liebesfest in verlockender Fülle hergerichtet — nun ein Hohn auf ihren schmählichen Fall — und sie zerhaut sie mit grimmiger Geberde: „daß der ganze Frühling verdorrte! daß der Stern, auf dem wir athmen, geknickt, gleich dieser Rosen eine, läge! daß ich den ganzen Kranz der Welten so wie dies Geflecht der Blumen lösen könnte!“ Der Sieger Achill droht heran; sie verschmäht es, ihm zu entrinnen, sie verlangt ihren Untergang.

Das Aeußerste, das Menschenkräfte leisten,
Hab' ich gethan, Unmögliches versucht,
Mein Alles hab' ich an den Wurf gesetzt;
Der Würfel, der entscheidet, liegt, er liegt:
Begreifen muß ich's — — und daß ich verlor.

Vergebens sucht die treue Prothoe ihr Muth zu neuem Beginnen einzusprechen, sie an die Größe des Ziels und an die noch schlummernden Kräfte zu erinnern. „So niedrig schlägst Du Deine Kraft nicht an. So schlecht von jenem Preis nicht wirst Du denken, um den Du spielst, als daß Du wähnen solltest, das, was er werth, sei schon für ihn geschehen. Wie viel für Deinen Zweck noch ist zu thun!“ Aber kann Prothoe dieses ganze königliche Herz verstehn? Begreift sie, welch ein Ideal vor den Augen ihrer Penthesilea, unerreichbar, in der Höhe leuchtet? Nur Penthesilea weiß, daß sie verlor, und was:

Zu hoch, ich weiß, zu hoch —
Er spielt in ewig fernen Flammenkreisen
Mir um den sehnsuchtsvollen Busen hin.

Unter diesem zermalmenden Jammer bricht ihr Geist zusammen. Der niedergeworfene Stolz flammt nun in wahnsinniger Verzerrung auf: sie beginnt zu schwärmen, den Ida will sie auf den Ossa wälzen, und da man ihr entsetzt entgegnet, daß dies das Werk der Giganten sei, ruft sie aus: „Nun ja, nun ja: worin denn weich' ich ihnen?“ Dann, des Lebens müde, will sie sich in den Fluß stürzen; die Freundinnen

halten sie zurück, aber verloren ist sie immerhin: denn die Zeit der Flucht ist vorbei, Achill erscheint, und nur der eine Trost ist ihr vergönnt, noch ehe er naht, bewußtlos hinzusinken.

Als sie erwacht, ist ein freundlicher Betrug bereit, sie leise und zart in die Wirklichkeit zurückzuführen. Achill, dessen Herz sich mit gleicher Gluth für das ihrige entflammt hat, versteht sich dazu, ihr anfangs unter der Maske des Besiegten zu nahen; krank, wie sie noch an allen Sinnen ist, glaubt sie der Täuschung, und in rührender Seligkeit malt sie ihm die Freuden aus, die ihm, dem Gefangenen, in ihrer Heimath bevorstehen, enthüllt ihm die Wunder der Amazonenwelt, und wie sie ihn liebt, wie sie ihn mit holder, mädchenhafter Zärtlichkeit vergöttert. Indessen zuletzt muß sie die Wahrheit doch erfahren, und abermals stürzt sie aus allen Himmeln herab. Durch das Vordringen ihrer Amazonen wird sie zwar aus des Siegers Händen befreit; aber mit entsetztem Ohr vernimmt sie, daß Achill sie zu neuem Kampf herausfordert, und ihre verstörte Seele versteht die Forderung falsch. Achill will nichts, als ihr wehrlos und besiegt zu Füßen sinken, um als ihr Gefangener ihr in den Hain der Artemis zu folgen: sie aber hält seinen Kampfruf für grausamen, treulosen, teuflischen Hohn, und nun entfesselt sich die ganze fürchterliche Wildheit ihrer Seele. Von allen Sinnen verlassen, stürzt sie, ihrem ganzen Heere trotzend, mit der Meute ihrer Hunde in den Kampf, und als Achill ihr ohne Waffen naht, läßt sie ihn von den Hunden zerreißen, und wie ein wildes Thier schlägt sie die eigenen Zähne in seine Brust. — Zu spät kehrt ihr, nach dieser namenlosen Greuelthat, die Besinnung wieder. Sie kann nun nichts mehr, als sich selber durch Vernichtung entfliehen, und ohne Dolch, ohne Pfeil gibt sie sich durch den ehernen Willen des Schmerzes, an der zerfleischten Leiche des Geliebten, den Tod.

Fürchterliche Träume müssen es gewesen sein, die den Dichter diesen unerträglichen Ausgang lehrten — Träume, ohne Zweifel, aus der dunklen Zeit, wo er am Rhein an den Nach-

wehen seiner eigenen Katastrophe, innen und außen zerrüttet, daniederlag. Auch ihn mochte in verwirrten Momenten ein nicht minder entmenschter Haß angefallen haben — der Haß gegen den Gott, der ihm die Palme versagt hatte. So konnte ihm das eine fürchterliche Wahrheit bedeuten, was für uns ein empörender Frevel an der Kunst ist: denn der Wahnsinn, der mit dem blutleckenden Gebiß der Hunde wetteifert, zertritt jeden Anspruch an ein menschliches Mitgefühl und läßt uns nichts als einen körperlichen Schauder zurück. Und doch verräth uns die wunderbare Gluth, mit der der Dichter auch diese letzten Scenen noch verklärt hat, wie tief er den Dämon, der das holde Bild der Penthesilea in den Schlamm hinabzerrt, in der eigenen Brust empfunden hatte; wie es für ihn eine poetische Ueberwindung von Gespenstern galt, die der Brust der meisten Sterblichen zu ihrem Heil ewig fremd bleiben.

Wann ihm die erste Idee der Penthesilea kam, wissen wir nicht; er begann sie schon im Sommer 1806 in Königsberg *), aber seine körperlichen Leiden und dann die politischen Ereignisse rissen ihn auf lange Zeit aus der emsigen Production heraus. Er sollte diese Tragödie seiner Seele zum guten Theil in französischen Gefängnißzellen schreiben. Im Januar 1807 verließ er Königsberg, um sich über Berlin nach Dresden zu begeben, wo er offenbar die beste Muße für seine Arbeiten zu finden hoffte. Sein Freund Pfuel (der sich inzwischen im Krieg wackere Lorbeeren verdient hatte) und zwei andere Offiziere, Gauvain und Ehrenberg, wanderten mit ihm bis zur preußischen Hauptstadt; dort verließ ihn Pfuel, um nach Nenndorf, dem Landsitz des Dichters Fouqué, zu gehen, Kleist aber und die beiden Andern waren kaum in Berlin angelangt, als man sie, statt ihnen ihre Pässe zu visiren, im französischen Gouver-

*) Die Notiz in dem 2. Brief an Rühle (Bülow S. 243): „jetzt habe ich ein Trauerspiel unter der Feder" kann sich (wenn nicht auf ein unbekanntes Experiment) nur auf die Penthesilea beziehen.

nement festhielt, peinlich verhörte und am dritten Tage zu Kriegsgefangenen erklärte. Vergebens beriefen sie sich auf ihre Unschuld, und daß eine Menge der angesehensten Männer ihre Aussage bekräftigen könnten; ohne sie anzuhören, verhaftete man sie und führte sie schon am andern Morgen nach Wustermark ab, wo man sie, den gemeinsten Verbrechern gleich, in ein unterirdisches Gefängniß warf. Zwar wurden sie auf der Winterreise besser behandelt, aber die Reise nach Frankreich erfolgte trotz aller mündlichen und schriftlichen Vorstellungen, und über Mainz, Straßburg und Besançon brachte man sie nach dem Schlosse Joux, bei Pontarlier, auf der Straße von Neufchatel nach Paris. Am 5. März kamen sie dort an. „Nichts kann öder sein“, schreibt Kleist an Ulrike, „als der Anblick dieses, auf einem nackten Felsen liegenden Schlosses, das zu keinem andern Zweck, als zur Aufbewahrung der Gefangenen, noch unterhalten wird. Wir mußten aussteigen und zu Fuße hinaufgehen; das Wetter war entsetzlich, und der Sturm drohte uns, auf diesem schmalen, eisbedeckten Wege, in den Abgrund hinunter zu wehen. Im Elsaß und auf der Straße weiter hin ging der Frühling schon auf, wir hatten in Besançon schon Rosen gesehen; doch hier, auf diesem Schlosse, an dem nördlichen Abhang des Jura, lag noch drei Fuß hoher Schnee. Man fing damit an, meinen beiden Reisegefährten alles Geld abzunehmen, wobei man mich als Dollmetscher gebrauchte; mir konnte man keins abnehmen, denn ich hatte nichts. Hierauf versicherte man uns, daß wir es recht gut haben würden, und fing damit an, uns, jeden abgesondert, in ein Gewölbe zu führen, das zum Theil in den Felsen gehauen, zum Theil von großen Quadersteinen aufgeführt, ohne Licht und ohne Luft war. Nichts geht über die Beredsamkeit der Franzosen. Gauvain kam in das Gefängniß zu sitzen, in welchem Toussaint Louverture gestorben war; unsere Fenster waren mit dreifachen Gittern versehen, und wie viele Thüren hinter uns verschlossen wurden, das weiß ich gar nicht; und doch hießen diese Behältnisse an=

ständige und erträgliche Wohnungen. Wenn man uns Essen brachte, war ein Offizier dabei gegenwärtig; kaum daß man uns, aus Furcht vor staatsgefährlichen Anschlägen, Messer und Gabeln zugestand. Das Sonderbarste war, daß man uns in dieser hülflosen Lage nichts aussetzte . . . Die Lage war zu qualvoll, als daß sie meine beiden Gefährten, die von Natur krankhaft sind, lange hätten aushalten können. Sie verlangten Aerzte, ich schrieb an den Commandanten, und dieser, der ein edelmüthiger Mann schien und das Mißverständniß, das bei dieser Sache obwalten mußte, schon voraussah, verwandte sich bei dem Gouverneur in Besançon, worauf man uns andere Behältnisse anwies, die wenigstens den Namen der Wohnungen verdienen konnten. Jetzt konnten wir, auf unser Ehrenwort, auf den Wällen spazieren gehen; das Wetter war schön, die Gegend umher romantisch, und da meine Freunde mir für den Augenblick aus der Noth halfen, und mein Zimmer mir Bequemlichkeiten genug zum Arbeiten anbot, so war ich auch schon wieder vergnügt und über meine Lage ziemlich getröstet". Inzwischen hatten die Gefangenen, gleich bei ihrer Ankunft in Joux, eine Beschwerdeschrift an den französischen Kriegsminister eingereicht; und da ihre Verhaftung in Berlin in Wahrheit ein Mißverständniß war, so befahl der Kriegsminister, daß sie aus dem Fort entlassen und, den andern Kriegsgefangenen gleich, nach Chalons an der Marne geschickt werden sollten.

Kaum hatte Ulrike von diesem neuen Schicksal des Bruders Kunde erhalten, als sie nach Berlin eilte, um alle möglichen Schritte zu seiner schleunigen Befreiung zu thun. Es war völlig unklar, was ihm diese Behandlung zugezogen hatte. Vielleicht daß man ihn mit Pfuel verwechselt, dessen man dringend habhaft zu werden wünschte, oder daß seine Unart, leicht verlegen zu stottern und zu erröthen — auch daß er französisch fast fließender als deutsch sprach — ihn verdächtig gemacht hatte: aber gewiß ist, daß ihm nichts ferner lag, als politische und kriegerische Umtriebe; „vielleicht giebt es", schreibt er,

„nicht drei Menschen in der Welt, die den Franzosen gleichgültiger sein konnten, als wir in jenem Augenblick“. Ulrike that was sie konnte, um dies den französischen Machthabern in Berlin, deren Vermittelung sie anflehte, begreiflich zu machen. In Gemeinschaft mit einer treuen Freundin und Verwandten, der schon erwähnten einflußreichen Frau von Kleist (ihr Gatte war Flügeladjutant des Königs), wandte sie sich an den General Clarke, den Gouverneur von Berlin; sie versicherte ihm Alles, was wir schon wissen, seine höchst friedlichen Projecte, seine Behandlung gemeinen Verbrechern gleich, und daß sie jede Behauptung auf jede Weise zu erhärten bereit sei; und sie verhehlte ihm nicht, daß sie diesen Bruder mehr als Alles auf Erden lieb habe. Die Antwort des Gouverneurs lautete: Kleist habe sich durch die Reise von Königsberg her selber der Gefahr ausgesetzt, als Spion betrachtet zu werden, und er, der General, habe ihn noch mit Nachsicht behandelt, indem er ihn nach Frankreich abführen (statt erschießen) ließ. Er habe nun aber an den Kriegsminister geschrieben und ihn ersucht, dem Gefangenen die freie Heimkehr zu gestatten, und seine Bitte werde, wie er hoffe, erfüllt werden.

Indessen blieb diese Erfüllung lange Monate aus. Statt des Befehls der Freilassung kamen vielmehr an den Commandanten von Chalons Instructionen, die das Gegentheil enthielten, und Kleist ward unruhig und ungeduldig. Er war Anfangs guten Muthes gewesen; gesunder als je, mit seinen künstlerischen Projecten heiter und reich beschäftigt, und gegen so äußerliche Uebel mit der Festigkeit eines Herzens versehen, das mit größeren und mit den größten innig vertraut war. Auch machte ihn, seit er in Chalons war, nichts als sein Ehrenwort zu einem unfreien Mann: er durfte sich ganz nach seinem Belieben bewegen. Aber ihn verlangte bald aus Frankreich heraus und zu den Seinen zurück. „Meine Lage“, schreibt er der Schwester am 8. Mai aus Chalons, „ist hier, unter Menschen, die von Schmach und Elend niedergedrückt sind, wie

Du Dir leicht denken kannst, die widerwärtigste; ob ein Frieden überhaupt sein wird, wissen die Götter; und ich sehne mich in mein Vaterland zurück . . . Wie gern möchte ich Dir, zu so vielem Andern, auch noch die Befreiung aus der Gefangenschaft verdanken! Wie willkommen ist mir der Wechsel gewesen, den Du mir überschickt hast! Es wird Dir unerhört scheinen, wenn ich Dich versichere, daß ich während der ganzen zwei ersten Monate meiner Gefangenschaft keinen Sol erhalten habe, daß ich von einem Ort zum andern verwiesen worden bin, daß mir auch noch jetzt alle Reclamationen nichts halfen, und kurz, daß ich darum förmlich betrogen worden bin. Der allgemeine Grund war immer der, daß man nicht wüßte, ob man mich als Staatsgefangenen oder Kriegsgefangenen behandeln sollte; und ob ich während dieses Streits verhungerte, oder nicht, war einerlei. Jetzt endlich hat es der hiesige Commandant durchgesetzt, daß ich das gewöhnliche Tractament der kriegsgefangenen Offiziere von 37 Franken monatlich erhalte . . . Rühle hat ein Manuscript, das mir unter andern Verhältnissen das Dreifache werth gewesen wäre, für 24 Louisd'or verkaufen müssen (es war das Manuscript des „Amphitryon"). Ich habe deren noch in diesem Augenblick zwei fertig; doch sie sind die Arbeit eines Jahres, von deren Einkommen ich zwei hätte leben sollen und nun kaum ein halbes bestreiten kann. Inzwischen bleibt es immer das Vortheilhafteste für mich, zurück zu kehren und mich irgendwo in der Nähe des Buchhandels aufzuhalten, wo er am wenigsten daniederliegt. — Doch genug jetzt von mir. Es ist widerwärtig, unter Verhältnissen, wie die bestehenden sind, von seiner eigenen Noth zu reden. Menschen von unserer Art sollten immer nur die Welt denken".

„Was sind dies für Zeiten!" schreibt er ungefähr um dieselbe Zeit an die Kleist, die edle Freundin, die sich gleich Ulriken auf's eifrigste für ihn verwandt hatte. „Sie haben mich immer in der Zurückgezogenheit meiner Lebensart für isolirt von der Welt gehalten und doch ist vielleicht niemand inniger

damit verbunden, als ich. Wie trostlos ist die Aussicht, die sich uns eröffnet! Zerstreuung und nicht mehr Bewußtsein ist der Zustand, der uns wohlthut. Wo ist der Platz, den man jetzt in der Welt einzunehmen sich bestreben könnte, im Augenblicke, wo Alles seinen Platz in verwirrten Bewegungen verwechselt? Kann man auch nur den Gedanken wagen, glücklich zu sein, wenn Alles im Elend daniederliegt? Ich arbeite, wie Sie wohl denken können; jedoch ohne Lust und Liebe zur Sache. Wenn ich die Zeitungen gelesen habe, und jetzt, mit einem Herzen voll Kummer, die Feder wieder ergreife, so frage ich mich wie Hamlet den Schauspieler, was mir Hekuba sei? . . . Hier in Chalons lebe ich wieder so einsam wie in Königsberg. Kaum merke ich, daß ich in einem fremden Lande bin, und oft ist es wie ein Traum, hundert Meilen gereist zu sein, ohne meine Lage verändert zu haben. Es ist hier Niemand, dem ich mich anschließen möchte: unter den Franzosen nicht, weil mich ein natürlicher Widerwille schon von ihnen entfernt, der noch durch die Behandlung, die wir jetzt erfahren, vermehrt wird, und unter den Deutschen auch nicht. Und doch sehnt sich mein Herz so nach Mittheilung. Letzthin saß ich auf einer Bank, auf einer öffentlichen, aber wenig besuchten Promenade, und es fing schon an finster zu werden, als mich Jemand, den ich nicht kannte, mit einer Stimme anredete, als ob sie Pfuel aus der Brust genommen wäre. Ich kann Ihnen die Wehmuth nicht beschreiben, die mich in diesem Augenblick ergriff. Und sein Gespräch war auch ganz so tief und innig, wie ich es nur einzig auf der Welt an ihm kennen gelernt habe. Es war mir, als ob er bei mir säße, wie in jenem Sommer vor drei Jahren, wo wir in jeder Unterredung immer wieder auf den Tod als auf den ewigen Refrain des Lebens zurückkamen. Ach! es ist ein ermüdender Zustand, dieses Leben, recht, wie Sie sagten, eine Fatigue. Erfahrungen rings, daß man eine Ewigkeit brauchte, um sie zu würdigen, und, kaum wahrgenommen, schon wieder von andern verdrängt, die ebenso

unbegriffen verschwinden. — In einer der hiesigen Kirchen ist ein Gemälde, schlecht gezeichnet zwar, doch von der schönsten Erfindung, die man sich denken kann, und Erfindung ist es überall, was ein Werk der Kunst ausmacht. Denn nicht das, was dem Sinne dargestellt ist, sondern das, was das Gemüth durch diese Wahrnehmung erregt, ist das Kunstwerk. Es sind ein paar geflügelte Engel, die aus den Wohnungen himmlischer Freude niederschweben, um eine Seele zu empfangen. Sie liegt, mit Blässe des Todes übergossen, auf den Knieen, der Leib sterbend, in den Armen der Engel zurückgesunken. Wie zart sie das Zarte berühren, mit den äußersten Spitzen der rosenrothen Finger nur das liebliche Wesen, das der Hand des Schicksals jetzt entflohen ist. Und einen Blick aus sterbenden Augen wirft dies auf sie, als ob es in Gefilde unendlicher Seligkeit hinaussähe. Ich habe nie etwas Rührenderes und Erhebenderes gesehen".

Mitte Juli erfolgte endlich die Weisung, den Gefangenen loszulassen, nachdem Ulrike ihre Bemühungen für ihn dringlicher wiederholt hatte. Man bewilligte ihm auch, nach unedelmüthigen Weigerungen, die Reise-Entschädigung, auf die er gerechten Anspruch hatte, und er eilte nun ohne Aufenthalt nach Berlin zurück. Zuvor drängte es ihn noch, der Schwester einen Antrag zu machen, der ihr die zahlreichen Opfer, die sie ihm gebracht, einigermaßen vergüten sollte. Die Kleist hatte ihm versichert, daß die Pension von der Königin nach dem Abschluß des Friedens (der am 9. Juli in Tilsit erfolgte) wieder ihren Fortgang nehmen würde, und daß man sie, zu größerer Sicherheit für ihn, bei der nächsten Gelegenheit in eine Präbende zu verwandeln denke. Nun aber durfte er hoffen, daß er auch ohne diese Hülfe durch den Ertrag seiner Schriftstellerei werde leben können; während Ulrike um seinetwillen ärmer geworden war, als ihre Verhältnisse gestatten mochten. Er fühlte schwer, daß er eine ernste Schuld abzutragen habe. „Ich versichere Dich, meine theuerste Ulrike", schrieb er ihr noch aus Chalons,

„daß mir Deine Lage und das Schmerzhafte, das darin liegen mag, so gegenwärtig ist, als Dir selbst. Ich weiß zwar, daß Du Dich in jedem Verhältniß, auch in dem abhängigsten, würdig betragen würdest; doch die Forderungen, die Dein innerstes Gefühl an Dich macht, kannst Du nicht erfüllen, so lange Du nicht frei bist. Ich selbst kann in keiner Lage glücklich sein, so lange ich es Dich nicht, in der Deinigen, weiß. Ohne mich würdest Du unabhängig sein; und so mußt Du es auch wieder durch mich werden. Wenn ich mit Aeußerungen dieser Art immer sparsam gewesen bin, so hatte das einen doppelten Grund: einmal, weil es mir zukam, zu glauben, daß Du solche Gefühle bei mir voraussetztest, und dann, weil ich dem Uebel nicht abhelfen konnte. Doch jetzt, dünkt mich, zeigt sich ein Mittel, ihm abzuhelfen; und wenn Du nicht willst, daß ich mich schämen soll, unaufhörlich von Dir angenommen zu haben, so mußt Du auch jetzt etwas von mir annehmen. Ich will Dir die Pension und das, was in der Folge an ihre Stelle treten könnte, es sei nun eine Präbende, oder etwas Anderes, abtreten. Es muß mit dem Rest Deines Vermögens für ein Mädchen, wie Du bist, hinreichen, einen kleinen Haushalt zu bestreiten. Laß Dich damit, unabhängig von mir, nieder; wo? gleichviel; ich weiß doch, daß wir uns über den Ort vereinigen werden. Ich will mich mit dem, was ich mir durch meine Kunst erwerbe, bei Dir in die Kost geben. Ich kann Dir darüber keine Berechnung anstellen; ich versichere Dich aber, und Du wirst die Erfahrung machen, daß es mich, wenn nur erst der Frieden hergestellt ist, völlig ernährt. Willst Du auf diese Versicherung hin nichts thun, so lebe die erste Zeit noch bei Schönfeldt *), oder in Frankfurt, oder wo Du willst; doch wenn Du siehst, daß es damit seine Richtigkeit hat, alsdann, mein liebstes Mädchen, versuche es noch einmal mit mir. Du

---

*) Einem Verwandten, der ein Landgut, Wormlage, in der Lausitz besaß.

liesest den Rousseau noch einmal durch und den Helvetius, oder suchst Flecken und Städte auf Landkarten auf; und ich schreibe. Vielleicht erfährst Du noch einmal in einer schönen Stunde, was Du eigentlich auf der Welt sollst. Wir werden glücklich sein! Das Gefühl, mit einander zu leben, muß Dir ein Bedürfniß sein, wie mir. Denn ich fühle, daß Du mir die Freundin bist, Du Einzige auf der Welt! Vergleiche mich nicht mit Dem, was ich Dir in Königsberg war. Das Unglück macht mich heftig, wild und ungerecht; doch nichts Sanfteres und Liebenswürdigeres, als Dein Bruder, wenn er vergnügt ist. Und vergnügt werde ich sein und bin es schon, da ich den ersten Forderungen, die meine Vernunft an mich macht, nachkommen kann".

Wenige Tage später verließ er, nun voll neuer Hoffnungen, Chalons, und nach kurzem Aufenthalt in Berlin eilte er zu der Schwester, die er in der Lausitz bei Verwandten fand. Er war, wie vor einem halben Jahr, entschlossen, nach Dresden zu gehen, und die Geschwister reisten mit einander von Gulben nach Wormlage, auf dem Wege nach Sachsen; hier kam es über jenen seinen Vorschlag zur Erklärung *). Aber Ulrike ließ sich nicht bewegen, ein neues Zusammenleben mit ihm zu wagen; so zärtlich sie ihn liebte, hatte sie doch in diesem Punkt schmerzliche und entscheidende Erfahrungen gemacht, und ihrer Weigerung mußte er sich fügen. Er verließ sie also von Neuem und zog seine Straße nach Dresden weiter, wo er die alten Freunde Rühle und Pfuel wieder fand und eine Werkstatt nach seinem Sinn, als freier Mann darin zu dichten und zu leben.

Wir wissen nicht, wie viel er in der Haft auch an andern größern Werken, zumal am „Kohlhaas", gearbeitet haben mag; unzweifelhaft ist, daß er dort vor Allem mit der „Penthesilea" beschäftigt war. Denn diese Dichtung hatte seine ganze Seele eingenommen; sie sollte ihn auch innerlich wieder zum freien

*) Vgl. Briefe an Ulrike S. 137.

Manne machen, und was konnte einen Geist, wie der seine war, kräftiger dazu auffordern, als das Gefühl der äußern Knechtschaft, das ihm in Chalons wie im Schlosse Jour der Seele aufgedrängt war. Indessen gewann er erst in Dresden die Muße, das Stück zu vollenden. Er gerieth hier bald in die wohlthuendsten persönlichen Verhältnisse; im Körner'schen Hause verschaffte ihm Schiller's günstiges Urtheil die beste Aufnahme, beim österreichischen Gesandten Baron Buol hatte ihn Gentz, der für den im Frühjahr erschienenen „Amphitryon" begeistert war, mächtig empfohlen, und von allen Seiten suchte die vornehmere Welt ihn durch die schmeichelhaftesten Liebkosungen anzuziehen. Er fühlte sich auf einmal durch das Leben emporgetragen, wie noch nie, und in so glücklicher Stimmung schien er nun wirklich mit der letzten Scene der „Penthesilea" den letzten Rest seiner alten Krankheit abzuschütteln.

Selten hat wohl ein Dichter mit dem Geschöpf seiner Muse so innig und leidenschaftlich mitempfunden, wie Kleist mit seiner Amazonenkönigin, in der er sich selbst verklärt und gerichtet hatte. Als er in Dresden das Stück zu Ende schrieb, pflegte Pfuel am Abend zu ihm zu kommen und bei Thee oder Milchsuppe die neuesten Verse zu hören. Eines Abends, als er wieder bei dem Dichter eintritt, findet er ihn den Kopf aufgestützt und in einem Strom von Thränen. Was hast Du, was ist Dir? redet er ihn voll Verwirrung an. „Nun ist sie todt", war Alles, was Kleist unter Thränen erwiderte. Er meinte die Penthesilea *).

Diese seltsame Leichentrauer, die uns die Stellung des Dichters zu seinem Werke mehr als Alles verräth, wird im Herbst desselben Jahres (1807) erfolgt sein **). Indessen fuhr

*) Mündliche Mittheilung.

**) Am 17. September schreibt er Ulriken (S. 130), daß von ihm und Rühle vier neue Werke fast zum Druck bereit lägen: drei darunter gehörten ihm, und offenbar meint er den zerbrochenen Krug

er noch in seiner unermüdlichen Art zu verändern und zu feilen fort, bis er im nächsten Jahre das Stück vollständig herausgab. Als seine vertraute Freundin, die Frau von Kleist, sich mit zartem Verständniß darüber gegen ihn aussprach *), antwortete er ihr: „Unbeschreiblich rührend ist mir Alles, was Sie mir über die Penthesilea sagen. Es ist wahr, mein innerstes Wesen liegt darin, und Sie haben es wie eine Seherin aufgefaßt: der ganze Schmerz zugleich und Glanz meiner Seele“.

„Ob Penthesilia“, setzte er hinzu, „bei den Forderungen, die das Publikum an die Bühne macht, gegeben werden wird, ist eine Frage, die die Zeit entscheiden muß. Ich glaube es nicht, und wünsche es auch nicht, so lange die Kräfte unserer Schauspieler auf nichts geübt werden, als Naturen, wie die Kotzebue'schen und Iffland'schen sind, nachzuahmen. Wenn man es recht untersucht, so sind zuletzt die Frauen an dem ganzen Verfall unserer Bühne Schuld, und sie sollten entweder gar nicht in's Schauspiel gehen, oder es müßten eigene Bühnen für sie, abgesondert von den Männern, errichtet werden. Ihre Anforderungen an Sittlichkeit und Moral vernichten das ganze Wesen des Drama, und niemals hätte sich das Wesen der griechischen Bühne entwickelt, wenn sie nicht ganz davon ausgeschlossen gewesen wären“.

Hier kann man nun freilich nicht umhin, so eigensinnige Sätze zu bekämpfen, die dem Dichter offenbar sein Mitgefühl für die Penthesilea eingab. Was konnte ungerechter sein, als

---

und die Marquise von O . . ., die längst fertig waren, und die Penthesilea, die somit noch nicht vollendet war. Erst am 17. December erwähnt er (S. 139), daß er im Besitz dreier völlig fertiger Manuscripte sei, und daß er deren eines, Penthesilea, zunächst zu verlegen gedenke; aber er hatte seit dem 25. October nicht geschrieben, und so kann er sie schon Monate früher vollendet haben.

*) Es ist kaum zu bezweifeln, daß das von Tieck mitgetheilte, oben abgedruckte Brieffragment Kleist's an diese seine Verwandte gerichtet ist; vgl. unten das 20. Cap.

im Jahre 1808 behaupten, daß die deutschen Schauspieler nur auf Iffland und Kotzebue dressirt würden! Hatten denn Lessing, Schiller und Göthe umsonst gelebt? Breiteten sich nicht von der Weimar'schen Bühne die Grundsätze der neuen klassischen Schule weiter und weiter aus? Hatte nicht Schröder mit ungeheurer Wirksamkeit die höhere Kunstrichtung gepredigt und gelehrt, und griff sie nicht auch in Wien und Berlin unaufhaltsam um sich? Auch sein anderer Vorwurf traf nicht eigentlich den Kern der Sache. Wie man auch über die Einwirkung der Frauen auf die Bühne denken mag — der Penthesilea gegenüber fällt ohne Zweifel die weibliche und die ästhetische Moral in Eins zusammen. Wir begreifen es, wenn bei dem Dichter aus den dunklen Stellen seiner Seele so wilde Phantasien wie die Greuelthat der Amazone aufsteigen, aber wir wollen sie weder auf der Bühne, noch mit schwarzen Lettern auf dem weißen Papier vor uns sehen: denn unsere Kunst wirft solche Verirrungen der elementaren Gewalten aus, und ohne Zweifel mit Recht. Wenn bei Euripides die Bacchantinnen den Pentheus zerreißen und die eigene Mutter des Unseligen ihn anfällt, so mögen das Euripides und das athenische Volk jener Zeit verantworten: uns rühren diese rasenden Abnormitäten nicht, noch erschüttern sie uns, und unwahr und unmöglich werden sie, wenn, wie bei Kleist, die edelste und zarteste Weiblichkeit, mit duftigen Farben keusch vor uns hingemalt, in so scheußlicher Verzerrung endet.

Kleist hatte es auch sonst mit der Bühnenfähigkeit seines Stücks leichter und naiver, als billig war, genommen; so daß man fast glauben möchte, er habe sie gar nicht gewollt. Kein Aktschluß kündigt uns irgendwo eine theatralische Rücksicht an, der Dialog fließt unaufhaltsam und breit dahin, für den Leser durch immer neue Reize belebt, für den Zuschauer allzu oft bis in die letzten Winkel hineingetrieben. Die Heldin selbst, so tragisch ihr Schicksal uns — bis zu der Entartung hin — ergreift, scheint mit ihren Idealen und Leiden nicht für die Bühne

gemacht: aus der unberechenbaren Gluth ihrer Seele wälzt sich ihr Schicksal mit vulkanischer Gewalt heraus, und was sie von außen umgibt und bedrängt, tritt ihr nicht in dramatischer Bewegung, in einem klar anzuschauenden Conflict gegenüber. Wir sehen sie weniger einer ehernen sittlichen Macht, als dem verzehrenden Feuer ihres eigenen Organismus, — scheinbar dem Zufall erliegen: denn wie will uns der Dichter sinnlich verdeutlichen, daß ein tragisches Geschick sie trieb, vor den straffen Sehnen des Achilles in den Staub zu sinken? Was ist uns die Stärke dieser Sehnen? was ist uns Rührendes daran, daß sich ein märchenhaftes Mannweib mit dem vollendeten Manne nicht zu messen vermag?

Eben diese märchenhafte Ungeheuerlichkeit scheucht die Penthesilea vom Boden der Bühne hinweg. So phantastische Fabelwesen, deren Eigenart sich uns Scene für Scene erst entfalten muß, deren Menschendasein sich in die Maske seltsamer Sitten und überreizter Metaphern hüllt, die zuletzt gar mit heulender Meute daherstürmen, ja deren lyrisches Empfindungsleben uns ebenso fremdartig ist wie ihr kriegerisch männliches Gebahren — solche Gestalten werden die Zuschauer nicht zu tragischen Schwingungen der Seele stimmen. Unwesentlich bleiben neben dieser einen entscheidenden Rücksicht die kleineren, die mit der Technik des Dichters zu schaffen haben: seine Neigung, die Bilder und Vergleichungen in Homerischer Art episch auszuführen, die oft übertriebene Plastik seiner Schilderungen — ein Makel, der sich fast in allen seinen Dichtungen wiederfindet —, die schwülstige Häufung grellfarbiger Züge, die den Glanz seiner Sprache eigensinnig zu überbieten sucht. Auch daß es hier und da an Härten, an gesucht prosaischen Wendungen nicht fehlt, würde der Zuschauer ebenso leicht ertragen, wie der Leser, der sich an die Kleistischen Unarten gewöhnt hat; nur jener Grundmangel ist zu unerbittlich, um sich hinwegtäuschen zu lassen.

Sieht man aber von der Bühne völlig ab und nimmt die Penthesilea wie ein Gedicht, so wird man sich des unwidersteh-

lich fortreißenden Eindrucks nicht erwehren. In keinem seiner Werke spricht uns der Dichter mit so ganz persönlichen Tönen an. Ihm bedeutet das Costüm seines Stoffes wenig oder nichts: nur hie und da durch altgriechische Erinnerungen, durch Heldengestalten wie Diomed und Odysseus, dann durch kühne Verschränkungen des Satzbaus und eine mächtige, gleichsam herausgemeißelte Bilderwelt sucht er uns an die Antike zu erinnern; sonst aber sollen wir ganz mit ihm in seinem wildbewegten Mährchen leben. Sein Vers gleitet, mehr als er es sich sonst je vergönnt, in rhythmischem Schwung dahin; sein rhetorisches Feuer lodert verschwenderisch auf; es umfängt uns eine Pracht des dichterischen Ausdrucks — zuweilen in musikalischer Bewegung zitternd — wie wir sie nur bei den Herrschern der Sprache suchen. Die Scenen, in denen Achill das Reich der Amazonen und das ganze Herz ihrer Königin kennen lernt, erfüllt ein Duft und Liebreiz von so eigener Art, daß wir das Unerhörteste glauben lernen; und wir schaudern in Wahrheit, wenn der Donner und Penthesilea's Grimm wetteifernd zu toben beginnen und die Elemente droben und drunten sich entfesseln. Auch den stolzen Gegnern seiner Heldin hat der Dichter nicht mit karger Hand gegeben. Diese griechischen Recken, so wenig sie den homerischen noch gleichen, sind wirklich aus Reckenholz geschnitzt, und auch ihre überreifen Kraftausdrücke muthen uns wie gesunde Vorrechte des Heroenthums an; dem Achill aber hat Kleist alles Beste seiner eigenen stolzen Seele zugetheilt, und mit wahrhaft männlichem Schritt — obwohl ihm, gleich seinem Dichter, das Blut zu Zeiten allzu nervös ins Gesicht schießt — schreitet er allen Wundern der Erde und zuletzt seinem Untergang entgegen

Erst in diesem Gedicht hatte Kleist verrathen, was er mit voller Entfaltung seiner Kräfte leisten könne. In den Schroffensteinern, im Amphitryon, im zerbrochenen Krug waren immer nur einzelne Seiten seines Talents herausgetreten; in der Penthesilea ward seine ganze Seele zum Gedicht. Freilich war es noch ein pathologisches Element, das hier seine Erlösung

suchte und mehr als billig seine Verklärung fand, das aus dem Labyrinth der Schuld keinen andern Ausweg wußte als die völlige Entmenschung, und zum Schluß seiner Heldin aberwitzige Reinigungsworte in den Mund legt. Die Thränen, die dem Dichter um seine sterbende Heldin flossen, hatten noch den Künstler an den Menschen verrathen; und dieser rang noch mit dem Leben, um ihm den Frieden der Seele abzugewinnen, ohne welchen Mensch und Künstler verloren waren.

Dreizehntes Kapitel.

Der „Phöbus." (1808.)

In Dresden fand Kleist ein so mannichfaltiges und angeregtes Leben der Geister, wie es die stille Elbstadt vielleicht noch niemals gesehen hatte. Sie war für einige Zeit der Zufluchtsort der guten Gesellschaft geworden, die in den deutschen Großstaaten vergebens ein friedlich ästhetisches Dasein suchte. Hier hatte denn auch Rühle, der als Major und Kammerherr des Herzogs Bernhard von Weimar sich mit dessen Sohn in Dresden aufhielt und eine Darstellung des Feldzugs von 1806 nach seinen eigenen Erlebnissen geschrieben hatte, bedeutende Verbindungen angeknüpft, in die er den neuen Ankömmling einzuführen eilte. Niemand war einflußreicher in diesen Kreisen, als der abwesende Gentz; der beredte Gegner des Bonapartismus, von seiner Partei als der deutsche Burke gefeiert, und der Kunst, zu leben und zu genießen, wie irgend einer seiner vornehmen Verehrer kundig. Gentz aber glaubte damals einen Bundesgenossen ohne Gleichen und den glänzendsten Geist der Nation in Adam Müller gefunden zu haben, und um diesen seltsamen Mann begann sich, als Kleist nach Dresden kam, die

wunderlichste Coalition zu schaaren, die die Romantik jener Tage hervorgebracht hat.

Adam Müller*), den man immer versucht ist, den bösen Dämon Kleist's zu nennen, und dessen Genossenschaft in der That für ihn verhängnißvoll ward, kam dem Dichter sofort mit berauschenden Ausbrüchen der Verehrung entgegen. Er hatte auf Rühle's Wunsch, während Kleist im Schlosse Jour gefangen saß, den „Amphitryon" mit einer schwärmenden Vorrede herausgegeben, die in dieser Comödie die heiligsten Mysterien gepredigt fand, und sah in Kleist den wahren Dichter der Zukunft, den er zugleich für sich selber auszubeuten dachte. Wie Friedrich Schlegel, an den er uns vielfach erinnert, hatte er sich von Jugend auf geplagt, auf allen Wegen das Unerhörte zu suchen, und sein brennender Ehrgeiz schloß sich mit maßloser Eitelkeit zu einem krankhaft romantischen Prophetenthum zusammen; nur daß er nicht wie sein Vorbild Schlegel die Zuckungen der Zeit mit großen Griffen zu packen, sondern durch eine eigene Philosophie sie aufzuheben und in einen größern Organismus aufzusaugen suchte. Er war nicht ohne mannigfache Talente; ein stark ausgeprägter rhetorischer Formsinn hatte sich früh an Schiller, Fichte, dann an Burke und Gentz gebildet, sein Geist war von höchst elastischer Beweglichkeit und unablässig bemüht, sich wie ein vollkommener Proteus zu entfalten, und von dem fruchtbaren Instinct, der Friedrich Schlegel so schnell in die Höhe trug, war auch ihm genug verliehen, um weit bedeutendere Männer, als er selber war, in ächt roman-

*) Die folgende Darstellung citirt von den Quellen, aus denen man die reinste Anschauung von Müllers Leben und Charakter gewinnen kann, vornehmlich folgende: Briefwechsel zwischen Gentz und Müller, erschienen 1857; Müllers Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur, 2. verm. u. verb. Auflage, Dresden 1807; Vorlesungen über das Schöne, Berlin 1809; und seine im „Phöbus" abgedruckten Abhandlungen.

tischer Manier zu blenden. Er war wenig jünger als Kleist, und in der Hauptstadt der Intelligenz geboren. Nachdem er Theologie, Jurisprudenz, Naturwissenschaft in seiner rhapsodischen Art studirt hatte, versuchte er eine neue Philosophie zu gründen, deren System in der vollendeten Systemlosigkeit bestand und alle Einseitigkeit der früheren Systeme, Fichte und Schelling mit ihnen, durch die Lehre von dem ewig fließenden, ewig sich erneuernden und aufhebenden Gegensatze vernichten sollte. Alle die großen Irrthümer der Speculation sollten nun „ruhig am Himmel der Geschichte wie Punkt und Antipunkt wieder heraufsteigen;" auch die noch ringenden Formationen des Geistes, Idealismus und Aufklärung, Romantik und Sentimentalität blieben „vor Gott und dem Gegensatz" nur noch als spielende Verkleidungen der Wahrheit stehn, die eben in dieser endlosen Dialektik sich geschichtlich enthüllt. Aber in solchen Anfängen instinktiver Einsicht blieb seine Philosophie stecken. Unfähig, sie zu einem wirklichen Organismus zu gestalten, entschloß er sich zu der Ansicht, daß die Lehre vom Gegensatze sich nur mündlich oder durch „die Poesie im engeren Sinne des Wortes" lehren lasse, und träumte von einer „neuen Akademie," in die sie vielleicht dereinst auslaufen werde; bis ihn die noch höhere Idee des „Antigegensatzes," der beruhigten und festen Einheit, ergriff und (1805) in die Arme der katholischen Kirche führte.

Freilich sollte ihm dieser Ausweg nicht die Flucht vor dem speculativen Kampf bedeuten. Er meinte nur, daß sich ein wahrhaft romantischer Geist in allen Formen des geistigen Lebens festzusetzen habe. Kunst und Religion, Wissenschaft und Politik sollten sich zu dem großen Ring der Universalität zusammenschließen. Eine Zeit lang schien sich zwar, unmittelbar nach dem Confessionswechsel, seine Mystik und Symbolik der Verrücktheit zu nähern; das „geheimnißreiche Leben" der Wolken beschäftigte ihn, als ob sein Seelenheil daran hinge, jeder lebhafte und ungewöhnliche Witterungszustand wühlte in allen seinen Sinnen, eine durchaus kindische und krankhafte Gewitterfurcht

cultivirte er wie eine Gabe des Himmels, und die geistige Entwicklung bedeutender Männer glaubte er physikalisch und mathematisch berechnen zu können. Aber nach einer heftigen Krankheit ward sein Geist solider, und das Studium der Engländer, der Politik, die Anregungen des Weltmannes Gentz weckten seine praktischen Talente. Er begann die Aufmerksamkeit der Mitlebenden auf sich zu ziehen. Johannes von Müller schwärmte ihn, aus einer plötzlichen Aufwallung heraus, wie ein Genie sonder Gleichen an; A. W. Schlegel erklärte ihn 1806 für einen „göttlichen Menschen,“ „bei solcher Begeisterung von so unergründlich tiefer Gelehrsamkeit;“ Goethe konnte nicht umhin, ihm große Achtung zu zollen, und Gentz pries ihn aller Welt als ein Wunder an, von dem man das Gewaltigste zu erwarten habe. Nun gelang es ihm in Dresden eine Stellung zu gewinnen, wie sie wenigstens seiner Eitelkeit gefallen konnte. Auf nichts so sehr als auf einen glänzenden Rhetor angelegt, von eleganter Erscheinung, bestechendem Vortrag und geistreich maskirter Oberflächlichkeit des Wissens, sah er bald ein glänzendes Auditorium in den Hörsälen, in denen er seine Offenbarungen über die mannigfachsten Themata der Aesthetik vor Herren und Damen vortrug. In seinen Vorlesungen über die dramatische Poesie und Kunst brachte er wieder die Lehre vom Gegensatze in den anmuthigsten und seltsamsten Verkleidungen vor, immer durch überraschende Blicke in weltgeschichtliche Entwicklung, durch geistreiche Combinationen von Nahem und Fernem, Großem und Kleinem anziehend, und mit der Maske eines strengen, tiefen, besonnenen Denkers angethan, während er in Wahrheit nirgends bis zum Grunde der Dinge hinunterstieg, sondern zufrieden war, einen gewissen Schaum des Gedankens von der Oberfläche abzuschöpfen. Denn bei ihm war das Denken zuletzt immer nur das Spiel eines eitlen Geistes, der durch sein Ich zu blenden, statt durch die Wahrheit zu erleuchten sucht. Tiefsinniger Unsinn, zu Tode gehetzte Paradoxien, sophistische Gleißnerei scheinen ihm würdig, den logischen Gang

des Begriffes zu ersetzen, und die Geschichte, so viel er ihr auch durch seine rastlos umherirrende Speculation abzugewinnen scheint, ist für ihn eine Guttaperchahaut, die er nach seinen Intentionen und Impromptu's zurechtknetet.

Das alles tritt in seinen gedruckten Vorlesungen, die er 1806—1808 in Dresden hielt, auf jeder Seite zu Tage; nirgends aber so concentrirt, wie in den 12 Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur. Hier bekennt er sich offen und begeistert zu seinem Vorbilde Friedrich Schlegel, der nach seiner Behauptung „die literarische Revolution, welche durch die kritische Philosophie veranlaßt, durch Goethe's, Winkelmann's und Wolf's Ansichten des klassischen Alterthums befruchtet wurde," ausgeführt hat. Nur daß diesem glänzenden Kritiker noch das „lösende Wort" gefehlt hat; nur daß er in eigenmächtiger Einseitigkeit die Positivität, die Herrlichkeit der gegenwärtigen deutschen Literatur zu leugnen und ihr Dasein ganz in die Zukunft zu verlegen gewagt hat. Das ist auch für Adam Müller zu ungeheuerlich; er will weder Goethe noch Schiller fallen lassen, und vor Allem in Goethe's Wilhelm Meister findet er ein unvergängliches Bild der „großen Hauptdifferenz der Zeit," die Hinweisung auf „jene große Versöhnung des äußeren mit dem inneren Leben," die er als die eigentliche Aufgabe der Zeit betrachtet. Nur ein einziger Vorwurf läßt sich gegen Goethe erheben: daß „die Allgegenwart des Christenthums in der Geschichte und in allen Formen der Poesie und Philosophie selbst ihm verloren geblieben." Novalis „ahnte diesen Vorwurf, ohne ihn deutlich auszudrücken;" Novalis, der unmittelbar neben Goethe gestellt wird, den „die durch alle seine wunderbaren Werke hervorleuchtende Zuversicht, daß alle jene tausendfarbigen Erscheinungen der Wissenschaft und Kunst mit ihren unendlichen Reflexen endlich in einen Brennpunkt zusammenstrahlen müßten, über alle Freunde, die gemeinschaftlich mit ihm wirkten, erhebt." Wie Lessing und Friedrich Schlegel die Führer der deutschen Kritik, so sind Novalis und Goethe die „beiden Vermittler des

deutschen Geistes;" und in gleicher Art ist Fichte „für das höchste Leben der Wissenschaft, das heißt, für die vermittelnde oder dialektische Kritik bestimmt."

Aber die kritische Revolution in Deutschland hat sich bisher in absolut wissenschaftlicher Einseitigkeit bewegt: „den Staat und seine gegenwärtige keineswegs mit Verachtung zu übersehende Gestalt setzte sie mit idealistischer Selbstgenügsamkeit über die Seite": so ist sie natürlich „durch den unmittelbaren Drang der gesellschaftlichen Noth unserer Zeit überwältigt worden." Und auch in der Form ist die Kritik über ein einseitig kritisches Gebahren nicht hinaus gekommen. Das Problem ist jetzt, „das Urtheil mit der Geschichte dialektisch zu vermählen." Und hier tritt nun Adam Müller, in Gehalt und Form, als Fortsetzer und Vollender der kritischen Revolution auf den Schauplatz. Die vermittelnde Kritik ist der große Gedanke, mit dem er das angefangene Werk vollendet; „die vermittelnde Kritik," ruft er mit gewiß bescheidenem Selbstgefühl aus, „ist der Stolz und der höchste Gewinn aller Bildung überhaupt und der deutschen insbesondere: ihr Begriff allein in seiner weitumfassenden Ausbreitung reicht hin, die deutsche Literatur über alle Vorurtheile des Auslandes zu erheben."

Der Begriff der Vermittelung ist es überhaupt, in dem sich das neue Princip der Müller'schen Philosophie zu enthüllen vorgiebt: es ist ein neuer Ausdruck für die Lehre vom Gegensatze. So war die Philosophie bisher ein Hin- und Herschwanken zwischen Dogmatismus und Skepticismus; die Durchdringung beider ist das Wesen der „vermittelnden Philosophie." Der transcendentale Idealismus Fichte's und die Naturwissenschaft Schelling's „zeigen in ihrer Opposition die größte und fruchtbarste Geisterspaltung, deren die Geschichte der Wissenschaften und der Welt überhaupt gedenkt": die vermittelnde Philosophie hebt auch diese Spaltung versöhnend auf, sie zeigt uns einen einzigen großen Körper des Lebens, einen Organismus, dessen Glieder „alle Gestalten des Lebens, die moralischen und

die physischen, die äußern und die innern sind;“ vor der „unendlichen heiligen Dialektik“ sind Freiheit und Gesetzmäßigkeit, Wissen und Handeln, Mannigfaltigkeit und Einheit — identisch, „insofern sie ewig verschieden und gegnerisch einander entgegengesetzt sind.“ So ist die Vermittelung im ewigen Gegensatze fertig. Mit dieser Formel — denn mehr als das wird sie bei Müller nicht, sie fruchtbar zu entwickeln und mit Gehalt zu erfüllen überläßt er Andern — mit dieser Formel hat er nun Alles, was er brauchte. In allen Fragen kehrt sie nun wie etwas Selbstverständliches wieder; mit überlegenem Lächeln legt Müller sie an jeden Gegenstand des Streites und der Erkenntniß an, und siehe, sie paßt überall: denn freilich muß sich wohl überall ein Gegensatz entdecken und durch ein philosophisches Machtgebot für vermittelt erklären lassen.

Aber eine positive Seite hat zuletzt auch diese Philosophie; eine Seite, die in Müller sich natürlich und fruchtbar entwickelt hatte und durch die jüngste Geschichte sehr ernst und sehr bedeutsam illustrirt ward. Ihm galt es, die dem Leben abgekehrte Einseitigkeit des Idealismus in Kunst und Wissenschaft zu corrigiren, ihm war „der Staat oder die Gesellschaft auf der Höhe eins mit der Wissenschaft;“ „die Gesetze des speculativen wissenschaftlichen Lebens und die des praktischen, bürgerlichen vereinigen sich in einem, allem Leben überhaupt gemeinschaftlichen Gesetze: der Staat ist ein denkender, alles Begriffene begreifender, alles Handeln behandelnder oder regierender Mensch.“ „Wissenschaft und Staat stehen, weil sie eins sind, immer auf derselben Stufe des Lebens: keine Revolution kann den Staat ergreifen, die nicht zugleich die Wissenschaft träfe.“ Und in demselben Sinne predigt er fort und fort, wie auch „die politische und die poetische Existenz einander bedingen,“ „wie unziemlich die Gleichgültigkeit der Dichter und Freunde der Poesie gegen den gesellschaftlichen Zustand von Deutschland erscheinen muß.“ „Die Kunst,“ ruft er aus, „werdet ihr nicht eher im Fortschreiten erblicken, ehe ihr euch nicht um das Fort-

schreiten des politischen Lebens des Landes, in dessen Sprache ihr dichtet, bekümmert, ehe euch sein Gedeihen nicht am Herzen liegt, wie dem Hans Sachs das Gedeihen von Nürnberg und den griechischen Tragikern das Wohl des athenischen Gemeinwesens am Herzen lag."

Inzwischen entwuchs auch seinen subjectiven religiösen Träumereien ein propagandistisches Streben für seine Kirche. Während er in den Vorlesungen sich aus Berechnung enthielt, mit seinem katholischen Gesicht hervorzutreten, und nur unter gewandten Verschleierungen die Hoheit der allgemeinen Kirche, die Herrlichkeit der Sacramente mit philosophischen Grimassen predigte, bereitete er sich in der Stille für die kommende Zeit eines „echt katholischen Bundes," in dem sich Neues und Altes vereinigen werde, und ergab sich vor der Hand in das Herannahen einer napoleonischen Universalmonarchie, die als ein „Interregnum" der Sache des Christenthums kein Hinderniß erbauen könne, vielmehr sie indirect befördern müsse. Es gelte zuvor, schreibt er an Gentz, der zu solchen Dingen unwillig und nicht ohne Mißtrauen den Kopf schüttelt, „den Bonaparte, den wir in uns tragen, überwinden zu lernen" — denn es werden Alle wieder „zusammengeführt werden," aber schwerlich früher, „als bis die Flamme Gottes und seiner über uns verhängten Zeit allen bloß irdischen Antheil in uns verzehrt hat."

In diesen Stimmungen fand ihn Kleist, als er nach Dresden kam; und mit dem Dichter des Amphitryon gedachte Müller für sein neues Christenthum Propaganda zu machen. Auch er war um diese Zeit ernstlich unter die Poeten gerathen und arbeitete an „seiner divina comedia," einem dramatischen Gedichte nämlich, das „Julianus der Abtrünnige" heißen sollte und an dem wiederum der Gegensatz mitarbeitete: von zwei zusammengehörenden Tragödien sollte die erste „Julianus'" Erhöhung und den Untergang des finstern Constantinischen Hauses, demnach die alte Welt in ihrer verfallenden Glorie, die andere, Julianus' Tod, dagegen die triumphirende Christenheit zeigen,

„welche zu allgemeiner Beruhigung den Abtrünnigen selbst mit seinen Entwürfen und mit seinen heidnischen Glaubensgenossen gegen Morgen und Abend in den Triumph mit hinauf zieht". Durch den ersten Theil sollte der Gedanke allgemeinen Todes und Untergangs, dagegen der Gedanke allgemeinen Lebens durch den zweiten verherrlicht werden. Ein seltsames ästhetisches Ungeheuer wäre dieser „Julianus" ohne Zweifel geworden, wenn ihn der Verfasser vollendet hätte; aber es verlautet später nichts mehr von ihm. Nur einige philosophirende Gedichte entstanden in dieser Zeit, die der „Phöbus" mittheilte und die abermals das leichte Formtalent, die prophetische Miene und den ungebändigten Hochmuth des Sophisten verrathen; was die Tragödie betraf, so schien er fortan damit zufrieden, durch die Muse Kleist's das neue Evangelium predigen zu lassen.

Schon im Mai 1807 hatte er an Gentz geschrieben: „Ich sende Ihnen die von mir herausgegebene dramatische Arbeit eines jungen Dichters, der vielleicht Besseres und Höheres als irgend ein anderer verspricht. Die Lectüre des zweiten Acts des Amphitryon wird Sie bewegen, mein Urtheil zu unterschreiben . . . Ich besitze mehrere Manuscripte dieses Autors, die zu gelegener Zeit erscheinen sollen". Gentz antwortete mit Ausdrücken maßloser Bewunderung. „Das Kleist'sche Lustspiel", meldete er, „hat mir die angenehmsten, und ich kann wohl sagen, die einzigen rein angenehmen Stunden geschaffen, die ich seit mehreren Jahren irgend einem Product der deutschen Literatur verdankte. Mit uneingeschränkter Befriedigung, mit unbedingter Bewunderung habe ich es gelesen, wieder gelesen, mit Moliere verglichen und dann auf's Neue in seiner ganzen herrlichen Originalität genossen. Selbst da, wo dieses Stück nur Nachbildung ist, steigt es zu einer Vollkommenheit, die nach meinem Gefühl weder Bürger, noch Schiller, noch Göthe, noch Schlegel in ihren Uebersetzungen französischer oder englischer Theaterwerke jemals erreichten. Denn zugleich so Moliere und so deutsch zu sein ist wirklich etwas wundervolles . . . In

Moliere ist das Stück bei allen seinen einzelnen Schönheiten und dem großen Interesse der Fabel (die ihm so wenig angehört als Kleist) am Ende doch nichts als eine Posse. Hier aber verklärt es sich in ein wirklich Shakspeare'sches Lustspiel und wird komisch und erhaben zugleich . . . Die Sprache ist durchaus des ersten Dichters würdig; diesen Styl nenne auch ich klassisch". — Müller beeilte sich, auf diese Dithyramben mit der Verkündigung seiner eigentlichen Absichten zu antworten. „Der Amphitryon", schrieb er dem Freunde zurück, „handelt ja wohl ebenso gut von der unbefleckten Empfängniß der heiligen Jungfrau als von dem Geheimniß der Liebe überhaupt, und so ist er gerade aus der hohen schönen Zeit entsprungen, in der sich endlich die Einheit alles Glaubens, aller Liebe und die große innere Gemeinschaft aller Religionen aufgethan . . . Protestiren Sie nicht länger gegen die Zukunft des Herrn in Wissenschaft, Leben und Kunst!"

Als Kleist dann selber in Dresden eintraf, schien für Adam Müller die Zeit angebrochen, für diese „Zukunft des Herrn" eine Partei und ein Organ zu werben; zunächst aber schlossen sich die neuen Freunde zu einem Unternehmen von weltlicherer Art zusammen. Schon im September konnte Kleist darüber an die Schwester berichten, auf deren Theilnehmung es ihm ankam. „Ich will Dich zu bewegen suchen", schreibt er ihr, „zu einer Buch-, Karten- und Kunsthandlung, wozu das Privilegium erkauft werden muß, 500 Rthlr. zu 5 pCt. auf ein Jahr herzugeben. Adam Müller (ein junger Gelehrter, der hier im Winter, mit ausgezeichnetem Beifall, öffentliche Vorlesungen hält), Rühle und Pfuel (dem sein Bruder das Geld dazu hergibt) sind die Interessenten. Dir alle Gründe darzuthun, aus welchen die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit dieser Unternehmung hervorgeht, ist schriftlich unmöglich. Rühle, der mit dem Prinzen jetzt hier ist, und der Pfuelen, durch den Unterricht, den dieser dem Prinzen gibt, eine Pension von 600 Rthlr. verschafft hat, ist von einer practischen Geschicklich-

keit, alles um sich herum geltend zu machen, die bewunderungswürdig und selten ist. Er ist es auch eigentlich, der an die Spitze des ganzen Geschäfts treten wird; ein Umstand, der, dünkt mich, nicht wenig für die Sicherheit seines Erfolges spricht. Er sowohl, als ich, haben jeder ein Werk drucken lassen, das unsern Buchhändlern sechsmal so viel eingebracht hat, als uns. Vier neue Werke liegen fast zum Druck bereit; sollen wir auch hiervon den Gewinn Andern überlassen, wenn es nichts als die Hand danach auszustrecken kostet, um ihn zu ergreifen? Die 1200 Rthlr., die das Privilegium kostet, können nie verloren gehen; denn mißglückt die Unternehmung, so wird es wieder verkauft; und die Zeiten müßten völlig eisern sein, wenn es nicht, auch im schlimmsten Falle, einen größern Werth haben sollte, als jetzt. Die ganze Idee ist, klein und nach liberalen Grundsätzen anzufangen und das Glück zu prüfen; aber, nach dem Vorbild der Fugger und Medicis, Alles hinein zu werfen was man auftreiben kann, wenn sich das Glück deutlich erklärt. Erwäge also die Sache, mein theuerstes Mädchen, und wenn Du Dich einigermaßen in diesen Plan, der noch eine weit höhere Tendenz hat, als die merkantilische, hineindenken kannst, so sei mir zu seiner Ausführung behülflich. Ich kann Dir, wie schon erwähnt, nicht Alles sagen, was ich auf dem Herzen habe, Du müßtest selbst hier sein und die Stellung, die wir hier einnehmen, kennen, um beurtheilen zu können, wie günstig sie einer solchen Unternehmung ist. Fast möchte ich Dich dazu einladen! Ich würde Dich in die vortrefflichsten Häuser führen können . . . Zwei meiner Lustspiele, das eine gedruckt, das andere im Manuscript (der Amphitryon und der zerbrochene Krug), sind schon mehrere Male in öffentlichen Gesellschaften, und immer mit wiederholtem Beifall, vorgelesen worden. Jetzt wird der (österreichische) Gesandte sogar, auf einem hiesigen Liebhaber-Theater, eine Aufführung veranstalten . . . Auch in Weimar läßt Göthe das eine aufführen. Kurz, es geht

Alles gut, meine liebste Ulrike, ich wünsche bloß, daß Du hier wärest und es mit eigenen Augen sehen könntest".

Kurze Zeit vorher war er mit dem österreichischen Gesandten in Teplitz bei Gentz gewesen, wo er eine Menge großer Bekanntschaften gemacht hatte; die Oesterreicher suchten ihn auf jede Weise an sich zu ziehen. Eben damals war die Pachtung des Wiener Burgtheaters von einer ganzen Gesellschaft von Cavalieren übernommen worden, an deren Spitze der Fürst von Eszterhazy stand; man eröffnete dem Dichter die Aussicht, an dieser Bühne eine Directionsstelle zu bekommen. Zwar zerschlug sich das; aber seine Dresdener Projecte schienen ihm nur um so hoffnungsvoller zu gedeihen. Statt des erstrebten Privilegiums, das den Freunden entging, bot ihnen im October Herr von Carlowitz, einer der reichsten Particuliers des Landes, ein unentgeltliches Privilegium in seiner Immediatstadt Liebstadt an; womit sie das Recht erhielten, in Dresden selbst ein Waarenlager zu halten, und somit aller Vortheile eines städtischen Privilegs theilhaftig wurden. Inzwischen hatte Kleist die nähere Bekanntschaft des französischen Gesandten Graf Bourgoing gemacht, der sich schon während seiner Gefangenschaft für ihn interessirt hatte und ihm nun für die neue Buchhandlung französische Protection zu verschaffen suchte *). Uebersah er seine Lage, so konnte er sich sagen, daß sich ihm Alles erfüllte, was er irgend gehofft hatte; und alle seine Briefe an Ulrike flossen von ungewohnten Versicherungen seines Glückes über. „Mein Auskommen", schreibt er ihr im October, „wird mir in der Folge, wenn Alles gut geht, aus einer doppelten Quelle zufließen; einmal aus der Schriftstellerei, und dann aus der Buchhandlung. Da ich die Manuscripte, die ich jetzt fertig habe, zum eigenen Verlag aufbewahre, so ernähre ich mich jetzt blos durch fragmentarisches Einrücken derselben in Zeitschriften

*) Näheres über die Art und Weise dieser Protection wissen wir nicht; vgl. Briefe an Ulrike S. 135.

und Verkauf zum Aufführen an ausländische Bühnen; und doch hat mir dies schon nahe an 300 Rthlr. eingebracht (der österreichische Gesandte hat mir 30 Louisd'or von der Wiener Bühne verschafft *), woraus Du leicht schließen kannst, daß die Schriftstellerei allein schon hinreicht, mich zu erhalten. Wie wär's also, mein theuerstes Mädchen, wenn Du, statt meiner, als Actionär in den Buchhandel trätest, der von jener Schriftstellerei ganz abgesondert ist? Du hast immer gewünscht, Dein Vermögen in einer Unternehmung geltend zu machen; und eine günstigere Gelegenheit ist kaum möglich . . . Allerdings müßtest Du, in diesem Falle, Dich entschließen können, mit mir zusammen zu leben. Und dies würde doch nicht schlechterdings unmöglich sein? . . . Nichts ist mir unangenehmer, als daß Du ganz abgesondert bist von der literarischen Welt, in dem Augenblick, da Dein Bruder zum zweitenmal darin auftritt. Ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, wenn Du hier wärest. Eben jetzt wird in der Behausung des österreichischen Gesandten, der selbst mitspielt, ein Stück von mir, das noch ein Manuscript ist, gegeben, und Du kannst wohl denken, daß es in den Gesellschaften, die der Proben wegen zusammenkommen, Momente gibt, die ich Dir, meine theuerste Ulrike, gönne; warum? läßt sich besser fühlen, als angeben". „Den 10. October", fügt er am Schluß hinzu, „bin ich bei dem österreichischen Gesandten an der Tafel mit einem Lorbeer gekrönt worden; und das von den zwei niedlichsten kleinen Händen, die in Dresden sind. Den Kranz habe ich noch bei mir. In solchen Augenblicken denke ich immer an Dich. Adieu, Adieu, Adieu! Du wirst mich wieder lieb bekommen".

Bald darauf, noch vor dem Schluß des Jahres, entfaltete sich das Bündniß zwischen Kleist und Müller in einem

---

*) Er muß damals den Amphitryon oder den zerbrochenen Krug an diese Bühne verkauft haben; aber die Aufführung unterblieb aus unbekannten Gründen.

Unternehmen, das mehr als alles Andere versprach und die Wünsche des Einen wie des Andern zu krönen schien: in einem großen „Kunstjournal", dem Phöbus. Adam Müller hatte in Dresden nicht blos Rühle für seine gegensätzische Philosophie gewonnen, er hatte auch die jungen Talente Schubert und Wetzel an sich gezogen. Gotthilf Heinrich v. Schubert — als Naturforscher und Mystiker noch jetzt bekannt — war 1807 nach Dresden übergesiedelt und hatte eben angefangen, sich als Schriftsteller durch den ersten Band seiner „Ahnungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens" bekannt zu machen; nun versuchte auch er sich in öffentlichen Vorträgen, in denen er seine „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften", von Magnetismus, Thier- und Pflanzen-Metamorphosen und der ganzen Welt der Geister, in seiner gemüthlichen Weise vorbrachte. Ihm war Wetzel, sein gleichaltriger Freund (sie waren beide 1780 geboren), nach der Elbstadt gefolgt; ein poetischer und humoristischer Geist, damals noch nicht durch die Sorgen seiner Lage, die ihn früh aufreiben sollten, verkümmert, und gleich Schubert schon durch ein originelles Werk bekannt geworden: durch den „Magischen Spiegel, darinnen zu schauen die Zukunft Deutschlands" — wie denn auch schon 1806 die große Katastrophe von 1806 und 1807 in diesem Spiegel war zu schauen gewesen. Zu ihnen gesellte sich noch ein dritter Kämpe, der das Kreuz des „Gegensatzes" auf sich zu nehmen bereit war, der Maler Ferdinand Hartmann aus Stuttgart, damals 37 Jahre alt und Professor an der Dresdener Kunstakademie, als Schüler des großen Carstens der neubelebten Antike ergeben, von zarter Empfindung und sauberer, liebevoll fleißiger Hand (obwohl er es zu einer bleibenden Schöpfung nicht gebracht hat), aus den Preisbewerbungen von Weimar einmal als Sieger hervorgegangen *) und von den „Propyläen", mit

*) Mit einer Zeichnung, die den vorgeschriebenen Moment darzustellen hatte, wo Venus die Helena dem Paris zuführt. Ein Umriß von dieser Zeichnung ist in den „Propyläen" mitgetheilt.

deren Herausgeber Göthe er befreundet ward, der Nation warm empfohlen. Er war denn auch in Dresden bald zu großem Namen gelangt und von nahen und fernen Kunstverehrern eifrig aufgesucht, von hohen Gönnern getragen *). Um die Zeit, wo sich die Freunde des „Gegensatzes" zusammenfanden, hatte Hartmann eben ein Bild vollendet, mit dem er zum ersten Mal das Gebiet der heiligen Malerei betrat (und nur um es schnell wieder zu verlassen): die drei Marien am Grabe des Herrn, wie sie es leer finden und der Engel ihnen die Auferstehung verkündigt. Es war nichts weniger als im Styl der christlichen Kunst gemalt, vielmehr ein Versuch (wie er in der Carstens'schen Schule häufig wiederkehrt), die heiligen Bücher wie griechische Mythen zu behandeln und unsere heiligen Gestalten in antike Formen und Gewänder zu kleiden; aber für Adam Müller war der Anblick dieses Gemäldes genug, um die „Zukunft des Herrn" auch in der bildenden Kunst festbegründet zu sehen. „Hartmann", schrieb er jubelnd an Gentz, „hat ein großes herrliches Bild gemalt, die drei Marien am Grabe, welches zugleich mit dem Amphitryon mir eine neue Zeit für die Kunst verkündigt". Er eilte, sich auch dieses Bundesgenossen zu versichern; und so konnte er Ende December mit dem Prospectus des neuen Kunstjournals, voll der ungemessensten Erwartungen, vor Gentz erscheinen.

Es war die Zeit der großen literarischen Zeitschriften; aber keine schien, seit die Schiller'schen und Göthe'schen Unternehmungen zu Grabe gegangen waren, so viel Anspruch auf einen schnellen und leichten Sieg zu haben. „Zwei Tragödien von Kleist", konnte Müller dem Freunde melden, „Penthesilea und Guiskard **), eine Novelle von demselben: die Marquise von O . . ., und ein Lustspiel bilden nebst meinen vielen

*) Vgl. Laun's Memoiren, I, 159 ff. In Nagler's Künstlerlexikon wird Hartmann ohne alle Kritik gepriesen.

**) Die letztere freilich unvollendet.

neueren Vorlesungen, besonders den neuesten über das Erhabene und Schöne, den Fond. Ich dirigire die Philosophie und Kritik, Kleist die Poesie und Hartmann die bildende Kunst. Wir bitten Sie vereint, diese Entreprise, welche Ihrer Empfehlung Ehre machen soll, unter Ihren Schutz zu nehmen, und von ihr gegen jedermänniglich auf die bekannte, liebreiche, wohlwollende, ja eindringliche Weise zu reden, der ich einst bei meinen ersten Vorlesungen und an vielen andern Orten mein und meiner Sache Glück, ja meine Existenz zu danken hatte. Sollte nicht vielleicht irgend ein historisches Werk oder auch nur Fragment von Ihnen zu erwarten oder zu erbitten sein? Denn wir nehmen das Wort Kunst in der ganz allgemeinen Bedeutung, da jede kunstreiche Behandlung irgend eines Stoffes inbegriffen ist, und dies nicht blos, um die Sphäre des Journals zu erweitern, sondern um in recht verschiedenartigen Gestalten den Geist ausgedrückt zu sehen, welchen wir meinen". Er nahm dann später Anlaß, sich über diesen Geist in seiner Weise näher zu erklären. Der „Phöbus" sollte vor Allem nichts weniger als eine Nachahmung der Schiller'schen „Horen" sein. „Von einem wahren Gegensatz zwischen Poesie und Philosophie, also von einer echten Allianz zwischen beiden, war im Bezirk dieses Journals nichts zu spüren; ferner waren die Horen zu einer sonntäglichen Retraite bestimmt, wo man das wirkliche Leben und alles politische Kreuz der Zeitumstände eine Weile vergessen sollte. In eine so schlaffe Ansicht des Lebens habe ich nie eingehen wollen . . . Meine Kunstansichten müssen und sollen allen Dichtern meiner Zeit, Göthe und Kleist ausgenommen, allzu realisch erscheinen; wäre es anders, so hätte ich Unrecht".

Außer den genannten Mitarbeitern war auch auf einige der berühmten Koryphäen zu rechnen: Johannes v. Müller und Wieland sagten Beiträge zu, auch Göthe erklärte, theilnehmen zu wollen. Da Ulrike dem Bruder 500 Thlr. zu schicken versprochen hatte, war das Unternehmen auch von der materiellen

Seite gedeckt, und so konnte denn mit dem Verlag guten Muthes begonnen werden. „Die Verlagskosten für den ganzen Jahrgang“, schreibt Kleist im December an die Schwester, „betragen 2500 Rthlr., wozu Rühle 700 und Pfuel 900 Rthlr. hergeben, macht mit meinen 500 Rthlrn. in Allem 2100 Thlr.; der Rest kann von dem, was monatlich eingeht, schon bestritten werden. Es ist noch nie eine Buchhandlung unter so günstigen Aussichten eröffnet worden; eben weil wir die Manuscriple selbst verfertigen, die wir drucken und verlegen“. Er forderte sie von neuem auf, zu ihm zu kommen; er setzte ihr die Vortheile eifrig auseinander, und scherzte, daß er nun wieder ein Geschäftsmann geworden sei, doch in einer angenehmeren Sphäre, als in Königsberg; was denn wohl in Königsberg aus ihm geworden wäre? „Unsere literarische Unternehmung“, meldet er dann im Januar 1808, „ist in vollem Laufe; Dresden allein bringt fünfzig Subscribenten auf, woraus Du das Resultat des Ganzen berechnen magst, wenn Du auch nur annimmst, daß von den übrigen Städten in Deutschland jede 1 nimmt. Die Horen setzten 3000 Exemplare ab, und schwerlich konnte man sich, bei ihrer Erscheinung, lebhafter dafür interessiren, als für den Phöbus. Durch alle drei Hauptgesandten dieser Residenz (den französischen, österreichischen und russischen, welcher letzterer sogar — Graf Kanikow — Aufsätze hergibt) circuliren Subscriptionslisten, und wir werden das erste Heft auf Velin durch sie an alle Fürsten Deutschlands senden“. Zugleich kamen auch der neuen Buchhandlung die rosigsten Aussichten entgegen. Die Regierung zeigte sich geneigt, den Freunden, als einer Gesellschaft von Gelehrten, eine kostenfreie Concession zu ertheilen; die vier bestehenden Buchhändler Dresdens traten zwar insgesammt dagegen auf, aber man zeigte sich fest entschlossen, die Concurrenz zu vergrößern. Und nichts schien das neue Geschäft, dem man den tönenden Namen „Phönix-Buchhandlung“ gab, glücklicher einweihen zu können, als der Auftrag, der den Freunden von der Familie des 1801 verstorbenen Friedrich

von Hardenberg (Novalis) kam, dessen gesammte Schriften zu verlegen; ein Auftrag, der, wenn die Sache klug behandelt ward, allein schon hinreichend schien, die Handlung in die Höhe zu bringen, da noch ein reicher Nachlaß des gefeierten Dichters ungedruckt dalag.

Unter so fröhlichen Umständen erschien das erste Heft des „Phöbus", und die Ausstattung wie der Inhalt schienen großer Erwartungen vollkommen würdig zu sein. Für den künstlerischen Schmuck hatte Ferdinand Hartmann sinnig und glücklich gesorgt: auf dem Umschlag waltete der Sonnengott, vorn mit seinem schnaubenden Viergespann am Himmel aufsteigend, während die Horen Blumen vor ihm her streuen, hinten in seinen Emblemen, Bogen, Leier und Lorbeer; als Titelkupfer war ein Umriß des Hartmann'schen Gemäldes „die drei Marien am Grabe des Herrn" gegeben. Prolog und Epilog von Kleist leiteten, an die Bilder des Umschlags anknüpfend, die Zeitschrift ein; dann folgte ein „organisches Fragment" aus der Penthesilea, das, auf die Hauptscenen sich beschränkend, mit der ahnungsvollen Andeutung des gräßlichen Ausgangs schloß; aus Novalis' Nachlaß war ein Gedicht „an Dorothea" mitgetheilt; Adam Müller war mit einigen seiner besseren Aufsätze, darunter einer über seinen bevorzugten Liebling, die Frau von Staël, vertreten. In einer Legende von Kleist endlich war dem Vorhaben der Freunde, ihre künstlerischen Beigaben durch freie poetische Darstellung zu erläutern, sein Recht geworden: in der schönen Legende „der Engel am Grabe des Herrn", die durch das Hartmann'sche Bild veranlaßt und auf Müller's besondern Wunsch entstanden war. Müller schrieb darüber an Gentz: „Ich habe oft geklagt, daß Kleist's Gemüth allzu antik, allzu prometheisch sei, daß die moderne Poesie in ihrer allegorischen Fülle zu wenig über ihn vermöge, und so war seine Legende eine freundschaftliche Rücksicht auf meine Neigung und meine Wünsche für ihn. Aber auch dort offenbart sich überall das antike, die Gestaltung über die Allegorie weit erhebende Gemüth. Hartmann's Bild in

seiner Farbenpracht, in seinen bestimmten Umrissen ist dennoch nur eine Hieroglyphe, gegen die Sinnlichkeit und Wirklichkeit der Kleist'schen Erzählung gehalten. Hierauf ist zwischen mir und Kleist eine nähere Verständigung erfolgt, und ich fühle jetzt, wie seine Werke jene antike Bestimmtheit auch nur an sich tragen um der Reaction willen, zu welcher die Zeit ihn aufruft, um der neuen Aufklärung willen, die nun im Phöbus dem Zeitalter geboten werden soll, welches sich nur allzu sehr, durch Unglück bestärkt, zu einer falschen Mystik hinüberneigt".

Schon diese Worte verrathen, wie sehr sich damals der Einfluß der Kleist'schen Denkart der leicht bestimmbaren Natur Adam Müller's bemächtigt hatte. Sein sonst unbezähmbarer, zuweilen rasender Stolz fand sich immer stärker versucht, sich dem Genie des Freundes willig unterzuordnen; auch das verrieth er bald darauf in einem der Briefe an Gentz. „Mein Gemüth ist großen, und auch den künftigen viel größeren Arbeiten Kleist's gewachsen, aber sagen kann ich es nicht. An Muth der Gedanken und an Umsicht des Geistes weiche ich nicht, aber an Muth der Stimme und der Worte, an Resignation des Lebens und bildender Kraft erkenne ich ihn für meinen Meister". Als das zweite Heft des „Phöbus" erschienen war (wieder mit einem Kupfer, diesmal nach einem wirksamen Gemälde Eberhard von Wächter's, geschmückt, sonst aber ganz von Arbeiten der beiden Herausgeber ausgefüllt) und Gentz sich über den Abdruck der Marquise von O . . ., die ihm gründlich mißfiel, sehr unwillig ausgesprochen hatte, trat Müller mit verdoppeltem Eifer als Anwalt des Freundes auf. „Flach finden Sie — entgegnet er — diese Marquise von O . . .? und ich könnte lange nach Worten suchen, um dieses ganz unbegreifliche Urtheil zu bezeichnen. Kleist kann es nicht weiter afficiren, da Styl und Leben dieses Dichters, und sein unerbittlicher Muth, und seine vielleicht noch allzu schroffe Erhabenheit keinem Blinden noch Geblendeten verborgen bleiben können. Also vermochte die moralische Hoheit dieser Geschichte nichts über Sie, der Sie

doch auch das Leben von keiner flachen Seite kennen gelernt, und durch die Apostasie vom Buchstaben der Moral hindurchgedrungen sind zur Erkenntniß der himmlischen Mächte, welche nur durch ein gewaltiges, vom Vaterhause forttreibendes Schicksal, oder durch Schuld und Verbrechen entbunden werden! . . . Aber nicht blos wegen der königlichen Wahrheit dieser Geschichte, sondern wegen der unvergleichlichen Kunst in der Darstellung habe ich darauf gedrungen, daß schon das zweite Heft damit geschmückt, und meine kleinen Arbeiten durch seine Gesellschaft erhoben werden sollen." „Was die Zeitgenossen darüber denken", setzt er, ganz im Sinne Kleist's hinzu, „ist gleichgültig! Alles recht Göttliche muß wohl dreißig und mehr Jahre in irdischer Umgebung so forttreiben, das lehrt die Weltgeschichte, die Bibel, und wird auch das Schicksal der Werke lehren, welche der Phöbus verbreitet. Vielleicht sind sie etwas zu frühzeitig, und das wäre ihr einziger schöner Vorwurf."

Indem der Philosoph dem Dichter so anschmiegend entgegenkam, schienen sich in der That ihre Anschauungen zu einem gemeinsamen System zusammenzuschließen, das unter Müller's elastischer Feder aus seinen Vorlesungen „über das Schöne" hervorwuchs. Je mehr er in diesen Vorträgen, die im Laufe des Winters (1807 — 1808) gehalten wurden, fortschritt, desto schärfer traten darin die Gesichtszüge Kleist's hervor und schienen zuletzt den ganzen Rahmen auszufüllen. Von dem „ästhetischen Menschen" der Weimarer Meister ging Müller's Betrachtung aus, aber indem er, wie er schon früher gethan, jenes ästhetische Ideal zu erweitern suchte, die Idee der Kunst zur Idee der Lebenskunst ergänzte und alle geistigen Mächte der Wirklichkeit unter dem zusammenfassenden Begriff der „Staatskunst" in den Bereich des ästhetischen Menschen einfügte; und hier blieb er freilich noch ganz in seinem Eigenthum. Nicht minder da, wo er diesen positiven Gewinn seiner Einsicht, statt ihn energisch zusammenzufassen, wieder in eitlen, sophistischen Spielereien verflüchtigt: wo er den Begriff des Künstlers bis in's Schranken=

lose ausdehnt, auch Staatskünstler, Erziehungskünstler und Wissenschaftskünstler in die Aesthetik einführt, ja zuletzt die Künstler in solche theilt, „die für das Bedürfniß des ganzen Menschen arbeiten", und in solche, „die für ein einzelnes Bedürfniß arbeiten", und mit diesen letzteren Schneider, Schuster und Handschuhmacher in den allgemeinen Parnassus aufnimmt. Dann aber sehen wir ihn sich neben Kleist — und nichts bezeichnet ihn mehr als diese Taktik — unter der Maske objectiver, systematischer Entwicklung einen eigenen Thron errichten, um dem Gefühl, daß der größere Freund ihn zu verdunkeln droht, durch Hinaufschrauben seines eigenen Werthes zu entrinnen. Neben dem Dichter taucht, an der Hand des neuen Princips der „Lebenskunst", der „praktische Weltmann" auf. Wie die Kunst und die Moral Kinder einer gemeinschaftlichen Mutter, der „allgemeinen ewigen Lebenskunst", sind, so sind auch der Dichter und der praktische Weltmann beide nur ebenbürtige „Abdrücke derselbigen Menschheit", und der Gegensatz, in den man diese beiden bisher zu stellen liebte, hebt sich in einer höhern Einheit auf. Nur daß der wahre Weltmann und der ächte Dichter jeder seine eigene Sprache haben: Beredsamkeit und Poesie — die eine mehr männlicher, die andere mehr weiblicher Natur. Welche die vortrefflichere Natur sei, läßt sich nicht sagen; aber nur in der Vereinigung beider erzeugt und offenbart sich das wahre Ideal der Menschheit und die wahre Idee der Sprache.

So wird denn auch die Idee der Schönheit durch den Begriff der Ehe aufgefunden. „So lange man die Schönheit sich geschlechtslos dachte, wie in den meisten Kunsttheorien geschehn, so lange war auch die Lehre vom Schönen unfruchtbar. Nur aus der Vermählung des Entgegengesetzten geht die Schönheit hervor" — und ebenso wird, „weil der Kritiker, der Theoretiker selbst wieder Künstler sein soll, nur aus derselbigen Vermählung entgegengesetzter Begriffe oder Arten der Schönheit eine Theorie des Schönen erzeugt".

Aber freilich muß der Kunst, und insbesondere der Poesie, die erste Stelle verbleiben: und damit beginnt sich der Philosoph dem Dichter zu unterwerfen. Die Poesie wird — im Hinblick auf die ästhetischen Briefe Schiller's, die als die Grundlage dieser höhern Philosophie gepriesen werden — als „das erste und erhabenste Mittel der Erziehung" verkündigt, wie sie „die ersten unter allen Angelegenheiten der Menschheit" ist. Aber nicht in dem Sinne soll hier „Poesie" zu verstehen sein, der ihr ein besonderes sogenanntes Reich der Einbildung baut. Im Gegentheil, „die Poesie ist eine kriegführende Macht, bei allen großen Welthändeln zugegen, alle Wunden der Menschheit nicht etwa streichelnd und überklebend, sondern durch ihren allmächtigen Zauber besänftigend und heilend. So, als eine weltbeherrschende Idee und nicht als einen Spielzeugkram, womit man tausend weinende Kinder zum Schweigen bringen kann, dachte sich Schiller die Schönheit, als er ihr das Geschäft der Versöhnung zwischen jenen streitenden Mächten übertrug, die sich um den Besitz der Welt zerfleischten". „Die sg. schönen Künste also, dieselben Künste, welche die moralischen Sünder unserer Zeit so gern als brodlos, als elegante aber unnütze Verschönerungen des trockenen Lebens beschreiben wollten, denen kaum irgend ein moralischer Nutzen zugeschrieben werden sollte, diese bleiben in dem moralischen Bankerout, in dem allgemeinen Schiffbruch aller unsrer schönen Grundsätze und Lebensregeln, der uns zum Theil schon betroffen hat, zum Theil noch betreffen wird, der einzige Anker der Hoffnung. So ist es in der Ordnung, so muß das verachtete Göttliche gerächt und gerechtfertigt werden!" Und so entsteht die neue höhere Moral, die aus der neuen Erziehungskunst hervorgeht, deren Grundgedanke in den Werken der schönen Kunst liegt; die Moral, die von nun an keine andere Bedeutung hat als: Kunst der Selbsterziehung.

Aus dieser Moral muß dann, ein herrliches Geschöpf der Zukunft, der wahre ästhetische Mensch hervorgehn, wie ihn Göthe und Schiller gepredigt haben, Kleist und Müller ihn

von Neuem und in ernsterer, strengerer Gestalt verkündiget. „Wir müssen der Zukunft Menschen bilden, die frei sind, wie ein Werk der Poesie; die sich selbst gefallen, die sich in sich selbst spiegeln, die gefühlt werden, wo nur Sinn für die Schönheit lebt, die verstanden werden, so weit ihre Sprache gesprochen wird — alles wie ein deutsches Gedicht". In dieser umfassenden ästhetischen Erziehung darf dann freilich auch das Studium „der Staatskunst" nicht fehlen, deren Geschäft ein künstlerisches Geschäft, deren letztes und höchstes Ziel die wahre Schönheit ist, die in die Reihe der schönen Künste wie irgend eine gehört. Nimmt man aber so die Kunst als wahre Lebenskunst, so bleibt es der Weisheit Schluß, daß „die Bestimmung des menschlichen Geschlechts die Schönheit ist".

Wir können nicht zweifeln, in diesen Sätzen einen Ausdruck der Kleistischen Anschauungen zu haben, und das giebt ihnen hier ihre Stelle und ihr Interesse; wiewohl sie natürlich in Müller's Manier getaucht sind und den Einfluß Kleist's nur durch den Inhalt verrathen. Dagegen glaubt man fast den Dichter selber zu hören, wo diese Vorlesungen sich in Klagen und Anklagen gegen das Jahrhundert, im Namen der freien Subjectivität, ergießen. „Dem zarten, leichtverletzlichen und doch so wunderbar kräftigen Herzen wird draußen gefühllos eine spröde Pflichtenlehre hingestellt: ohne Rücksicht darauf, wie dieses Herz sich bewegt und schlägt, wie es empfindet und liebt . . . Wenn sich das Schicksal verwickelt, hier die Liebe, dort das Mitleid, dort der Haß, und dort äußere Gewalt, um meine Brust streiten, wer hilft mir? Die Regel? Aber der Fall, die Lage der Sachen ist ganz neu und unerhört: wie will denn eine im voraus präparirte Regel auf mein Herz passen, das ein Herz für sich ist, und auf meine Lage, von der niemand wissen kann, als ich?" „Die Nothwendigkeit oder das Sollen ist eine allgegenwärtige Macht: die Nothwendigkeit oder die Pflicht jener Moralisten, wie ein ächter Stockmeister, läßt den Menschen eine Zeitlang ruhig grasen; eine Menge Handlungen sind gleichgültig,

sagen sie, völlig indifferent, wie schlafen und essen; da kann der Mensch thun was er will, er hat weder recht noch unrecht; aber unvermuthet berührt er eine von ihren unzähligen moralischen Barrieren und Schlagbäumen, nun plötzlich schlägt sie ihm ins Gesicht" . . . „So eingezwängt, aus sich selbst herausgezwängt führt ihr das bedauernswürdige Wesen ins Leben ein; der erste Reiz, der sich ihm nun in seiner neuen Freiheit meldet, erzeugt eine krankhafte Gährung, diese entsiegelt den lange verschlossenen Sinn; dann ein neuer Reiz wieder einen andern Sinn — und nun wundert ihr euch über die Explosionen von dummen Streichen, über die vielfältigen Verirrungen und Ausschweifungen, welche vorfallen, und redet von moralischer Verderbniß und Schlechtigkeit, da ihr Gott danken solltet, daß die Natur so mächtig ist und sich trotz eurer langen Vorkehrungsanstalten nicht bändigen und ertödten läßt. — Die schöne, empfängliche und gewaltige Natur, welche auf diese Weise in Flammen geräth und vielleicht sich selbst und andere verzehrt — welches Licht und welche Wärme könnte sie verbreiten, wenn man ihr von Anfang an die Freiheit gelassen, wenn man von der Wiege an den Bildern der Welt, wie sie vorübergehn, gestattet hätte, sanft und allmählich durch alle Sinne einzuströmen."

Es ist, als ob uns die Geschichte von Kleist's Leben erzählt würde; für keinen andern als für ihn nimmt hier der Redner das Wort. Zieht man alle diese Stimmen zu Rathe, die uns wie aus dem Versteck heraus das Verhältniß zwischen den beiden Genossen andeuten, so begreift man sehr wohl, wie Kleist sich dieser gefährlichen Freundschaft mit Eifer hingab, wie er die wachsende Uebereinstimmung ihrer Geister als ein folgenreiches und großes Bündniß, den doctrinären Enthusiasmus, mit dem ihn Müller umspann, als eine Wohlthat für sein ruhmdurstiges Herz empfand. Von Adam Müller sah er sich in seiner herben, das Wildeste wie das Zarteste rücksichtslos ergreifenden Art mehr als von irgend einem Andern verstanden und ausgelegt; und mußte sich ihm eine Philosophie nicht ein=

schmeicheln, die für seine Erscheinung einen so stolzen Platz und eine so hoffnungsreiche Zukunft aufwies? Alle seine Kräfte scheinen ihm in dieser Beleuchtung gesteigert, und nie fand er sich feuriger erregt, sie in unendlicher Fruchtbarkeit zu entfalten. Er ward nun zum Erstaunen fleißig und productiv. Während der „Phöbus" sein Gespann vollends heraufführte und neben Hartmann und Müller, die mit Bildern der neuen Carstens'schen Schule und mit Abhandlungen aller Art zu wirken fortfuhren, auch Wetzel und Schubert ihre Künste zeigten, warf Kleist sich zunächst (wie es scheint) auf neue Entfaltungen seines Erzählertalents. Denn in dieser Zeit muß er „das Erdbeben in Chili" und „die Verlobung in St. Domingo" geschrieben haben: zwei Erzählungen, die im Vortrag auf der Höhe der Marquise von O . . . stehen und noch ganz in dem reinen Styl dieser Zeit, frei von den Verschränkungen und Ueberladungen der letzten Periode, durchgeführt sind. In beiden ist es ein tragischer Gegenstand, den der Dichter ergriff; in beiden, wie man vermuthen muß, an wirkliche Vorgänge oder überlieferte Stoffe angeknüpft; hier wie dort aber gehört die Ausführung offenbar ganz dem Dichter an. Und nirgends zeigt sich die gedrungene Größe des Erzählers Kleist erschütternder, als in dem „Erdbeben in Chili," einer Geschichte ohne Gleichen: auf 18 Seiten eine wahrhafte Tragödie so ganz ausgeschöpft und so mit Herzblut geschrieben, daß wir sie erleben, als wenn sie — von freier Höhe gesehen — zu unsern Füßen sich zutrüge. Ein gegen elterlichen Willen sich anhängendes Paar hat sich (in St. Jago) gegen die Gesetze der Sittlichkeit und mehr noch der Kirche vergangen; die unglückliche Sünderin, da sie ihr Kloster entehrt hat, wird zur Enthauptung verurtheilt, und während die fromme Stadt sich an dem Anblick des feierlichen Hinrichtungszuges wie an einem kirchlichen Feste weidet und der Geliebte sich im Gefängniß zu erhenken im Begriffe steht, — stürzt St. Jago durch ein fürchterliches Erdbeben zusammen. Josepha und ihr Kind sowohl, wie der verzweifelnde Gefangene entkommen; nach man=

cherlei Schrecken und Nöthen finden sie sich wieder, einige edle Menschen nehmen sich ihrer an, in der allgemeinen Erschütterung und Versöhnung der Menschen scheint ihre Vergangenheit vergessen zu sein, und selbst geläutert und gehoben wie sie sind, fühlen sie sich der erbarmenden Welt zurückgegeben. Aber die Wuth der Natur hat doch der Fanatismus der Menschen überdauert. In der einzigen Kirche, die das Erdbeben verschont hat, versammelten sich die Ueberlebenden zu einer feierlichen Dankesmesse, und auch Jeronimo und Josepha, von ihren übervollen Herzen gedrängt, wagen sich voll Vertrauens, an der Hand ihrer Freunde, in die Kirche hinein; hier aber empfängt sie die scheußliche Beredsamkeit eines Priesters, der die Gemeinde mit frommen Verwünschungen an die entkommenen Verbrecher erinnert, und da sie sich wider Willen verrathen, dringt eine entflammte Pöbelrotte, Jeronimo's eigener Vater voran, auf die Unglücklichen ein und vollzieht an ihnen, ja in der blinden Wuth auch an ihren Freunden, das gräuliche Gericht der Rache. Nur Don Fernando, ihr heldenmüthiger Vertheidiger, dem man sein eigenes Kind — anstatt des Knaben jener Hingemordeten — erschlägt, vermag mit diesem Kleinen zu entkommen; und so entläßt uns der Dichter doch mit dem tröstlichen Gefühl, daß das Gedächtniß der beiden Liebenden auch auf Erden, im Schutz und in den Armen vortrefflicher Menschen, fortlebt. Die Geschichte ist mit einer Hoheit des Gefühls und einer Meisterschaft gedrungenen Vortrags erzählt, die den Laien zur tiefsten Seelenbewegung und den Kunstgenossen zu immer neuem Studium auffordern. In unserer deutschen Literatur läßt sie sich mit nichts Verwandtem vergleichen, während sie an die romanischen Meister der Prosa, vor allem an Cervantes, in mancher Hinsicht erinnert; aber in ihrer poetischen Gewalt ist sie auch diesen gegenüber unvergleichlich, und wenn man sie mit liebevollem Eingehen auf des Dichters Technik lebendig vorträgt, so muß sie ein Pathos in des Hörers Seele hervorrufen, wie es nur die keuscheste und gewaltigste Kunst zu erwirken vermag.

Ganz so rein und gewaltig ist der Eindruck nicht, den „die Verlobung in St. Domingo" hinterläßt; hier hat der tragische Ausgang etwas beklemmendes, ohne daß der Dichter selbst es versehen hätte: der Stoff löst sich nicht so schmiegsam in harmonischer Rührung auf. Man kennt die Geschichte aus dem Körner'schen Schauspiel „Toni," nur daß der junge sentimentale Dramatiker den düstern Ausgang zu einem heitern gemacht hat, womit er das poetische Interesse der Erzählung allzu glücklich aus dem Wege räumte. Was es hier gilt, ist kurz gesagt: der Dichter erzählt uns, daß ein junger Schweizer in der Zeit, wo auf St. Domingo der große Vernichtungskampf der Schwarzen gegen die Weißen wüthet, bei einer heimlichen und abscheulichen Feindin seiner Race scheinbare Zuflucht findet und in deren Tochter, der jungen Toni, die bisher in verhängnißvoller Unterwürfigkeit den Schandthaten der Alten gedient hat, eine Seele voll Lieblichkeit und ein rasch entzündetes Gefühl der Liebe entdeckt; in verschwiegener Nacht schließen sie den ernstgemeinten Bund, und sie eilt nun, ihn aus der Gefahr, die sie selbst über ihn heraufbeschwören half, zu retten; aber die Folgen ihrer verderbten Vergangenheit wenden sich gegen sie. Während sie durch eine zweideutige List, im rührendsten Eifer, ihn vor dem Aergsten zu schützen sucht, glaubt der Unselige sich durch ein teuflisch entartetes Geschöpf verrathen; und als ihm zuletzt wirklich durch sie die Befreiung naht, erfährt er zu spät, daß er im Irrthum war: in wilder Verzweiflung hat er sie bereits getödtet, und giebt dann, da er der Wahrheit inne wird, sich selbst den Tod. Das alles, das sich, in ein paar Worten gesagt, unleidlich ausnehmen mag, hat der Dichter wieder so bedeutend, so zart und menschlich geschildert, und in so sicherem Maß der Verhältnisse, daß wir ihm wohl oder übel gehorchen müssen. Aber einen unerledigten Rest von Bitterkeit läßt er uns doch im Gefühl zurück, und wenn wir gleich dem Novellendichter — wie es in der That von Nöthen ist — sein volles Recht auf die Welt der Stoffe

lassen, wird doch dem „Erdbeben in Chili“ der höhere Werth gewahrt bleiben.

Inzwischen war Kleist auch zu seiner großen Tragödie, dem Robert Guiskard, zurückgekehrt. Er hatte dieses verhängnißvolle Werk schon 1807 wieder aufgenommen *), und damals wohl in der Absicht, es zu vollenden. Im April- und Maiheft des Phöbus erschien dann ein zu großen Erwartungen spannendes Fragment — aber zum Unglück das einzige, das uns von der Tragödie geblieben: wir wissen nicht, warum, noch wie es dem ganzen übrigen Stück erging. Das Fragment ist nur der Anfang des ersten Aktes; wir sehen das Heer Robert Guiskard's, des stolzen Herzogs der Normänner, im Lager vor Byzanz, vor Kurzem noch siegesfroh und bereit, unter der Führung des Gewaltigen die griechische Hauptstadt zu erstürmen, nun aber durch den fürchterlichsten Feind, die Pest, hülflos zu Boden geworfen. Der Tod und der Schrecken wetteifern, das ganze Lager zu verwüsten; wir hören, wie das entsetzliche Grauen umherschreitet und die allgemeine Verzweiflung sich an Guiskard's Zelt heranwälzt, um an sein verschlossenes Ohr zu bringen:

. . . Dein Volk ist, deiner Lenden Werk,
Vergiftet, keiner Thaten fähig mehr,
Und täglich, wie vor Sturmwind Tannen, sinken
Die Häupter deiner Treuen in den Staub.
Der Hingestreckt' ist auferstehungslos,
Und wo er hinsank, sank er in sein Grab.
Er sträubt, und wieder, mit unsäglicher
Anstrengung sich empor: es ist umsonst!
Die giftgeätzten Knochen brechen ihm,
Und wieder niedersinkt er in sein Grab.
Ja in des Sinns entsetzlicher Verwirrung,
Die ihn zuletzt befällt, sieht man ihn scheußlich

---

*) Das ergiebt sich aus der oben erwähnten Notiz von Müller im December 1807, wonach unter Anderm auch Penthesilea und Guiskard den Fond des „Phöbus“ ausmachten; wiewohl daraus nicht zu ersehen ist, wieweit der Guiskard damals schon vorgerückt war.

Die Zähne gegen Gott und Menschen fletschen,
Dem Freund, dem Bruder, Vater, Mutter, Kindern,
Der Braut selbst, die ihm naht, entgegenwüthend.

Guiskard, der „alte Löwe," so sehr er auch für seine Krieger wie für Kinder sorgt, ja so sorglos er sein Leben als Pfleger der Kranken preisgiebt, sträubt sich aufs äußerste gegen den Gedanken, der Pest zu weichen und die Belagerung Konstantinopels aufzugeben; aber um so dringender fleht ihn das Volk drum an. Während es unruhig und nach seinem Anblick sehnsüchtig das Zelt umwogt, enthüllt sich uns ein Zwiespalt seines Hauses, der an eine alte Schuld des Helden zu mahnen und für die Zukunft ernste Gefahren anzukündigen scheint, doch ohne daß wir schon deutlich erkennen könnten, wo der Dichter hinaus will. Dagegen birgt der Augenblick ein höchst bedrohliches Verhängniß. Der alte Guiskard selbst, er, der sich für unüberwindlich hielt, ist von der Seuche befallen; man sucht es dem Volk zu verbergen, aber einer der Prinzen selbst verräth es, und die Angst des Heers steigert sich zu ungeheurem Schrecken. In diesem Moment hat der Kranke sich mit übermenschlicher Anstrengung aufgerafft und tritt, in voller kriegerischer Rüstung, aus dem Zelt hervor. Man weiß nicht, was man von ihm denken soll. Er verlangt in herzlichem Ton das Begehren des Volks zu hören, spottet die Sage, daß er selbst erkrankt sei, mit heitern Scherzworten hinweg, und nur das Eine verräth ihn, daß er plötzlich stumm, durch eine halbunterdrückte Geberde, nach einem Sitz verlangt, da ihm die Kraft der Glieder zu versagen droht. Aber er überwindet sich auch jetzt; und der Sprecher des Volks gewinnt, ehe das Fragment schließt, noch Zeit, dem Herrscher den allgemeinen flehenden Wunsch an's Herz zu legen, daß er sie „aus diesem Jammerthal" in Italiens Himmelslüfte zu retten eile:

Führ' uns zurück, zurück in's Vaterland!

Diese bewegte Exposition hat der Dichter mit außerordentlicher Kraft entworfen, und wir schauen den ganzen Vorgang

auf das lebendigste an. Die Figuren zeigen uns alle bereits ein klarumrissenes Gesicht, und doch haben sie offenbar noch schwere Geheimnisse zu enthüllen; in der Gestalt der liebevollen Tochter Guiskard's glauben wir schon die Verklärung der schwesterlichen Treue, die Kleist in diesem Werk im Sinne hatte,*) in dem hinterhaltigen Neffen Abälard das Gespenst der Tragödie zu entdecken. Große Verhältnisse, gewaltige Schicksale wehen uns an, und Guiskard vollends, der Führer dieser erregten Massen, erscheint schon im ersten Umriß so ganz auf einen Helden der ungeheuersten Art angelegt, daß wir bereit sind, erschütternden Sturz und übermenschliche Erhebung zu erwarten.

Das alles am Erfolg zu prüfen ist uns freilich versagt; aber doch auch aus diesem Fragment können wir eine Anschauung von des Dichters Ideal gewinnen. Er hatte, wie wir wissen, im Sinne, die Antike und Shakspeare in einem Riesenwerke zu verschmelzen und den ästhetischen Kanon unserer Klassiker an einer widerspänstig ungeheuerlichen Aufgabe ins höchste Pathos zu steigern; hier galt es nicht bloß, den großen Stoff zu finden, die entscheidende Frage war, wie der Dichter ihn zu behandeln habe? Schon in der Form des Dialogs galt es, zwei widerstreitende Elemente zu vereinen: den einheitlichen, alles beherrschenden, voll dahinströmenden Rhythmus der Rede, wie er in Schillers Dramen mit Bewußtsein gewollt und unübertrefflich erreicht war, und den freieren, dem Wechsel der Situation sich anschmiegenden, nach den Tönen der Wirklichkeit horchenden Dialog, wie ihn nur Einer, Shakspeare, zur vollendeten Kunst erhoben hatte. Daß Kleist mit dem ernstesten Studium nach dieser Vereinigung rang, lehrt uns das Fragment auf jeder Seite. Er wagt zunächst die seltsamsten Dinge, um sich der Antike und dem Schiller'schen Idealismus zu nähern: er läßt am Beginn „das Volk", aus Einem Munde, „in unruhiger Bewegung", in höchst gesteigerter Redeform und

*) Vgl. oben S. 189.

Gleichnissen von wahrhaft erhabener Größe sein Geschick bejammern; er legt einem Knaben, der vom Hügel her Guiskard's Nahen meldet, Worte von ähnlich getragener Haltung in den Mund, wie wenn der Wächter in Aeschylus' Agamemnon die Lage der Dinge ankündigt *); jeder Mund, im Volk wie unter den Edlen, hat das Recht, seine Rede mit poetischem Schmuck zu zieren; statt des zerhackten Dialogs, den Kleist anderswo mit Liebe zu pflegen scheint, rollen hier Rede und Gegenrede auch im Affect voll und rhythmisch aus, und was ein rasches Wort zu sagen vermöchte, trägt der Vers, wie im Gefühl seines Werthes, gern in reichen Wendungen langsam und feierlich vor. Das alles scheint dem Charakter der Kleist'schen Muse zu widersprechen, es sind Zugeständnisse von unerwarteter Art; nur daß er zugleich auch, wo der Moment es gebietet, die volle Natürlichkeit des Ausdrucks festzuhalten sucht. Dem Normann, der seinen Freunden erzählt, was er im Zelt zur Nacht von verdächtigen Anzeichen der Erkrankung gesehen, fehlt es an gemüthlich derben Ausdrücken nicht; und Guiskard selbst läßt seine vertrauliche Manier, mit dem gemeinen Mann zu reden, in einer eigenen Mischung von simpler und getragener Redeweise sich kundthun. Als ihm der Sprecher des Volks das Gerücht, daß auch der Fürst „vom Pesthauch angeweht" sei, vorträgt, ist seine lachende Entgegnung:

Vom Pesthauch angeweht! ihr seid wohl toll, ihr!
Ob ich wie einer ausseh', der die Pest hat?
Der ich in Lebensfüll' hier vor euch stehe?
Der seiner Glieder jegliches beherrscht?

---

*) Man höre den Knaben reden:

Wohl, Vater, seh' ich ihn!
Frei in des Zeltes Mitte seh' ich ihn!
Der hohen Brust legt er den Panzer um!
Dem breiten Schulternpaar das Gnadenkettlein!
Dem weitgewölbten Haupt drückt er, mit Kraft,
Den mächtig wankend hohen Helmbusch auf!

Deſſ' reine Stimme aus der freien Bruſt,
Gleich dem Geläut der Glocken, euch umhallt?
Das läßt der Angeſteckte bleiben, das!
Ihr wollt mich, traun! mich Blühenden, doch nicht
Hinſchleppen zu den Faulenden auf's Feld?
Ei, was zum Henker, nein! ich wehre mich —
Im Lager hier kriegt ihr mich nicht in's Grab:
In Stambul halt' ich ſtill, und eher nicht!

Kurz, der Dichter ſucht, indem er ſichtbar von der Anlehnung an Schiller's Wallenſtein ausgegangen, aus Realismus und Idealismus einen eigenen Styl zu bilden, der die lyriſchen und ſentenzenhaften Elemente ſeines Vorbilds zurückdrängt und um ſo energiſcher auf veredelte Natürlichkeit des Ausdrucks ausgeht; und damit ſcheint er in der That den Kern zu treffen. Auf der einen Seite gilt es alle Härte der proſaiſchen Naturabſchreibung, auf der andern Seite das Uebergewicht des muſikaliſchen Stroms zu opfern; dort die individuelle Beweglichkeit, hier die ideale Einheit des Organismus zu behaupten. Ein Problem, das nun zwar für jeden Dichter ſich erneuern wird; aber hier war es im Anſchluß an den Schiller'ſchen Styl zu löſen. Denn nur auf dieſem Wege konnte eine organiſche Fortentwicklung möglich ſein, und eben das war es, was Kleiſt, der beſonnenſte der Romantiker, feſt im Auge hatte.

Er hatte gleichwohl an ſeiner Aufgabe verzweifeln müſſen, und der Anblick des kurzen Fragmentes ſagt uns, daß er auch dieſen letzten Anlauf verzweifelnd wieder aufgab; für uns fragt es ſich, ob wir gezwungen ſind, ihm Recht zu geben? Und bei aller Bewunderung, die uns der Anfang des Guiskard abnöthigt, kann doch die Antwort nur bejahend ſein. Daß ihm im Angeſicht ſeines Ideals die Kraft verſagte, wäre freilich für ſich allein Antwort genug; aber wir begreifen es auch, wenn wir ihn an der Hand des Guiskard in ſeiner Werkſtatt belauſchen. Schon jene Beiſpiele, an denen ſich ſeine Manier beſchreiben ließ, verrathen hinlänglich, daß er über das Experiment nicht hinaus kam, daß die angeſtrebte Verſchmelzung der

beiden großen Kunstprincipien zweideutig und äußerlich blieb: im Begriff, bis zur glücklichsten Läuterung seines alten Naturalismus durchzubringen, trieb er über das Ziel hinaus einem Idealismus zu, der den Schiller'schen überbot und sich den Forderungen der modernen Bühne geradezu widersetzte, und in dieser Umgebung erschien dann jeder Anklang an den Ton der Schroffensteiner doppelt fremdartig und hart. Einen Weg freilich gab es noch für ihn, sein Verfahren zu corrigiren und jene Mißverhältnisse auszugleichen. Es war sein Unglück, daß er diesen Weg noch nicht betreten hatte, denn für den Dramatiker gab es in Wahrheit keinen andern: der Weg auf die Bühne war es, der ihn erst völlig mit sich selbst bekannt machen konnte. Was half es ihm, daß er im „Phöbus" Raum fand, seine Dramen bruchstückweise an's Licht zu geben? Erst auf den Brettern konnten sie ihm, wie der Nation, in ihrem eigenen Leben gegenübertreten und ihm die unzulänglichen, romantischen Elemente seines Schaffens zur Erkenntniß bringen. Aber indem er nun wirklich der Bühne sich zu nähern begann, trat ihm wieder sein Schicksal von außen wie im eigenen Gemüth entgegen, und er mußte die Geheimnisse des Tragischen an sich selbst erleben: Schuld und Unglück schienen zusammenzufließen, um sich vereint gegen ihn zu wenden.

Vierzehntes Kapitel.

Kleist und Göthe. (1808.)

Im Januar 1808 hatte sich Kleist auf dem Gipfel seiner Hoffnungen gesehen. Der „Phöbus" schien des ersten Erfolgs gewiß, sein Dichtername fing an sich auszubreiten, in seiner Umgebung sah er sich anerkannt und geehrt, Arbeiten und Pläne

drangen in Ueberfülle auf ihn ein; und nun begannen auch die Bühnen auf seine Dramen aufmerksam zu werden. Nichts aber konnte entscheidender für ihn sein, als daß Göthe sich, als Leiter der Weimarer Bühne, seiner annahm. Nicht ohne Genugthuung meldete er Ulriken, daß der „zerbrochene Krug“ im Februar in Weimar aufgeführt werden solle, und er hatte vor, mit Rühle (der inzwischen weimarischer Kammerherr geworden war) zur ersten Darstellung dorthin zu reisen. „Kurz, Alles geht gut“, setzte er — froher als je — hinzu, „und es fehlt nichts, als daß ich noch ein Jahr älter bin, um Dich von einer Menge von Dingen zu überzeugen, an denen Du noch zweifeln magst“. Er kündigte ihr an, daß er zum Frühjahr gewiß in Frankfurt sein werde. Denn, wenn sein Lustspiel in der klassischen Stadt sich würde Bahn gebrochen, der „Phöbus“ seine Lebensfähigkeit bewährt haben, dann durfte er es sich gestatten, als ein Wiederhergestellter, mit den Ehren seiner Kunst geschmückt, daheim vor den Seinigen zu erscheinen; dann mußte vor ihnen allen der Trotz gerechtfertigt sein, mit dem er sich abermals von ihren Wünschen losgesagt und seine eigene Bahn gewählt hatte.

Aus diesen glücklichen Träumen begannen ihn indessen nur zu bald widrige Erfahrungen aufzustören. Er hatte sich beeilt, Göthe'n das erste Heft des Phöbus mit der „Penthesilea“ zuzuschicken, und von dem Meister der Kunst mochte er mit ganz besonderer Begierde ein ermuthigendes Wort erwarten. Wir wissen, in welchem empfindlichen Verhältniß seine Seele zu dem unerreichbaren Mann wie zu der großen tragischen Allegorie, der „Penthesilea“, stand: an jenen Namen hatten sich die schwersten Kämpfe seines Ehrgeizes, an dieses Gedicht das noch immer schmerzende Gefühl der Ueberwindung und Entsagung geknüpft. Was konnte den langen Läuterungsprozeß schöner vollenden helfen, als wenn der Mann, der ihm so unüberwindlich im Wege gestanden hatte, ihm durch ein Wort warmen Verständnisses und herzlicher Anerkennung die Hand

zum neidlosen Bunde der Geister reichte! Kleist durfte Schiller's gedenken, der auch ein unreines Gefühl der Eifersucht durch die edelste Freundschaft überwunden hatte: und welch ein Bund war aus dieser Versöhnung erwachsen! Konnte nicht auch Kleist, wenn ein Verhältniß wie jenes freilich unmöglich war, eine freundliche und rühmliche Stätte wenigstens neben dem Meister finden? wenn dieser das wahre Herz und die geläuterte Kraft des Dichters in der Penthesilea, mit liebevoll spürendem Gefühl entdeckte? wenn er, durch einzelne Makel unverwirrt, sich an die Seele des Gedichtes hielt, und der Eigenart, die mit Bewußtsein neue fruchtbare Wege ging, mit weiser Duldung ihr Recht gab?

Kleist mochte ein Recht haben, so zu denken; Göthe hatte das gleiche, strenger und kühler zu empfinden. Er wandte sich von der „Penthesilea" wie von einer antipathischen Erscheinung ab, und zögerte nicht, dem Dichter seine Empfindung unverhüllt zu bekennen. Der Brief, den er ihm darüber schrieb, ging über den pathologischen Gehalt der Penthesilea stumm hinweg und hielt sich nur an die Mängel, die sich dem Techniker nur zu deutlich aufdrängten.

„Ew. Hochwohlgebornen", schrieb Göthe am 1. Februar *), „bin ich sehr dankbar für das übersendete Stück des Phöbus. Die prosaischen Aufsätze (Müller's), wovon mir einige bekannt waren, haben mir viel Vergnügen gemacht. Mit der Penthesilea kann ich mich noch nicht befreunden. Sie ist aus einem so wunderbaren Geschlecht und bewegt sich in einer so fremden Region, daß ich mir Zeit nehmen muß, mich in beide zu finden. Auch erlauben Sie mir zu sagen (denn wenn man nicht aufrichtig sein sollte, so wäre es besser, man schwiege gar) daß es mich immer betrübt und bekümmert, wenn ich junge Männer von Geist und Talent sehe, die auf ein Theater warten, welches

*) Der Brief ist abgedruckt in den „Findlingen" von Hoffmann v. Fallersleben, I, 179.

da kommen soll. Ein Jude, der auf den Messias, ein Christ, der auf's neue Jerusalem, und ein Portugiese, der auf den Don Sebastian wartet, machen mir kein größeres Mißbehagen. Vor jedem Brettergerüste möchte ich dem wahrhaft theatralischen Genie sagen: hic Rhodus, hic salta! Auf jedem Jahrmarkt getrau' ich mir, auf Bohlen über Fässer geschichtet, mit Calderons Stücken, mutatis mutandis, der gebildeten und ungebildeten Masse das höchste Vergnügen zu machen. Verzeihen Sie mir mein Geradezu: es zeugt von meinem aufrichtigen Wohlwollen. Dergleichen Dinge lassen sich freilich mit freundlichen Tournüren und gefälliger sagen. Ich bin jetzt schon zufrieden, wenn ich nur etwas vom Herzen habe. Nächstens mehr."

Wir dürfen nicht zweifeln, daß Kleist auf diese Art, sein Trauerspiel von Göthe abgelehnt zu sehn, nicht gefaßt war. Er schwieg vor der Hand; aber um bald hernach seinen Groll bitter genug zu verrathen. Er fand sich durch dieses Urtheil nicht getroffen; wie er über die Aufführbarkeit des Stückes dachte, haben wir schon gesehen; wie er an dem inneren Werth desselben festhielt, das verräth uns wiederum Adam Müller, das beredte Echo der Kleistischen Gedanken. Auch Gentz hatte sich gegen die Penthesilea, und ungleich stärker, beinahe mit Haß, erklärt; darauf eilte Müller, ihm zu entgegnen: „Sie mißrathen uns die Paradoxien, z. B. die anscheinende der Penthesilea. Wir dagegen wollen, es soll eine Zeit kommen, wo der Schmerz und die gewaltigsten tragischen Empfindungen, wie es sich gebührt, den Menschen gerüstet finden, und das zermalmendste Schicksal von schönen Herzen begreiflich und nicht als Paradoxie empfunden wird. Diesen Sieg des menschlichen Gemüths über kolossalen, herzzerschneidenden Jammer hat Kleist in der Penthesilea als ein echter Vorfechter für die Nachwelt im Voraus erfochten". „Ist das Blut, welches empört und vergossen wird, zugleich der Balsam für die mitempörten Zeugen, so lassen Sie die Welt immerhin etwas schaudern, und so Gott es ihr vergiebt, auch etwas ekeln; es werden schon glücklichere Zeiten

kommen, welche ganz unbefangen das Große und Natürliche und Menschliche begehren werden. Gerade Sie müßten ganz andere Dinge in Kleist sehen als die, worüber Sie sich mit so vielem Unwillen auslassen. Sie müßten an diesem Dichter preisen, daß er, der an der Oberfläche der Seelen spielen und schmeicheln könnte, der alle Sinne mit den wunderbarsten Effecten durch Sprache, Wohllaut, Phantasie, Ueppigkeit u. s. w. bezaubern könnte, daß er alle diese lockern Künste und den Beifall der Zeitgenossen, welcher unmittelbar an sie geknüpft ist verschmäht, daß er für jene ungroßmüthige Ruhe, für die flache Annehmlichkeit keinen Sinn, keinen Ausdruck zu haben scheint, und viel lieber im Bewußtsein seiner schönen Heilkräfte Wunden schlägt, um nur das Herz der Kunst und der Menschheit ja nicht zu verfehlen".

Noch ehe Kleist die Verwerfung seiner Penthesilea zu verwinden vermochte, war ihm in Weimar eine zweite bittere Kränkung widerfahren. Am 2. März kam dort in der That der „zerbrochene Krug" zur Aufführung, aber nur um ein schmähliches Fiasco zu erleben. Das kunstsinnige Weimar, schon durch die Penthesilea dem Dichter feindlich gemacht, wandte sich hier vollends mit ästhetischer Entrüstung ab; „ein fürchterliches Lustspiel", meldete das Hoffräulein von Knebel ihrem Bruder, „was wir eben haben aufführen sehen und was einen unverlöschbaren unangenehmen Eindruck auf mich gemacht hat und auf uns alle, ist der zerbrochene Krug . . . Wirklich hätte ich nicht geglaubt, daß es möglich wäre, so was Langweiliges und Abgeschmacktes hinzuschreiben. Die Princeß meint, daß die Herrens von Kleist gerechte Ansprüche auf den Lazarusorden hätten. Der moralische Aussatz ist doch auch ein böses Uebel". Zum Unglück aber hatte Göthe selbst einen schweren Antheil an der Verschuldung dieser Niederlage. Kleist hatte es darin versehen, daß er sein Stück für einen Akt — und es vertrug nur einen — zu lang gemacht hatte; in der Verlegenheit nun, wie dem Uebel abzuhelfen sei, war Göthe auf den

Ausweg nicht gekommen, den später Schmidt in Hamburg so glücklich wählte, indem er ein bedeutendes, aber entbehrliches Stück aus der Mitte (die ganze Aufhebung und Wiederaufnahme der Gerichtssitzung) hinwegstrich: sondern er hatte zu dem unglücklichen Kunststück gegriffen, den Schwank in mehrere Akte abzutheilen. Dies konnte nicht wohl umhin, bei kühler Stimmung des Publikums das ganze Stück zu vernichten. Denn da die Verhandlung des Prozesses das ganze, ungetheilte Interesse der Comödie ausmacht und bis an das Ende fortrollt, so war das Fallen des Vorhangs nichts als eine verwirrende Unterbrechung; und ging er wieder in die Höhe, so mußte der Zuschauer, der die Sache noch ganz auf demselben Punkte fand wie zuvor, sich halb verdrießlich, halb lächerlich berührt fühlen *).

Kleist gerieth in die höchste Erbitterung, als er diesen Ausgang und Göthe's Mißgriff erfuhr. Gereizt wie er schon war, glaubte er sich in böser Absicht mißhandelt, warf auf Göthe die ganze Schuld des Mißlingens, und ging in seiner Leidenschaft so weit, ihm eine Herausforderung zu schicken **). Um sich wirksamer zu rächen, ließ er zunächst im Märzheft des Phöbus ein größeres Fragment aus seinem Lustspiel mit folgender Bemerkung abdrucken: „Da dieses kleine, vor mehrern Jahren zusammengesetzte Lustspiel eben jetzt auf der Bühne von Weimar verunglückt ist: so wird es unsere Leser vielleicht interessiren, einigermaßen prüfen zu können, worin dies seinen Grund habe". Dann aber griff er zu einer Waffe, die ohne Zweifel seiner

*) Göthe hat über die Aufführung nur mit ein paar Worten in seinen Annalen berichtet (Werke, Bd. 27, S. 230); dort nennt er den zerbrochenen Krug ein „problematisches Theaterstück", das „gar mancherlei Bedenken erregte, und eine höchst ungünstige Aufnahme zu erleben hatte".

**) So wird wenigstens erzählt; mit zuversichtlichem Ausdruck von Eduard Devrient, in seiner „Geschichte der deutschen Schauspielkunst", III, 372.

unwürdig war: er begann den großen Dichter mit schnöden Epigrammen zu bekämpfen.

Im April= und Maiheft erschien die erste Reihe dieser Stachelverse, die sofort ein Ausfall auf den Gegner eröffnete. „Herr von Göthe“ war das erste der Epigramme überschrieben:

> Siehe, das nenn' ich doch würdig, fürwahr, sich im Alter beschäft'gen!
> Er zerlegt jetzt den Strahl, den seine Jugend sonst warf.

Dann erscheint Penthesilea, um den Mann, der ihr seine Bühne und sein Herz versagt, mit wilder Selbstironie unzweideutig zu verhöhnen. Der „Komödienzettel“ tritt auf und meldet:

> Heute zum ersten Mal, mit Vergunst: die Penthesilea,
> Hundekomödie; Acteurs: Helden und Köter und Frau'n.

Dann die „Dedication“ der Penthesilea:

> Zärtlichen Herzen gefühlvoll geweiht! Mit Hunden zerreißt sie,
> Welchen sie liebet, und ißt, Haut dann und Haare, ihn auf.

Der Theater=Bearbeiter des zerbrochenen Krugs aber muß seinen bühnengerechten Einwand als „Theaterbearbeiter der Penthesilea“ vorbringen:

> Nur die Meute, fürcht' ich, die wird in W(eimar) mit Glück nicht
> Heulen, Lieber; den Lärm setz' ich, vergönn', in Musik.

Gleichzeitig hatte der „Phöbus“ das Fragment des Robert Guiskard mitgetheilt; mußte nicht auch da die Weimar'sche Aesthetik sich befremdet und empfindsam abwenden? Kleist nahm es so, als wenn es nicht anders sein könnte:

> Nein, das nenn' ich zu arg! Kaum weicht mit der Tollwuth die Eine
> Weg vom Gerüst, so erscheint der gar mit Beulen der Pest.

Auch die „Marquise von O . . .“ hatte man ihm von den verschiedensten Seiten schwer verübelt; ob sich auch Göthe gegen sie erklärt, wissen wir nicht, jedenfalls hatte man sie in Weimar schlecht empfangen. Dasselbe Fräulein von Knebel, das wir schon oben citirt haben, hatte sich in den Briefen an

ihren Bruder in folgender Art darüber ausgelassen: „Im Phöbus tritt dieser Autor (Kleist) auch gleich mit einer so abscheulichen Geschichte auf, lang und langweilig im höchsten Grad . . . Hier sendet Dir die Princeß wieder einen „Phöbus". Es ist eine freche Gotteslästerung, daß man eine Pfütze so nennt, die wohl auch von der Sonne beschienen wird. Für solch eine unverschämte Bettelei sollte man doch gewiß seine Louisd'or nicht aufheben". Aehnliche Stimmen mochten nur zu viele bis an des Dichters Ohr gelangen; er suchte sich, boshaft genug, in folgenden Epigrammen schadlos zu halten:

Die Marquise von O . . .

Dieser Roman ist nicht für Dich, meine Tochter. In Ohnmacht!
Schamlose Posse! Sie hielt, weiß ich, die Augen blos zu.

An * * *

Wenn ich die Brust Dir je, o Sensitiva, verletze,
Nimmermehr dichten will ich: Pest sei und Gift dann mein Lied.

Die Susannen.

Euch aber dort, euch kenn' ich! Seht, schreib' ich dies Wort euch: שׁוזאָבָנ
Schwarz auf Weiß hin: was gilt's? denkt ihr — ich sag' nur nicht, was.

Vergebliche Delicatesse.

Richtig! Da gehen sie schon, so wahr ich lebe, und schlagen
(Hätt' ich's doch gleich nur gesagt) griechische Lexica nach.

Stiche dieser Art konnten natürlich nicht auf Göthe zielen; sie waren eine Herzenserleichterung nach einer anderen Seite hin; aber noch einmal, in der 2. Reihe der Epigramme (die im Juniheft des „Phöbus" erschien) sah sich Göthe selber angegriffen. Und diesmal erröthet man für Kleist, daß er, der großherzige und freidenkende Mann, seinen Groll in solcher Manier entladen konnte. Jedermann kennt das Verhältniß zwischen dem allzu heidnisch denkenden Dichter und der Christiane Vulpius; man hat darüber mehr als genug geredet, und man mag darüber denken wie man will; Kleist aber hätte zu jeder andern Zeit sich mit Verachtung von den keifenden Lästerern

abgewandt. Anderthalb Jahre zuvor war nun endlich durch die Ehe jenem Verhältniß ein äußerer Halt gegeben worden, und auch die strengen Richterinnen, die zuweilen den „Susannen" des Epigramms gleichen mochten, begannen durch die Macht der Zeit versöhnt zu werden. Dagegen erschien nun von Kleist folgendes Epigramm, das sich ohne Zweifel auf jene verspätete Hochzeit und Göthe's Sohn bezog:

> Nun, das nenn' ich ein frühgereiftes Talent doch! bei seiner
> Eltern Hochzeit bereits hat er den Carmen gemacht.

Nach solchen Ausbrüchen der Feindschaft ließ sich natürlich an eine Verbindung zwischen Kleist und Göthe nicht mehr denken. Wie dieser die Angriffe aufnahm, ist uns nicht bekannt, er mag sie schnell wieder vergessen haben; aber wie konnte sich nun noch ein herzliches Verständniß anknüpfen? Und doch hatte Göthe nur durch einen absichtslosen Mißgriff gegen Kleist gefehlt. Es wäre absurd, zu glauben, daß er den „zerbrochenen Krug" zu ruiniren vorhatte; er war nur von vornherein mißtrauisch gegen die Bühnenwirkung, ja gegen die Aufführbarkeit gewesen, und dieses Mißtrauen hatten hundert Andere (auch Tieck) mit ihm getheilt. Als man ihm das Lustspiel eingeschickt hatte, sprach er sich darüber unter beifälliger Anerkennung aus: „der zerbrochene Krug", bemerkte er, „hat außerordentliche Verdienste und die ganze Darstellung dringt sich mit gewaltiger Gegenwart auf; nur Schade, daß das Stück auch wieder dem unsichtbaren Theater angehört. Das Talent des Verfassers, so lebendig er auch darzustellen vermag, neigt sich doch mehr gegen das Dialektische hin, wie es sich denn in dieser stationären Prozeßform auf das wunderbarste manifestirt hat. Könnte er mit eben dem Naturell und Geschick eine wirklich dramatische Aufgabe lösen, und eine Handlung vor unsern Augen und Sinnen sich entfalten lassen, wie er hier eine vergangene sich nach und nach enthüllen läßt, so würde es für das deutsche Theater ein großes Geschenk sein". Immerhin mochte diese Kritik darin ungerecht sein, daß sie aus der Form, die der

„zerbrochene Krug“ mit individuellem Rechte vortrug, auf das Naturell des Dichters selbst zurückschloß und seine Fortentwickelung ihm vorschnell abzuschneiden schien; und sie irrte auch darin, daß sie das Lustspiel von vornherein auf die unsichtbare Bühne verwies. Aber was war natürlicher, als daß der erfahrene Mann den Jüngeren vor zu eigenwilliger Behandlung des Drama's warnte, und ihn erinnerte, daß den Forderungen der Bühne zu gehorchen die nächste Pflicht sei? Er selbst zwar hatte sich ihnen selten bequemt; er hatte den Götz und den Tasso, Stella und Faust geschrieben; aber war nicht alles das aus einer anderen Zeit? Hatte nicht seitdem das deutsche Theater, durch seinen Gesetzgeber Schiller, sich feste Normen errichtet, der idealen Kunst einen klassischen Boden bereitet, an Mustern ersten Ranges sich erhoben; war nicht seitdem die Nation für diesen Umschwung erzogen worden? Und zuletzt durfte Göthe immerhin Göthe sein; Kleist aber hätte Unrecht gehabt, sich auf dieses Beispiel künstlerischer Subjectivität zu berufen: er war mit seinem Talent auf die Bühne hingewiesen, er forderte seine Ehre und seine Existenz von ihr, und so war er darauf gestellt, auch ihre befestigten Ansprüche zu erfüllen.

Es war sein Unheil, daß er noch immer an den Wunden seiner Jugend litt und nun die halbvernarbten in fesselloser Leidenschaft wieder aufriß. Auch er konnte freilich seine Empfindlichkeit mit einigen handgreiflichen Motiven nähren. Denn dieser Vorwurf blieb an Göthe haften, daß er um dieselbe Zeit, wo er über den wahren Werth der Kleistischen Muse so kühl hinwegging, den Werken eines andern, weit untergeordneten Dichters durch seine Autorität in Weimar und anderswo Eingang und Ruhm verschaffte: Stücken wie „Attila“ und „Wanda“ (von Zacharias Werner), diesen ungeheuerlichen Mißgeburten, die den Principien der Weimar'schen Schule, dem Geschmack, den dramatischen Gesetzen unleidlich in's Gesicht schlugen und die fast nichts als eine neue Art von religiös aufgeputztem Idealismus empfahl. Wenn Göthe's Toleranz und Universalität weit genug

war, um einem Streben dieser Art entgegenzukommen, so durfte Kleist die Strenge, mit der ihn der Meister auf die Regelung und Reinigung seiner Kunst verwies, wie eine kränkende Ungerechtigkeit empfinden. Er nahm die Duldung, die man den verworrenen Mysterien jenes Schwärmers zollte, um so mehr für seine eigenen Wagnisse, die vor seinem Bewußtsein den Schranken der Kunst getreu und auf den Wegen der Klassiker blieben, in Anspruch. Nicht davon zu reden, daß auch die höchst problematischen Dramen der beiden Schlegel, Jon und Alarkos, von Göthe mit Starrsinn geschützt und auf die Bühne gebracht worden: wenn vollends Sophokles im „Oedipus" das Ungeheuerste nicht gescheut und die Meister von Weimar sich für diese Tragödie hingebend begeistert hatten, warum sollte ihm ein kühner Griff in das dunkle Reich der Abgründe versagt sein? In diesem Sinne hielt er — nun um so rücksichtsloser — an seiner „Penthesilea" fest, und rechtfertigte sich darüber in den folgenden seiner Epigramme:

Der Oedip des Sophokles.

Greuel, vor dem die Sonne sich birgt! demselbigen Weibe
Sohn zugleich und Gemahl, Bruder den Kindern zu sein!

Der Areopag.

Lasset sein muthiges Herz gewähren! Aus der Verwesung
Reiche locket er gern Blumen der Schönheit hervor.

Wir haben gleichwohl keinen Beruf, ihn bis an die letzte Gränze in Schutz zu nehmen. Im Princip hatte er ohne Zweifel Recht: nur das Genie kann entscheiden, wie weit die Grazien der Muse auf das Gebiet der Dämonen, in die Tiefen der Menschheit folgen; und nie und nimmer konnte sein Streben, alle tragischen Schauer im Dienste der Schönheit zu entfesseln — auch wo er irrte, nicht — vor den süßlichen Widerwärtigkeiten des Werner'schen Mysticismus zu Schanden werden. Aber verhängnißvoll war und blieb sein Trotz, das Gräßliche noch auf dem Altar der Schönheit opfern zu wollen, wie er es in der Penthesilea gethan; und doppelt verhängnißvoll die blinde

Feindschaft, mit der er sich nun, da er sich ungerecht behandelt sah, gegen Göthe empört und alle Brücken der Verständigung abgebrochen hatte.

Fünfzehntes Kapitel.

Das Käthchen von Heilbronn. (1808.)

Ungefähr um dieselbe Zeit, wo Kleist mit Göthe zerfiel, hatte er auch einen andern schmerzlichen Bruch durch sein eigenwilliges Wesen heraufbeschworen. In Dresden war ihm noch einmal das Glück der Liebe geworden; in dem Körner'schen Hause, dem gemüthlichsten Sammelplatz der geistigen Elemente, hatte er ein liebenswürdiges und reiches junges Mädchen kennen gelernt, mit dem ihn bald eine gegenseitige Neigung verband. Vielleicht waren es die „nieblichen kleinen Hände" dieses Mädchens, die ihn bei dem österreichischen Gesandten mit einem Lorbeerkranz geschmückt hatten. Wir wissen nichts Näheres von ihr, nicht einmal ihren Namen; aber ihr scheinen die kleinen „Gelegenheitsgedichte" zugesungen zu sein, die später im „Phöbus" erschienen: „Jünglingsklage," „Mädchenräthsel," „Katharina von Frankreich" *). Und ebendamals mag der beglückte Dichter auch das Idyll „der Schrecken im Bade," in dem die Grazie des Muthwillens so glücklich spielt, in hochzeitlicher Stimmung hingeschrieben haben. Ein Gedicht von so fröhlichem und reinem Liebreiz, wie wir ihn bei Kleist nicht mehr wiederkehren sehen, und zugleich bezeichnend für die bewußte Freiheit, mit der er damals Idealismus und Realismus verschmolz: Johanna, die Schweizermagd, spricht von Actäon und Diana so eingeweiht, wie von den Halloren an der Saale,

*) Abgedruckt in der Ausgabe von Julian Schmidt, Bd. 3, S. 355 f. Ebenda „der Schrecken im Bade," S. 357.

und während wir, von der kräftig zeichnenden Hand des Dichters geführt, seine Gestalten ganz in ihrem ländlichen Wesen, Tracht und Gebahren sehen, sprechen sie doch in dem erhöhten epischen Styl, den die neue Kunst dem Homer und seinen Uebersetzern abgewonnen hatte.

Es schien der Verbindung der Liebenden nichts im Wege zu stehen, als sie sich an einer von Kleist's wunderlichen Grillen zerschlagen sollte. Er verlangte von der Geliebten, sie solle ihm ohne das Vorwissen des alten Körner, ihres Vormundes, schreiben. Sie schlug es ihm ab — hierauf besuchte er sie in drei Tagen nicht, um dann seine Bitte zu wiederholen; und als sie sich abermals weigerte, war für ihn das Verhältniß bereits gelöst. Er kam noch zweimal mit seiner Forderung wieder, nach drei Wochen, dann nach drei Monaten: damit war es zu Ende.

Aus Verzweiflung über diesen Ausgang, den er ihrer Herzenskälte, nicht seinen herrischen Launen zuschrieb, soll er schon damals versucht haben, sich das Leben zu nehmen; doch diese Notiz, die sich bei Bülow findet, wird durch andere Daten widerlegt *). Dagegen wandte er sich in der neuen Bedrängniß an die Muse, und in der That scheint aus dieser Seelenstimmung die Blüthe des „Käthchen von Heilbronn" aufgegangen zu sein. Er hatte sich früh ein eigenes seltsames

*) Bülow erzählt (S. 53), nach Mittheilungen Rühle's, daß die Störung des Verhältnisses und die Gewißheit, daß der Phöbus keinen Fortbestand haben werde, diesen Selbstmordsversuch veranlaßt habe. Aber der Bruch zwischen den Verlobten muß, wenn Kleist erst in Folge dessen das Käthchen zu dichten begann, schon im Frühjahr 1808 erfolgt sein: denn im Sommer, spätestens im August (siehe Briefe an Ulrike S. 145) war dieses Stück vollendet. Dagegen kann sich die Zukunft des „Phöbus" wohl erst später entschieden haben (s. ebenda S. 144), und wie sich Rühle erinnerte, war es ein Herbsttag gewesen, an dem er Kleist von Opium betäubt auf seinem Bette fand; ohne Zweifel aber konnte er sich in der Folge leichter über eines der nächsten Motive der That, indem sich ihm Früheres und Späteres durch einander wirrte, als über die sinnlich sich einprägenden Umstände des Ereignisses täuschen.

Ideal von dem Weibe und dessen liebender Hingebung gebildet. Schon von Wilhelminen hatte er die volle Aufopferung ihres Selbst verlangt; von Wielands Tochter mag ihn ein ähnlicher unerfüllter Anspruch vertrieben haben, und in seinen Dichtungen finden wir mancherlei Spuren dieser starren Anschauung: in den „Schroffensteinern" läßt er den Ottokar sich ganz in gleichem Sinne geberden; im „Amphitryon" erscheint uns Alkmene fast wie der treue Schatten ihres Gemahls; im „Robert Guiskard" gedachte er die Treue des Weibes offenbar in ihrer schrankenlosen Entfaltung darzustellen. Nun hatte ihn abermals dieses Ideal getäuscht, und es trieb ihn, es in das Reich der Phantasie zu flüchten. In einer vom Wunder des Mährchens angehauchten reinen Gestalt wollte er der Ungetreuen das Musterbild ihres Geschlechtes zeigen: in einem Mädchen, das durch nichts beirrt dem Geliebten wie ihrem Herrn, in geheimnißvollen Seelenbanden, anhängt und aus allen Prüfungen nur treuer und rührender hervorgeht. Und da er annahm, daß eine andere Dame jene Verbindung, aus Abneigung gegen ihn, habe zerstören helfen, so stellte er, um sich als Künstler zu rächen, jenem reinen Menschenbilde eine verabscheuungswürdige häßliche Gestalt gegenüber: ein Weib, das nur den Kampf für sein eitles Ich, nur die niedern Künste seines Geschlechtes kennt, und zuletzt in verdienter Schmach sich aus dem Umkreis der guten Menschheit ausgestoßen findet.

So erfand der Dichter die Geschichte des Käthchen, der „Kehrseite der Penthesilea", wie er sie selbst genannt hat*); und die Bekanntschaft mit den damals eifrig gepflegten „Nachtseiten der Natur," die er aus Schuberts Vorlesungen und Verkehr geschöpft hatte, mag ihm der Anlaß geworden sein, Käthchens Seele in die Geheimnisse des Somnambulismus zu tauchen. Der zarte Duft dieses Phantasiegebildes, der in der Wirklichkeit nicht zu finden war, den das Herz des Dichters tief aus sich

---

*) Vgl. Bülow S. 50.

selber schöpfen mußte, schien sich um so inniger mit den Räthseln der Natur zu vertragen. Unergründlich wie diese, sollte das Mährchen der Liebe sich frei auf der Gränze zwischen der sichtbaren und der unsichtbaren Welt bewegen. Mit gutem Instinkt, vielleicht auch durch einen überlieferten Stoff geleitet, ging dann der Dichter in's Mittelalter zurück, in die Zeiten frommer Gläubigkeit, und umgab seine Fabel mit den bunten Arabesken des Ritterthums, mit allem dem farbigen und ahnungsreichen Leben, das aus den Klöstern und Burgen, aus den Höhlen des heimlichen Gerichts in die hellere Gegenwart herüberdämmert.

Er warf sich nun mit dem Eifer der vollen Liebe auf diese wundersame Dichtung; und vielleicht um so eifriger, da er um jene Zeit mit Resignation an dem Erfolg wie an der Vollendung des Robert Guiskard verzweifelt zu haben scheint. Schon im Maiheft des „Phöbus“ erschien der erste Akt des Käthchens, im Septemberheft auch der zweite (beide weit reicher und üppiger im Detail, als wir sie in der letzten Bearbeitung wiederfinden) und im August hatte er bereits das fertige Stück an die Dresdener Bühne verkaufen können.

Um eben diese Zeit lernte er Ludwig Tieck, den seit langen Jahren Verehrten, persönlich kennen. Noch ohne eine feste Stätte im Reich herumwandernd, kam Tieck im Sommer 1808 nach Dresden, wo er schon früher gelebt hatte, und die beiden Romantiker schlossen sich bald an einander an. Das gleiche Streben schien die Kluft zwischen ihren antipodischen Naturen auszugleichen. Tieck, nachdem er in der Sturm- und Drangperiode der Romantiker mehr als billig gesündigt und seine Gaben in jugendlich dilettantistischer Feuerwerkerei versprüht hatte, begann sich damals, nach schweren Erschütterungen, zu einer reineren Wirksamkeit zu sammeln, und auf den festgeschlossenen Charakter Kleist's konnte er nur belebend und fördernd wirken. Ihn seinerseits zog dieser Feuergeist kräftig an. Er fand ihn in seinem äußern Verhalten ernst und schweigsam, keine Spur von vordringender Eitelkeit, aber viele Merkmale eines würdi-

gen Stolzes in seinem Benehmen, gewissenhaft ängstlich in seinen langsam vorrückenden, oft sich verändernden Arbeiten, und selbst am schwersten zu befriedigen. Kleist theilte ihm das vollendete „Käthchen" mit, und sie sprachen und stritten mannichfach darüber; doch ohne daß der Dichter sich bewegen ließ, den dunklen mystischen Hintergrund seines Stücks zu opfern. Dagegen verfiel er in ein unglückliches Mißverständniß, das den Organismus der Dichtung schwer verletzen sollte. Er hatte, der ersten Anlage getreu, das Käthchen ganz in mährchenhafte Elemente gehüllt, und so ließ er sie im vierten Akt, nachdem sie Kunigundens Häßlichkeit im Bade belauscht und vor Angst, wie sie den Grafen vor dem Ungeheuer errette, außer sich gerathen, auf dem Felsen umherwandeln, wo ihr nun unten im Wasser eine Nixe erscheint und sie mit Gesang und Rede zu sich hinab lockt. Schon im Begriff, in die feuchte Tiefe zu stürzen, wird sie nur durch eine Begleiterin gerettet, und so von dem zauberhaften Bann befreit, der sie umspann. Tieck sprach sich auch über diese Scene gegen den Dichter aus, und er mag auf die Schwierigkeit der theatralischen Darstellung hingewiesen haben; Kleist aber verstand ihn falsch: er nahm seine Aeußerung als Tadel, und irre gemacht, vernichtete er die Scene, ohne ein Wort davon zu sagen. Erst als das Schauspiel (1810) im Druck erschien, bemerkte Tieck, was er, ohne es zu ahnen, angerichtet hatte, und konnte nicht aufhören, sein Bedauern darüber kundzuthun. Denn in der That ist es offenbar, daß durch jene mährchenhafte Episode die Gestalt des Käthchens sowohl, wie die verzerrte Häßlichkeit der Kunigunde in ein zarteres Licht trat und an innerer Berechtigung gewann; der rettende Cherub ward nun durch den Gegensatz zu der verführenden Wasserfee sinnvoller und glaublicher, Kunigunde in dieser geheimnißvollen Verbindung ein Geschöpf der frei spielenden Phantasie, statt eine scheußliche Caricatur zu sein; und so war das Hereinspielen der Zauberwelt das rechte Mittel, die Wirklichkeit wahrer zu machen, weil sie poetischer ward.

Kleist selbst bereute es später schmerzlich, seinen ersten Intentionen untreu geworden zu sein. Nicht lange vor seinem Ende sprach er sich in einem Brief klagend darüber aus: „Das Urtheil der Menschen hat mich bisher viel zu sehr beherrscht, besonders das Käthchen von Heilbronn ist voll Spuren davon. Es war von Anfang herein eine ganz treffliche Erfindung, und nur die Absicht, es für die Bühne passend zu machen, hat mich zu Mißgriffen verführt, die ich jetzt beweinen möchte." Wir können diese Mißgriffe noch weiter verfolgen, aber der Dichter hat sie zum Theil erst später begangen. In der ersten Bearbeitung des 2. Aktes, wie sie im September- und Oktoberheft des „Phöbus" erschien, ist noch keine Spur von den Erzählungen und Andeutungen zu finden, die in der Ausgabe letzter Hand den Sylvesternachtstraum des Grafen zu einem der ganzen Strahlburg bekannten Ereigniß machen, ihn mit Nachdruck auf die Kunigunde beziehen und uns so das Gefühl auf eine höchst ungeschickte Art verwirren; dort fehlt die ganze Scene, in der die alte Brigitta den Traum erzählt, und ebenso die Schlußworte des 2. Aktes, die den Grafen selbst in den unbegreiflichsten Irrthum verflochten zeigen. Es ist wohl möglich, daß auch der Schluß des Stücks anders intendirt war, als er jetzt uns vorliegt; unter allen Umständen aber hätte auch er gewinnen müssen, wenn er, in consequenter Entwicklung, uns noch einmal an die mährchenhafte Freiheit der ganzen Erfindung erinnert hätte.

Sucht man den Gang des Stücks, so weit es noch möglich ist, in seiner ursprünglichen Reinheit festzuhalten, so wird uns erst deutlich, wie wenig es freilich auf die Bühne, wie ganz aber auf ein wahrhaft poetisches Gebilde angelegt war. Die liebliche Heldin, ein Kind der Liebe und aus erlauchtem Blut aufgekeimt, aber aufgewachsen als eines friedsamen Bürgers Kind, scheint von den Himmlischen selbst dazu ausersehen, das Herz des edelsten Ritters, aber nur durch unerhörte Prüfungen und durch den herrlichsten Beweis hingebender Treue, zu gewinnen. Ein Cherub erscheint ihr in der Neujahrsnacht, zeigt

ihr des Ritters Bild als ihres zukünftigen Gemahls, und prägt es ihr mit geheimnißvoller Macht, wie mit einem Siegel in's Herz. Ein Doppelleben beginnt nun in ihr zu wirken; vor den Augen der Menschen und ihrem eigenen alltäglichen Bewußtsein ist sie dieselbe, wie zuvor, und bereit, nach des Vaters Willen den ihr erkorenen Mann zu wählen, im Grunde der Seele aber wächst jener mitternächtliche Traum, ihr unbewußt, zu einem eigenen wirklichen Dasein heran. Endlich, nach Monden, bricht sein Zauber hervor, als der Ritter, den ihr der Engel gezeigt, im Hause des Vaters vor ihren Augen erscheint, und wie damals im Traum stürzt sie, vom Geist berührt, zu seinen Füßen nieder. Sie verschwindet von Haus und Hof, um dem Grafen, seinem Schatten gleich, auf allen Spuren zu folgen. Vergebens eilt ihr der Vater nach, um die Unbegreifliche in ihre stille Klause zu Heilbronn zurückzuführen; vergebens sucht sie der Ritter selbst durch Bitten, Drohungen, zuletzt durch Mißhandlungen aus seiner Nähe zu entfernen. Nur ein Zauber kann sie so unfaßbar verwandelt haben, und ihr unglücklicher Vater klagt den Grafen vor dem heiligen Gericht der Vehme ruchlosen Verkehrs mit höllischen Mächten an; aber als nun Käthchen vor den Richtern erscheint, ihrem „hohen Herrn," dem Grafen, der ihr der einzige Richter über Leben und Seele ist, in träumerischer Unschuld beichtet, daß sie nicht weiß, was sie treibt, und der ehrenfeste Sinn des Ritters sich unzweideutig enthüllt, so vermögen die Richter nichts, als den Kläger abzuweisen und an den „gemeinen Zauber der Natur" zu erinnern. Inzwischen ereignet es sich, daß der Graf vom Strahl sich durch einen glücklichen Zufall seiner gefährlichen und gehaßten Feindin, der Kunigunde von Thurneck, bemächtigt: eines stolzen, alle Männer blendenden und fesselnden Weibes, das nun auch über des Grafen Herz plötzliche Macht gewinnt. Durch unergründliche Künste vermag sie, eine Gestalt aus der Fabelwelt, ihren fremdartig häßlichen Leib, in dem eine unmenschliche Seele wohnt, vor den Augen der Sterblichen mit den höchsten Reizen zu

umkleiden, und nur wer sie frei von allen Verhüllungen belauscht, kennt ihre wahre Gestalt. Der Graf giebt sich nur allzu willig ihren Künsten gefangen und trägt ihr seine Hand an, die sie begierig ergreift. Er hat den Traum der Sylvesternacht, der auch ihn (als er krank zu Bette lag) mit derselben himmlischen Erscheinung überkam und in Käthchens Kämmerlein in Heilbronn entführte, wie einen Fiebertraum vergessen; nur ihrer weiblichen Brust hat er sich, wie eine geheimnißvolle Empfängniß, mit lebendiger Gewalt eingeheftet. Nicht als ob ihn nicht gleichwohl die liebliche Erscheinung des Mädchens, ihre Treue, ihre träumerische Vergötterung gerührt hätte; ja er hat unter stillen Schmerzen und Thränen danach begehrt, sie zum Weibe zu nehmen: aber zwischen dem Ritter und dem niederen Bürgerkinde sieht sein Stolz eine unüberwindliche Schranke aufgerichtet, und nun vergißt er sie über dem stärkern dämonischen Zauber der blendenden Frau. Eben feiert er auf Kunigundens Schloß fröhliche Feste, als ein verrätherischer Anschlag den verlassenen Liebhaber der Treulosen in die Burg hineinführt und den Grafen mit Mord und Brand aus seinen Träumen aufstört. Eine unerwartete Erscheinung, seinem Verbot zuwider, stürzt das Käthchen herein, um ihn noch zu rechter Zeit zu warnen; sie hat im Kloster, wo sie auf der erzwungenen Flucht vor ihrem geheimnißvollen Dämon ausruht, den ganzen Anschlag durch einen Zufall erfahren, und den Grafen selber muß diese Treue, die bei Nacht und Nebel ihn zu retten herbeieilt, stärker als jemals rühren. Der Feind wird abgewehrt, das Leben der Bedrohten ist gerettet; aber im brennenden Schloß blieben die — Papiere zurück, auf denen die Schenkungen besiegelt sind, die der großmüthige Graf seiner Braut gemacht hat: Grund genug für diese, zu deren Rettung das überall hülfreiche Käthchen in die Flammen zurückzujagen. Hier erkennt der Graf das harte, unnatürliche Herz seiner Kunigunde; sein Erstarren darüber, sein zärtliches Mitgefühl für das sich hinopfernde Kind bricht unverkennbar hervor. Und schon scheint Käthchen in Rauch und Gluth und Zusam-

mensturz verloren zu sein: aber Allen unsichtbar, rettet sie der Cherub, der über sie wacht, und unversehrt tritt sie aus den Trümmern hervor. Dem Grafen erwacht das Herz. Um seine unbegreifliche Macht über sie zu ihrer Erlösung aus dem Bann und zur Enträthselung des Geheimnisses zu gebrauchen, beschleicht er sie, als sie wie ehemals wieder unter ihren „süßduftenden Hollunderbüschen“ an der Mauer seines Schlosses liegt und schläft, und entlockt ihr, da sie die Art hat, im Schlaf zu sprechen und zu antworten, und beständig zu träumen, die ganze Geschichte der Sylvesternacht. Ihren felsenfesten Glauben an sein eigenes Herz, ihre Zuversicht, daß er sie über's Jahr heuern werde, und jeden Zug jener zärtlichen Zusammenkunft ihrer verzauberten Seelen: kurz den ganzen Inhalt ihres Traumlebens entlockt er ihr. Nun überfällt ihn die Erinnerung an seinen eigenen Traum, Alles auf einmal erhellt sich ihm, und ihre gläubige Treue muß er als ein vom Himmel selbst gewirktes Wunder verehren.

Seine Brust hat natürlich in diesem Augenblick entschieden. Er führt das Käthchen hinauf in das Schloß zu seiner Mutter, bis er wissen werde, wo ihr Vater zu finden; er eilt, da er sich auch der Verkündigung des Engels, daß sie die Tochter des Kaisers sei, erinnert, nach Heilbronn, um vielleicht eine Spur, die ihn eben dahin führen könnte, zu entdecken; und er ermittelt in der That, daß um die Zeit, da sie empfangen worden, der Kaiser ein Turnier in der guten Stadt Heilbronn gefeiert hat. Hierauf enthält er sich nicht länger, dem alten Theobold, der bisher für des Käthchens Vater galt, den Traum und jene Verkündigung rückhaltlos zu enthüllen. Aber der Alte sieht in alledem nichts als elenden Lug und Trug; für die Ehre seines Hauses in Harnisch gebracht, verklagt er den Grafen vor dem Kaiser selbst, daß jener sein Weib und die kaiserliche Majestät verlästert, und ruht nicht eher, als bis er im Gottesgericht des Zweikampfes seinem Feind erliegt. Die verwegene Behauptung des Ritters scheint nun durch den Spruch

des Himmels bekräftigt zu sein. Nun erst fällt es dem Kaiser aufs Herz, daß er in der That in jenen Tagen des Turniers ein Weib aus dem Volke in verschwiegener Stunde in seinen Armen gehalten; deutliche Zeugnisse beweisen, daß dieses Weib Käthchens Mutter gewesen; und der Monarch entschließt sich, um den Cherub nicht zu neuen Offenbarungen zu reizen, das vom Himmel geschützte und geliebte Kind zu seiner Tochter und zur Prinzessin Katharine von Schwaben zu erheben.

Inzwischen hat das Käthchen sein guter Geist aus neuen Bedrängnissen gerettet. Im Schloß des Grafen verweilend, belauscht sie im Bade Kunigundens unheimliche Mißgestalt; als sie entsetzt davoneilt, sucht die Verwandelte sie in einer Nixe Gestalt, um sich zu rächen und das Mädchen zu vernichten, in die Tiefe zu locken. Ahnungslos will sie der Lockung folgen, aber ihre Begleiterin errettet sie; nun greift Kunigunde zu dem letzten Mittel, und sucht sie durch Gift sich aus dem Wege zu räumen. Indessen entdeckt man die Frevelthat zur rechten Zeit, und während Käthchen aus dem Schloß in eine Höhle geflüchtet wird, um sie den Künsten der Feindin zu entziehen, nahen schon die Boten des Kaisers und dieser selbst, um die neue Prinzessin zu begrüßen. Der Graf vom Strahl, nun aller Verpflichtungen gegen die Giftmischerin ledig, erbittet sich von dem Kaiser die holde Geliebte zur Braut; auch der alte Theobald zeigt sich mit diesem Ausgang versöhnt, und für so viel Leiden und Treue wird dem Käthchen von Heilbronn ein ungemessener Lohn.

Indem man sich so die Geschichte des Stücks vergegenwärtigt, wird man gestehen müssen, daß sie mehr auf eine epische Behandlung als auf die dramatische hinzuweisen scheint; daß es jedenfalls großer Kunst bedurfte, sie für die Bühne schicklich herzurichten. Und an dieser Klippe kam die schöne Erfindung nicht unbeschädigt vorbei. Nicht allein, daß Kleist sich um der Aufführbarkeit willen veranlaßt sah, die Kunigunde ihres mährchenhaften Charakters zu entkleiden und zu einer häß-

lichen und prosaischen Gestalt zu erniedrigen; daß er, um den Zuschauer zu rechter Zeit auf den magischen Kern des Stücks aufmerksam zu machen, ihn um so unvorsichtiger durch das Hineinziehen Kunigundens in den Sylvestertraum verwirrte: er sah sich auch gezwungen, das unerquickliche Motiv, daß Käthchen sich als ein Sommernachtskind und Theobald als ein betrogener Ehemann, seine väterliche Zärtlichkeit als ein ironisches Spiel der Natur enthüllen muß — ein Motiv, das immerhin noch zu dulden ist, wenn es uns einfach erzählt wird — in breiter Entfaltung, als langgedehnten deus ex machina vor den Zuschauer hinzupflanzen. Tieck hat hier durch den guten Einfall zu bessern gesucht, daß er vorschlug, den alten Waffenschmied zum Großvater des Käthchens — der aber, in einer andern Gegend angesiedelt, für den Vater gilt — und die ganze Verführungsgeschichte durch wohlgewählte Umstände leichter genießbar zu machen, und dieses Gedankens hat sich die Bearbeitung von Eduard Devrient (von 1852) mit Glück bemächtigt; aber auch so bleibt doch der Ausgang zu äußerlich, um nach einer so bewegten Entwickelung, wie sie voraufgegangen, anders als platt und dürftig zu erscheinen. Denn an dieses wunderbare Herzensmährchen seiner Heldin hat der Dichter alle Blüthen und allen Duft der rührendsten Poesie verschwendet. Wo Käthchen erscheint, breitet sich gleichsam ein goldiger Schimmer über die Scene aus; ihre Seele kann gar nicht anders als in den lieblichsten Tönen der Unschuld reden. Von allen Seiten zeigt der Dichter sie uns, und das Ueberraschendste, das aus ihr hervorgeht, scheint noch die reinste Natürlichkeit und Wahrheit zu sein. Wie sie vor den Richtern Würde und Unterwürfigkeit seltsam zu verschmelzen weiß, wie sie auf dem Wege zum Kloster an des Vaters Hand ihn und uns alle durch ihre hülflose Resignation erschüttert, wie sie dann auf Thurneck, auf der Verfolgung des Feindes als der reizendste Schildträger dem Geliebten nachzieht, und endlich unter dem Hollunderbusch aus dem Traum heraus den frommen und wunderwirkenden Wahn ihrer Seele

beichtet: das alles wird unvergänglich, als unnachahmliche deutsche Töne, fortleben. Hielte sich das ganze Stück in diesem Ton, so würden uns auch die gewagten Spiele ihres Doppellebens nicht verwirren. Der Zauber ihrer Unschuld müßte auch uns das Mährchen glauben machen, in dessen Kreis sie träumerisch und doch mit so gesunder Lebenskraft, wie in der allernatürlichsten Welt herumgeht; und wir müßten mit ihr den Ausgang, der ihr Dulderhaupt so lieblich krönt, unschuldig und wohlzufrieden hinnehmen.

Auch für den Grafen vom Strahl hat uns der Dichter bald gewonnen. Ein deutscher Ritter von der erwünschtesten Art, der wie ein Jüngling empfindet und sich wie ein Mann zu fassen weiß; zuweilen ein wenig romantisch und sentimental (und im Anfang des 2. Akts mehr, als uns lieb sein kann), durch feine Künste so gut wie die Andern zu täuschen, eben weil er ehrlich ist und ehrenfest, aber vor Allem von so ächtem Zartgefühl, daß wir ihm zuletzt auch die Peitsche verziehen haben. Und wie warm und herzlich ist auch eine so nebenherlaufende Figur wie der alte Gottschalk gezeichnet! Theobald Friedeborn, der Waffenschmied, setzt zwar mit zu pathetischen Tönen ein und sucht sich auch am Schluß wieder über sein Maß zu steigern; aber wo wir sein Vaterherz ausbrechen sehen, können wir ihm unsere Rührung nicht versagen. In blühendster Fülle breitet sich die kleine und große Welt der Ritter- und Klösterzeit vor uns aus; wir lagern mit diesen Rittern vor der Köhlerhütte, wir respectiren das heimliche Gericht, wir hören die Klosterglocke zwischen den Bergen erschallen, und die kriegerische Jagd hinter den fliehenden Knechten des Rheingrafen her zieht uns in ihr fröhliches Behagen hinein; Alles ist angeschaut, empfunden, erlebt; ein gesundes, bescheidenes Maß alterthümlicher Töne färbt die Sprache zur Genüge nach Zeit und Ort, während der freien Idealität ihr volles Recht gewahrt bleibt.

In alledem hat nun freilich das Drama noch nicht sein Recht gefunden. Hier sehen wir den Dichter sich offenbar an

das Beispiel Shakspeare's halten, und mit einer Sorglosigkeit — oder mag es Absicht sein — die man ihm schwerlich zu Gute halten kann. Er reiht von Anfang bis zu Ende die Scenen ganz nach seinem Bedürfniß an einander; fast wie dramatisirte Kapitel eines Romans. Unmittelbar aus dem nächtlichen Wald sehen wir Kunigunden an ihren Toilettentisch auf dem Schlosse Wetterstrahl versetzt; von der Verschwörung in der Herberge des Jakob Pech bis zu dem Moment, wo das Käthchen zum Grafen kommt, um ihn zu warnen, haben wir nur eine Minute zu verweilen; und vollends zwischen der großen Traumscene und den Ereignissen im Bade müssen wir uns (wie uns der 5. Akt verräth) eine so lange und gefüllte Zeit denken, daß wir inzwischen ganze Akte erleben könnten. Und bis dahin erschien wenigstens Alles noch klar und scharf motivirt; gegen den Schluß des 4. Aufzugs aber beginnt der Bühnenmantel nur noch lose um die Ereignisse herum zu schlottern, der Dichter sieht sich in unruhiger Hast dem Ende zugedrängt, da ihm der Stoff zu lange und zu reich über den Rand der engen Form hinausquoll. Diese bequeme Manier, das Stück zu bauen, vergönnte Kleist den Genuß, seine Hauptfiguren nach allen Seiten zu entfalten, einen Genuß, den man mit ihm theilt, aber auf der Bühne mußte sie sich höchst bedenklich erweisen. Das Beispiel Shakspeare's konnte für unsere moderne Kunst schon darum nicht gelten, weil ein anderes Prinzip in der Praxis geltend geworden war; davon zu schweigen, daß dieses Prinzip sich auch ästhetisch vertieft und ein neues Gesetz der dramatischen Schönheit entwickelt hatte. Wie sollte man auf den Brettern mit diesen aneinandergehängten Scenen fertig werden, die eigentlich mit dem Anspruch auftreten, ebenso viele Akte zu sein? Die mißhandelte Bühne rächte sich an Kleist nur zu bitter, indem sie Bearbeitungen seines Stücks hervorrief, die in Wahrheit Verhunzungen zu nennen sind und doch die Theater beherrschten; bis erst in jüngeren Tagen Männer wie Devrient und Laube den Dichter wieder zu Ehren zu bringen und mit Würde und Anstand zu verbessern suchten.

Und während er so auf der einen Seite zu eigensinnig an seiner dichterischen Freiheit festhielt, hatte er doch auf der andern sich den Forderungen des Theaters allzu ergeben gefügt. Denn man mag sagen was man will, die Harmonie unseres Gefühls diesem Drama gegenüber wird doch — wenn dieses Gefühl unbefangen und gesund ist — nur darum gestört, weil die Harmonie des ersten Entwurfs zerstört worden ist; weil durch die Verzerrung der Kunigunde zu einer alltäglichen Gestalt — so meisterhaft sie durchgeführt ward — die Verhältnisse des ganzen Stücks ihr reines Gleichmaß verloren haben. Niemand braucht sich zu dem Ideal weiblicher Hingebung, das Kleist in dieses Mährchen hineingedichtet hat, selber zu bekennen, um sich dem poetischen Liebreiz des kleinen Käthchen zu ergeben; dagegen verlangen wir allerdings mit Recht, daß uns der Dichter nicht den Irrthum aufdränge, die gewöhnliche, nur wie durch willkürliche Wunder gestörte Wirklichkeit vor unsern Augen zu sehen. Nie hat Shakspeare gegen dieses Bedürfniß einer ganz befreiten Stimmung gefehlt, so oft er sich auf das Gebiet des Mährchens wagte; und doch war seine Zeit naiver und minder empfindlich, als unsere ästhetische Welt seit Göthe und Schiller ist. Indem Kunigunde sich der „Bühnenwahrheit" zu Liebe — und vielleicht auch unter der pathologisch gereizten Stimmung des Dichters — von der phantastischen Fabel losriß und in eine widerwärtige Repräsentantin menschlicher Unnatur verwandelte, streifte sie von der einen Hälfte des Stückes den zarten Blüthenstaub hinweg, den dann keine kaiserliche Majestät und kein pathetisches Gottesgericht mehr ersetzen konnte.

Beklagen müssen wir, daß dieses Gedicht, das so herrlich aus der Seele aufblühte, nicht rein und in allen Theilen reifen sollte. Dennoch wird es auf unsern Bühnen nicht aussterben, noch seine Leser und seine Schwärmer verlieren; denn wenige Dichtungen reden so rührend und geheimnißvoll zu der Jugend unschuldiger Gemüther, die die Welt noch wie einen schönen Traum und im Traum das Ideal umfassen. In diesen naiven

Lauten der Natur wehen uns die Ahnungen des Höchsten an, und der Himmel steigt noch freundlich in unsere Thäler herab; und das alles will uns doch keine Mysterien predigen: in den nächsten Zweigen über uns soll uns die liebliche Blüthe des Daseins vom Stamme duften. Das ist das Gefühl, mit dem uns der Dichter entläßt; mit dem er sich selber jenes Seelenleid, jene bittere Verstimmung aus der Brust gelöst hatte. Es kamen freilich herbere Bedrängnisse über ihn, die mit so freundlichen Bildern nicht zu besänftigen waren. Das Herz des Dichters sollte nicht lange unter Hollunderbüschen rasten, und im Drang der Zeiten ein eherner, finsterer Geist über seine Kunst und seine Träume gebieten.

Sechszehntes Kapitel.

Die Poesie der Rache. (1808.)

Schon am Ende des Jahres 1805 hatte Kleist an Rühle geschrieben: „Für die Kunst, siehst Du wohl ein, war vielleicht noch niemals der Zeitpunkt weniger günstig *). Man hat immer gesagt, daß sie betteln geht; aber jetzt läßt sie die Zeit verhungern. Wo soll die Unbefangenheit des Gemüths herkommen, die schlechthin zu ihrem Genusse nöthig ist, in Augenblicken, wo das Elend Jedem in den Nacken schlägt?"

Unter solchen Betrachtungen war damals der schwergeprüfte Mann zur Kunst zurückgekehrt; und bis an das Ziel seiner Laufbahn sollten sie seine Begleiterinnen bleiben. Die Zeit ging zu Ende, da das Ich sich frei entfaltet und mit dem Leben wie

*) Das Wort „weniger" fehlt bei Bülow (S. 239), kann aber nur durch ein Versehen weggefallen sein. An sinnstörenden Druckfehlern läßt es das Bülow'sche Buch überhaupt nicht fehlen.

ein Schöpfer gespielt hatte. Wer war rechtzeitiger gestorben als Schiller! Er erlebte nicht mehr, was nach seinem Tode nur zu bald begann, daß der ästhetische Staat der deutschen Nation hülflos zerbrach und die Wogen der Geschichte alle die stolzen Dämme niederrissen, die der deutsche Geist zu seiner Glorie errichtet hatte. Hülflos wie jener zerbrach freilich auch der einzige wirkliche Staat, den die Nation besaß, der Staat Friedrich's des Großen, und der eine wie der andere schienen verloren zu sein. Preußen verschwand zur Hälfte, und die andere Hälfte blieb unter dem blutsaugenden Druck des Ueberwinders; wie aber stand es um das Reich des Schönen, als die Stätten seines Glanzes, Weimar, Jena, Halle verödeten und die Träger des deutschen Geistes, wie die Juden nach der Zerstörung Jerusalems, ohne Heimath umherzogen! Vergebens schien in diesen Nöthen der Zauber des Idealismus sich in den Einzelnen zu bewähren, da er der Gesammtheit nicht zu helfen vermochte; und vergebens hielt man noch an dem alten stolzen Verkehr mit den Ideen und den Musen fest. „In dieser Zeit des Jammers“, sagt Varnhagen, „fühlte man sich gewaltsam auf das geistige Leben hingeworfen, man vereinte und ergötzte sich in Ideen und Empfindungen, welche das Gegentheil dieser Wirklichkeit sein sollten“; aber wie lange konnten diese Träume noch Stand halten? „Den politischen Kräften widerstrebten vergebens die geselligen und geistigen, sie mußten es fühlen, daß der bürgerliche Boden, der sie trug, erschüttert war“ *).

Niemand konnte dies stärker als Kleist empfinden, in dem sich der Schmerz über den Zusammensturz der ästhetischen Welt mit dem blutig mißhandelten Stolz des Preußen verband; und nun kam die äußere Bedrängniß seiner Lage hinzu, diese Verstimmung zu vollenden. Er dichtete und schrieb und gab heraus, aber das alles schien umsonst zu sein. Seine Dramen fanden den Boden nicht, der ihnen zukam; die „Penthesilea“ mißfiel

*) Varnhagen's Denkwürdigkeiten, I, 469, 489.

dem Verleger selbst (Cotta) so sehr, daß dieser sie gar nicht anzeigen wollte, damit sie nicht von Käufern gefordert würde; die neue Buchhandlung blieb ein kurzer Traum, der „Phöbus“ täuschte die erste voreilige Erwartung und fand wenige Käufer, säumige Zahler und widerwillige Leser. Das war nun freilich nur zum Theil die Schuld der allgemeinen Lage. Waren doch (wie wenigstens Laun versichert *)) die Herausgeber selbst nur zu geschäftig, in ihren Kreisen die Ueberzeugung auszubreiten, daß in Zeiten wie diese Wissen, Kunst und Alles zurückstehen müsse gegen die Politik, d. h. gegen die Befreiung der Nation, und so das Publikum an seiner ästhetischen Theilnahme irre zu machen. Noch viel bedenklicher war, daß — wenn man von den Dichtungen Kleist's absieht, die im Phöbus fast alle nur in Fragmenten erschienen und bei dem Geschmack der Zeit so mannichfachen Widerspruch erregten — daß die versprochenen großen Leistungen des „Phöbus“ völlig ausblieben. Der Beistand Göthe's war verscherzt, Wieland und Johannes Müller (der ohnehin von der nationalen Sache abfiel) ließen die Freunde im Stich; Adam Müller's Abhandlungen und Vorlesungen ermüdeten durch ihre parador spielende, sophistische Manier. Schubert leistete wenig, Wetzel's Balladen und Lieder blieben in einer allzu nüchternen Behandlung dürftiger Stoffe stehen, und was den Herausgebern sonst noch zukam, war besser geeignet, Lücken auszufüllen, als der Theilnahme der Leser zu neuem Aufschwung zu verhelfen. Auch das höchst löbliche Bestreben, der neuen Richtung der bildenden Kunst im „Phöbus“ ein vertretendes Organ zu geben, fing an, da es durch die Feder nicht unterstützt, nur der ausschließlichen Sorge Ferdinand Hartmann's überlassen ward, und ohnehin der rechten Theilnahme ermangeln mochte, vor der Zeit zu erlahmen: nachdem bis zum Juni hin noch einige dankenswerthe Blätter, darunter der „Amor, dem Bacchus Wein reichend“ von Carstens, er-

*) Vgl. Friedrich Laun's Memoiren, II, 162 ff.

schienen waren, blieben die Kupfer vier Monate lang aus, und nur am Schluß kam noch ein Paar solcher Umrisse (nach Hartmann und Wächter) nach, um einen leidlich ehrenvollen Rückzug anzutreten. Kleist begann denn auch bald dem mißlungenen Unternehmen fremd zu werden. Seit dem Juli sehen wir ihn — während Adam Müller's hurtige Feder die Bogen füllt — sich aus dem Bereich des „Phöbus" zurückziehen: der 2. Akt des Käthchen von Heilbronn, die kleinen Gelegenheitsgedichte und die Idylle, das ist alles, was seine Muse noch zu den folgenden Heften beisteuert.

Auch in seiner nächsten Umgebung, in Dresden selbst, trat die Unsicherheit der Verhältnisse beschwerlich und drohend auf, nachdem man sie sich lange durch künstliche Täuschung hinweggeleugnet hatte. In Sachsen, wo man seit 1779 bis zu dem Durchmarsch der Preußen 1806 von Kriegsunruhen nicht berührt worden war, hatte man auch die Erschütterung von Jena und Auerstädt schnell überstanden und seit dem Tilsiter Vertrag von 1807 sich in den Traum eines ewigen Friedens eingewiegt; aber man sollte nicht lange darin verweilen. Seit dem spanischen Aufstand ging ein neuer Geist der Unruhe durch Europa, Oesterreich fing an zu einem letzten Kampf zu rüsten, und der Ausbruch des Kriegs schien nahe bevorzustehen; rasche Truppendurchzüge setzten das sächsische Land in Aufregung, und zumal auf der Straße von Dresden nach der böhmischen Gränze zog die französische Trommel auf und ab. Ja man mußte das Aeußerste für möglich halten, daß Sachsen selbst der Schauplatz dieses Krieges sein würde.

Kleist fing schon an, sich aus Dresden hinweg zu sehnen; nur daß ihn die Verhältnisse noch festhielten. „Der Phöbus", schrieb er Ulriken im August (nach langem Schweigen), „hat sich, trotz des gänzlich daniederliegenden Buchhandels, noch bis jetzt erhalten; doch was jetzt, wenn der Krieg ausbricht, daraus werden soll, weiß ich nicht. Es würde mir leicht sein, Dich zu überzeugen, wie gut meine Lage wäre, und wie hoffnungs-

reich die Aussichten, die sich mir in die Zukunft eröffnen: wenn diese verderbliche Zeit nicht den Erfolg aller ruhigen Bemühungen zerstörte. Gleichwohl ist die Bedingung, unter der ich hier lebe, noch erträglich, und ich fürchte sehr, daß es Euch Allen nicht besser geht. Ich habe jetzt wieder ein Stück [offenbar das Käthchen von Heilbronn] durch den hiesigen Maitre de plaisir, Grf. Vitzthum, an die sächsische Hauptbühne verkauft, und denke dies, wenn mich der Krieg nicht stört, auch nach Wien zu thun; doch nach Berlin geht es nicht, weil dort nur Uebersetzungen kleiner französischer Stücke gegeben werden *); und in Cassel ist gar das deutsche Theater abgeschafft und ein französisches an die Stelle gesetzt worden. So wird es wohl, wenn Gott nicht hilft, überall werden. Wer weiß, ob Jemand noch, nach hundert Jahren, in dieser Gegend deutsch spricht."

Nach diesem verzweifelten Herzensseufzer verschwindet Kleist uns wieder auf lange Monate aus den Augen; nur daß er im September eine Zusammenkunft mit Ulriken herbeiführt, um in einer „wichtigen Sache", die für uns Geheimniß bleibt, mit ihr zu reden, und im November in Angelegenheiten einer befreundeten Dame, der Frau v. Haza, eine Reise von einigen Wochen unternimmt, deren Zweck uns ebenfalls verhüllt bleibt. Die Kriegsgefahr ging mittlerweile vorüber, die französischen Regimenter kehrten aus Böhmen durch Dresden zurück, um nach Spanien zu eilen; aber die Lage blieb so fürchterlich wie zuvor. Kleist hatte den französischen Kaiser, den allgemeinen Unterdrücker, stets gehaßt, wie er sich an den Franzosen stets geärgert hatte; nun aber begann ihn eine verzehrende Erbitterung

*) Das Berliner Theater war drei Jahre lang unter Befehl der französischen Commandantur gestellt und mußte sich bemühen, die fremdländischen Sieger vor Allem durch Oper und Ballet zu unterhalten. Ja es sollte auf Kosten der Stadt eine französische Schauspielertruppe herbeigezogen werden, was Iffland nur durch Aufwendung aller erdenklichen Mittel zu verhindern wußte. Vgl. Devrient's Geschichte der deutschen Schauspielkunst, III, 291, 305.

zu erfüllen. Was auch sonst noch gefehlt sein mochte: die Knechtschaft unter Napoleon war es vor allem Andern, die sein eigenes Leben wie das der Gemeinschaft zerstörte. Wüthende Rachegedanken wuchsen in ihm heran. Schon 1805 hatte er (in dem Brief an Rühle) ausgerufen: „Warum sich nur nicht Einer findet, der diesem bösen Geiste der Welt die Kugel durch den Kopf jagt!" Aehnliche Gedanken tauchten dann seit 1806 auch in weit ruhigeren Gemüthern auf. Denn man sah den Kaiser nicht wie einen mit den andern Fürsten gleichstehenden Herrscher an, sondern wie einen Räuber und Bösewicht, einen Vogelfreien, der alle Freiheit und alles Recht und Gesetz verrathen habe *). Und wo gab es noch eine höhere Gerechtigkeit, die der zertretenen Menschheit Sühne und Genugthuung zu versprechen schien? Die Hoffnung versagte; unwürdig, verworfen war die demüthige Geduld, und keine andere Rettung, als durch einen von der Rache bewehrten Arm, dem erhitzten Geist des Dichters gegenwärtig. Ja von allen Geistern der Liebe und der Versöhnung schien ihm die Erde nun entvölkert zu sein. Wie er es von je gewohnt war, Alles an Alles zu setzen, so sollte auch nun jeder Gedanke in ihm dem einen trostlosen Gefühl gehorchen. Was war die Kunst, wenn sie von Idealen log, die den Anblick der Wirklichkeit verhöhnten? Nur der Triumph der Rache konnte noch die einzige wahrhafte Erhebung, ja der einzige Ausgang sein — so in der Dichtung, wie im Leben.

Und nun begann er, da ihm die große Rache selbst versagt war, in ihrem Geist, mit einer fürchterlich anzuschauenden Begeisterung, zu dichten. Nicht bloß, indem er sich in Stoffen erging, die sich mit politischer Leidenschaft erfüllen ließen: vielmehr scheint er auf dieses Gebiet zuletzt gekommen zu sein; sondern die ganze Welt der Stoffe fing an, ihm nur noch in diesem Sinne zugänglich zu sein. So schrieb er den „Findling": eine Erzählung, deren reiner, einfacher Styl mit dem abscheu-

*) Vgl. Varnhagen's Denkwürdigkeiten, I, 408.

lichen Inhalt wetteifert, uns zu versichern, daß sie in dieser Zeit seines Schaffens entstanden sein muß. Nirgends eine Erhebung des Gefühls, nur der Anblick des unaufhaltsam heranwachsenden schwärzesten Undanks und Verraths, der über alles Edle triumphirt und gegen den es keine Wehr mehr gibt als die Rache der Fäuste. Piachi, der Wohlthäter des gewissenlosen Nicolo, der damit geendet, ihn durch Schandthaten jeder Art zum elendesten der Menschen zu machen, wird nun selbst in seinem fürchterlichen Schmerz einem Dämon, einem Ungeheuer gleich: er überfällt jenen Buben, gegen den er sich kein Recht verschaffen konnte, und drückt ihm das Gehirn an der Wand ein; „dies abgemacht," läßt er sich gefangen nehmen und zum Tode verurtheilen. Aber umsonst fordert man ihn (einem alten Gesetz gemäß) mit allen Mitteln auf, die priesterliche Absolution zu empfangen; er will nicht selig sein, er will in den untersten Grund der Hölle hinunterfahren, um dort den Nicolo wiederzufinden und seine Rache, „die er hier nur unvollständig befriedigen konnte", wieder aufzunehmen: und so geht er ohne Entsühnung, mit Hoffnungen neuer Rache, in die andere Welt hinüber. Dieser Schluß ist in einer fürchterlich kurzen und kalten Art erzählt, wie man etwas Selbstverständliches berichtet; und nur um dieses Schlusses willen konnte ein Dichter wie Kleist einen so niedrigen und entseelten Stoff ergreifen.

In einer solchen Verfassung des Gemüths wird Kleist auch jenen Selbstmordversuch gemacht haben, von dem uns Bülow berichtet. Von finstern Bildern umringt, von allen seinen Hoffnungen getäuscht, die eigene Noth mit der des Vaterlandes unlösbar verflochten sehend, und auch der Aussicht auf den letzten Entscheidungskampf schon wieder beraubt, versuchte er, in einer wohlthätigen Betäubung zu entschlummern. An einem Herbsttag fand ihn Rühle, von einer starken Dosis Opium der Besinnung beraubt, auf dem Bette liegen; er brachte ihn wieder zu sich, und Kleist entschloß sich zu leben — aber nur um sich mit seiner Muse von neuem in finstere Irrgänge zu vertiefen.

So vollendete er nun in diesem Geist den „Michael Kohlhaas", den er schon in Königsberg begonnen, dann, wie es scheint, in Frankreich fortgesetzt und im „Phöbus" abzudrucken begonnen hatte*). Pfuel hatte ihm die Geschichte des Kohlhaas erzählt und Kleist sie dann, wie nicht zu bezweifeln ist, in der Hafftitz'schen märkischen Chronik oder in der Schöttgen'schen „diplomatischen Nachlese der Historie von Obersachsen rc." (wo Hafftitzens Erzählung abgedruckt ist), vielleicht auch im Leutinger nachgelesen**). Was ihn daran ergriff und festhielt,

*) Im Juniheft S. 20—34; ein Viertel der ganzen Erzählung, so wie sie uns jetzt vorliegt, bis S. 33 der Jul. Schmidt'schen Ausgabe (bis zum Aufbruch nach der Tronkenburg).

**) Vgl. die Mittheilungen von Emil Kuh in den „Stimmen der Zeit" von 1861, Nr. 31, die unter der Aufschrift „die Quelle der Kleist'schen Erzählung Michael Kohlhaas" Alles, was im Schöttger, Leutinger und Mencius über die Geschichte des Kohlhaas zu finden war, im Wortlaut wiedergeben. Kleist selbst hatte in dem 1810 erschienenen ersten Bande seiner Erzählungen den Kohlhaas mit dem Zusatz: „aus einer alten Chronik" veröffentlicht, aber von den Herausgebern und Biographen des Dichters hatte keiner Näheres über die Quelle mitzutheilen vermocht; bis Herr Kuh, durch eine Stelle in Hoffmann's Serapionsbrüdern aufmerksam gemacht und vom Baron Münch-Bellinghausen unterstützt, jener Chronik und noch zwei andern ergänzenden Berichten über Kohlhaas' Leben und Thaten auf die Spur kam. Der vollständige Titel der Hauptquelle lautet: „Nachricht von Hans Kohlhasen, einem Befehder derer Chur-Sächsischen Lande. Aus Petri Hafftitii geschriebener Märckischen Chronic", wie sie abgedruckt ist Pag. 528 ff. im 3. Theil der „diplomatischen und curieusen Nachlese der Historie von Obersachsen und angrentzenden Ländern, gehalten von Christian Schöttgen und George Christoph Kreysig". (Dresden und Leipzig, bei Christoph Hekels seel. Sohn, 1731.) Kohlhaas, der als historische Person bereits bekannt war, wird hier durch genaue Zeitangaben befestigt; am Montag nach Palmarum 1540 ward er vor Berlin aufs Rad geflochten, nachdem er lange Jahre als Mordbrenner im Sächsischen, zuletzt im Brandenburgischen gehaust hatte; auch daß er mit Luther in Beziehung gerieth, durch eine Zuschrift des Reformators von seinem Treiben abgemahnt ward und ihn in Wittenberg aufsuchte, wird — nur mit andern Nebenumständen — bestätigt. Sonst ersieht man freilich, daß die Chronik

war freilich in den alten Büchern nicht zu finden: es war ein sittliches und dichterisches Problem der höchsten Art, das ihm Angesiches jener dürren Ueberlieferung in der Seele aufstieg. Ein schlichter und treuer Mann, in dessen Brust ein Rechtsgefühl von demantener Schärfe eingegraben ist, Kohlhaas der Roßhändler, wird von dem übermüthigen Schloßgesinde eines hochgebornen Herrn und unter dessen Gutheißung unrechtlich behandelt, seine Pferde ihm genommen und verelendet, sein Knecht unter nichtigem Vorwand auf den Tod mißhandelt; und als er für so viel Kränkung Recht und Genugthuung sucht und auf allen Wegen des Gesetzes mit ruhigem Eifer verfolgt, muß er erleben, daß die hohe Stellung seines Feindes das Recht in unerhörter Weise beugt, sein Weib bei einem letzten Versuch zu seinen Gunsten zu Grunde geht, und der Aermste vor sich selber wie ein Geächteter in der sittlichen Gemeinschaft der Menschen, wie ein rechtloser Paria dasteht. In diesem Augenblick schlägt sein Rechtsgefühl in das unersättliche Bedürfniß der Rache um, und er macht sich auf, um sich als Mörder und Brenner sein Recht zu suchen. Er überfällt seines Todfeindes, des Junkers, Schloß mit seinen getreuen Knechten, brennt es nieder, und da ihm der Junker selbst entgeht, folgt er ihm nach und sucht ihn von Ort zu Ort durch die Brandfackel, die nun nichts verschont und statt des Schuldigen tausend Unschuldige trifft, vom Erdboden zu vertilgen. Vergebens bietet man die Diener der Sicherheit, die reisige Mannschaft des Fürsten, Land und Leute ringsum gegen ihn auf; er schlägt seine Verfolger in glücklichen Gefechten und wächst zum Haupt einer weithin gefürchteten Schaar heran, die ihn nun freilich längst zum gemeinen Mordbrenner, zu einem wahnsinnigen Priester der blutigen Gesetzlosigkeit gemacht hat, während er auszog, um der Wiederhersteller des

---

dem Dichter nichts als das Gerippe zu seiner Erzählung an die Hand gab, und daß diese ihm ganz so angehört, als ob er sich zu seinem großen Problem den äußern Rahmen frei erfunden hätte.

gebeugten Rechts zu werden. Noch einmal schlägt die Stimme der Vernunft an sein verwildertes Ohr. Luther selbst (denn in den Zeiten der Reformation spielt die Geschichte) ruft den Unglücklichen feierlich und öffentlich auf, seiner fürchterlichen Verirrung zu entsagen. Kohlhaas, dem Luther's Name der theuerste und verehrungswürdigste ist, den er kennt, eilt unerkannt nach Wittenberg, um im Angesicht des angebeteten Mannes sich mit seiner eigenen Brust wieder zurechtzufinden; aber unfähig, von seiner starren Rechtsforderung zu lassen und dem christlichen Gebot der Liebe zu folgen, fällt er wieder in seine wilde Vereinsamung zurück. Indessen unternimmt es Luther, ihn, wenn nicht dem göttlichen, so doch dem irdischen Recht auf eine leibliche Weise zu versöhnen. Sein mächtiges Wort wird am Hof des sächsischen Kurfürsten laut, und dieser entschließt sich, mit dem gefürchteten Mann sich in einer ungewöhnlichen Form abzufinden und ihn unter Zusicherung freien Geleits und unter Vergebung alles Geschehenen, zur Erneuerung seines Prozesses nach Dresden zu entbieten. Kohlhaas kommt, und nun scheint in der That sein wildes Verfahren durch den Erfolg bewährt zu sein. Aber eine höhere Gerechtigkeit wendet, ehe er sichs versieht, in einem Gewebe verderblicher Zufälligkeiten die Folgen seines Thuns gegen ihn selbst. Während er schon den Moment gekommen sieht, wo ihm die volle Genugthuung nach seinem Willen durch Richterspruch zufallen wird, ziehen ihn die alten Verbindungen mit den Genossen seiner Frevelthaten in die seltsamste Verwickelung hinein; er wird als scheinbar rückfälliger Verbrecher festgenommen, der Amnestie beraubt, zum Tode verurtheilt, und während das Gesetz sich wirklich durch die Verurtheilung des Junkers wiederherstellt und dem Kohlhaas die volle Genugthuung, auf die er ein Recht hatte, zu Theil wird, fällt zugleich sein Haupt unter dem Beil des Henkers.

Dies ist, mit wenigen dürren Worten gesagt, der Kern der Geschichte, der größten und mächtigsten, die uns Kleist erzählt hat. Daß er sie nicht in die dramatische Form gebracht

(wie es Pfuel wünschte), müssen wir seiner künstlerischen Weisheit danken; denn nur in der Erzählung konnte er uns die Seele des Kohlhaas so durchsichtig in ihrer geschichtlichen Bewegung, gleichsam in ihrer Dialectik entfalten. Und hier bewundern wir denn auch mehr als irgendwo die Meisterschaft des Dichters, in unscheinbarer Entwickelung, ohne jede Rhetorik rein aus den Dingen heraus, fast als wenn es sich um einen veredelten und erhöhten Chronikenstyl und nichts weiter handelte, die Falten dieses ehrlichen Gemüths eine nach der andern zurückzuschlagen, bis wir auf dem letzten Grunde den gräulichen Dämon sehen, der aus den Verhüllungen des ruhigen, bürgerlichen, zufriedenen Menschen, durch die Kränkungen eines unbegriffenen Schicksals gereizt, mit blutigem Angesicht hervorspringt. In diesen ersten Theilen der Geschichte sind alle Tugenden des Kleist'schen Vortrags beisammen: nirgends ein Wort verschwendet, aber jedes mit plastischem Nachdruck an seiner Stelle gesagt; die Sätze mit freier Kunst nach der inneren Bewegung ihres Inhalts aufgebaut; jede Erschütterung und jede Rührung so tief, weil sie durch die keuscheste Zurückhaltung des Dichters, mit Verachtung aller sinnlichen Mittel, erregt und gleichsam unmittelbar von Seele zu Seele geführt wird. In diesem Sinne muß man Kleist's Wort verstehen: „Nicht das, was dem Sinne dargestellt ist, sondern das, was das Gemüth durch diese Wahrnehmung erregt, isi das Kunstwerk."

Aber Kleist erlebte es auch hier, was wir an so vielen seiner Werke zu beklagen haben: daß die große Intention nicht rein und ungetrübt zur Vollendung kommt. So, wie hier oben der Inhalt des „Kohlhaas" citirt ist, so war ohne Zweifel für die Entwicklung die rechte tragische Logik, für den Ausgang die rechte versöhnte Stimmung gefunden; und so wird der Dichter auch den Ausgang zuerst im Sinne gehabt haben. Aber zum Unglück schob er dann, die ganze Stimmung verwirrend und zerstörend, neue fremdartige Elemente ein, deren späte und halb mechanische Einfügung nichts bemäntelt: und das wird, wie man

fast gezwungen ist anzunehmen, in dieser dunklen Periode seines Schaffens geschehen sein. Denn diese wunderlichen Episoden verrathen sich bald als Ausflüsse eines durch die Zeitlage verstimmten Geistes.

Während wir Kohlhaas schon durch Richterspruch zum Tode verurtheilt sehen, läßt der Dichter auf einmal eine neue Verwickelung aufsteigen. Der Kurfürst von Brandenburg tritt auf, den berühmt gewordenen Mann als brandenburgischen Unterthan zu reclamiren; politische Verhältnisse bewegen den Hof zu Dresden, diesem Verlangen zu willfahren, und der schon dem Tode Verfallene wird unter brandenburgischem Geleit nach Berlin geführt. Unterwegs trifft es sich, daß der Kurfürst von Sachsen, auf der Jagd, unerkannt mit Kohlhaas zusammentrifft und an dessen Halse eine bleierne Kapsel bemerkt, deren Inhalt für den Fürsten ein an seinem Herzen nagendes Interesse hat: denn in diese Kapsel hat eine geheimnißvolle Zigeunerin, die er als zauberkundig erprobt hat, einen Zettel gelegt, auf den sie dreierlei geschrieben: den Namen des letzten Regenten seines Hauses, die Jahreszahl, da er sein Reich verlieren, und den Namen dessen, der es durch die Gewalt der Waffen an sich reißen werde. Durch eine unerklärte, nicht minder geheimnißvolle Laune jenes Weibes sind Zettel und Kapsel an den Kohlhaas gekommen; der Kurfürst aber, den das Verlangen nach der versteckten Kunde wahrhaft verzehrt, sucht mit allen ihm gegebenen Mitteln dem Besitzer die Kapsel abzulocken. Er sucht den Proceß niederzuschlagen, dann aufzuhalten, der inzwischen von Neuem (nun durch einen Reichsankläger, im Namen des Kaisers) gegen Kohlhaasens Leben angestrengt worden ist; als das mißlingt, will er dem Roßhändler gegen Auslieferung jenes Kleinods zur Flucht verhelfen; aber für Kohlhaas gibt es keine Lockung mehr, sobald er erfahren, daß ihm die Macht gegeben ist, sich an dem Fürsten auf das empfindlichste zu rächen. Das Todesurtheil trifft ihn zum zweiten Mal, diesmal als brandenburgischer Unterthan; er nimmt es gutwillig und ent-

schlossen hin, da ihm zugleich für das Unrecht, das er durch den Junker erlitten, volle Genugthuung wird und mit seinem Leben auch das Geheimniß des Zettels untergehen soll. In halb wahnsinniger Verzweiflung beschließt der Kurfürst, verkleidet der Hinrichtung beizuwohnen, und dann, sobald der arme Sünder verscharrt sein wird, die Kapsel ausgraben und eröffnen zu lassen; aber Kohlhaas, den die Zigeunerin von allem unterrichtet, macht auch das zu Schanden: auf dem Schaffot nimmt er vor des Fürsten Augen den Zettel heraus, liest und — verschlingt ihn, und während Jener in Krämpfen niedersinkt, übergibt sich der in seiner Rache vollbefriedigte Mann dem Beil des Scharfrichters.

Man sieht, diese ganze gespenstisch beleuchtete Nachgeschichte ist mit der tragischen Entwickelung, die wir kennen, ohne jeden ächten Zusammenhang; sie zerreißt uns nur das wohlgeordnete Bild. Nicht der Kurfürst von Sachsen ist es, an dem der Roßhändler und unser eigenes beleidigtes Gefühl gerächt werden soll: wir haben es mit dem Junker und dessen Freunden zu thun; was aber soll uns das Geheimniß der Kapsel, das sich, unangekündigt, auf einmal in unnatürlicher Breite vordrängt, und was vollends das unberufene Gespenst der Zigeunerin, das jetzt den Anspruch erhebt, die Nemesis der irdischen Dinge zu vertreten? Der Dichter geht so weit, sie auf eine dunkle Art zu dem umherwandelnden Geist von Kohlhaasens verstorbener Frau zu machen; will er sie uns damit dringlicher ans Herz legen? Er erreicht nur, daß wir uns noch verwirrter von diesen Verzerrungen abwenden. Nun trauen wir seinem sittlichen, seinem künstlerischen Gefühl nicht mehr; sein Ausgang wird zu einer Verklärung der wilden Rache, wie es „der Findling“ gewesen, sein Held wird aus einem erschütternden Bild wahrhaft menschlicher Art und Leidenschaft eine von maßlosen Affecten zerrissene Gestalt, und wir stellen uns das Ganze nur durch einen gewaltsamen Entschluß wieder her, indem wir die letzte Episode kurzweg bei Seite schieben.

Noch eine andere Erwägung kommt hinzu, uns den unächten Charakter dieses Nachtrags zu erweisen. In dem Abdruck des ersten Theiles der Erzählung, den der „Phöbus" brachte, fehlt noch jede Anknüpfung an die plötzliche Einmischung des Brandenburgers, die jene Episode einleitet: das vermittelnde Auftreten des Brandenburger Stadthauptmanns von Geusau, das später dazu diente, jene Einmischung zu motiviren*), ist in dem Phöbus-Abdruck nicht zu finden. Der Schluß liegt nahe, daß somit auch Alles, was sich hernach daran hängt, damals der Intention des Dichters noch fremd war: denn die Mittheilung des „Phöbus" sollte keineswegs Fragment sein, die Fortsetzung der Geschichte wurde ausdrücklich angekündigt.

Ebenso leicht aber bemerkt man auch, daß jene dunkle Kapselgeschichte für die politische Leidenschaft des Dichters ein Interesse haben mochte und aus den bittern Phantasien eben dieser Leidenschaft entsprang. Der fremde Unterdrücker hatte an deutschen Fürsten seine verderblichsten Helfershelfer gefunden; und unter diesen Fürsten konnte dem Brandenburger Kleist keiner verderblicher und hassenswerther erscheinen als der sächsische Kurfürst, der sich durch den Verrath an Preußen 1806 und durch den Beitritt zum Rheinbund den Königstitel erkauft hatte. An diesem Verräther galt es Rache zu üben; sein Reich mußte ihm, wenn die gute Sache siegen sollte, genommen, und durch das preußische Schwert mußte es ihm genommen werden. Der von seinem Zorn verfolgte Dichter flocht nun in die Geschichte seines Kohlhaas, in der Erfindung des geheimnißvollen Zettels, seine Stimmung hinein: der Inhalt des Zettels verräth uns seine

*) In der Jul. Schmidt'schen Ausgabe (3. Bd.) S. 22—25, von den Worten: „Kohlhaas befand sich um diese Zeit rc." bis „die Staatskanzlei aber auf jeden Fall mit solchen Plackereien und Stänkereien verschonen." Das Weitere schloß sich dann (im „Phöbus") ohne jede Aenderung, und, wie man sieht, ohne jeden Zwang an die voraufgegangene Erzählung von den Bemühungen des Dresdener Anwalts an.

geheimen Wünsche, und in der höhnischen, genußvollen Rache, die er den Roßhändler an dem gepeinigten Fürsten nehmen ließ, gönnte er sich selbst die Befriedigung, sein Gefühl gegen den königlichen Verräther zu entladen.

So scheint mir die ganze wunderliche Episode leicht und ungezwungen erklärt zu sein. Der Charakter Kleist's offenbart sich auch hier: die Muse hat keine friedliche Zuflucht mehr für ihn, ihre reinen Bilder halten seiner verwüsteten Phantasie nicht Stand, es drängt und quält ihn, sein leidenschaftliches Herz auch in den Träumen der Dichtung zu verrathen. So zerstört er sich seine tiefsinnigste Erfindung und giebt sich gespenstischen Wahngestalten hin, da er in der Wirklichkeit keine Harmonie und kein Gesetz mehr entdeckt, da selbst das Ungeheuerliche und Dunkle noch reiner und menschlicher zu sein scheint, als was der Tag um ihn her seiner verfinsterten Seele anzuschauen giebt.

Es war ein unkünstlerisches, verzweifeltes Beginnen, als er in Dichtungen wie „der Findling" und „Kohlhaas" der Poesie der Rache Raum vergönnte; erst dann konnte sich auch hier der Künstler bewähren, wenn er zu einem Stoff gelangte, der sein patriotisches Gefühl unmittelbar ergriff. Und in der That schien für die politische Poesie der Tag gekommen zu sein. Seit der großen Katastrophe von 1806 besann man sich wieder auf Tyrtäus und Seinesgleichen, und auch die Romantiker fingen an, sich der Noth der Zeiten zuzuwenden. Schon im März 1806 sehen wir A. W. Schlegel in einem langen Brief an Fouqué *) der romantischen Schule die heilsame Umkehr predigen, die das Elend des Vaterlandes fordert: in der Stille bekennt er, daß „die Dichter der letzten Epoche die Phantasie, und zwar die blos spielende, müßige, träumerische Phantasie, allzusehr zum herrschenden Bestandtheil ihrer Dichtungen gemacht haben", daß „das Herz seine Rechte wieder fordert", „der Schmerz poetischer ist als das Vergnügen,

*) A. W. Schlegel's sämmtliche Werke, VIII, 145 ff.

und der Ernst als der Leichtsinn", und fragt den Freund, ob man der Poesie nicht vor Allem als einer erhabenen Trösterin in den innerlichen Drangsalen des Gemüths, und in dieser Zeit zumal einer patriotischen Poesie bedürfe? Ja er fragt, ob nicht, so lange die nationale Selbstständigkeit, ja die Fortdauer des deutschen Namens so dringend bedroht werde, die Poesie ganz der Beredsamkeit weichen sollte, und wendet sich an den Dichter der romantischen Zaubermährchen mit ernster Mahnung: „Wer wird uns Epochen der deutschen Geschichte, wo gleiche Gefahren uns drohten, und durch Biedersinn und Heldenmuth überwunden wurden, in einer Reihe Schauspiele, wie die historischen von Shakspeare, allgemein verständlich und für die Bühne aufführbar darstellen? Tieck hatte ehemals diesen Plan mit dem dreißigjährigen Kriege, hat ihn aber leider nicht ausgeführt . . . Warum übernimmst Du nicht etwas ähnliches?" Schon früher hatte der Bruder Friedrich Schlegel sich mit gleichen Empfindungen getragen und den deutschen Strom, den Rhein, in klagenden Gesängen gefeiert; das neue Unglück von 1806 begann nun um so dringender zu mahnen. „Mir erscheint", schrieb A. W. Schlegel 1807 *), „die Poesie in diesen verworrenen Zeiten besonders als Zeugniß der Gesinnung, und da dichte ich denn freilich manches, was nicht für den Druck bestimmt ist, und was ich Ihnen möchte mittheilen können . . ." In Preußen aber war dieser Tyrtäus-Drang vollends kräftig erwacht; und es ist fast rührend zu sehen, wie diese Romantiker sich aus ihren spanischen und italischen Reimkünsten zu wirklichen Klängen des patriotischen Gefühls durchzuringen suchten. Nach dem Einzug des Siegers in Berlin wetteiferten Theremin und Varnhagen in Versuchen, den Sturz Preußens in einer — Canzone zu besingen; bis Theremin die Leier sinken ließ und gestand, „die Dinge erschienen ihm in einer Gestalt, die aller

*) An Carl von Harbenberg, aus Coppet, 7. Juli (abgedruckt in Hoffmann's von Fallersleben „Findlingen" I, 184).

Poesie widerspreche". Erst nach dem Frieden von Tilsit, als man den ungeheuren Fall in ernster Sammlung des Geistes übersah, begann die Poesie der Politik herzlicher und vertraulicher die Hand zu reichen. Auch kleine Talente trug das Unglück und die Begeisterung empor. Stägemann in Königsberg z. B., bisher nur in Scherz- und Liebesgesängen als Poet bekannt, und sonst ein guter preußischer Beamter, schwang sich in einer Ode, in der der Geist Friedrich's des Großen tröstliche Verheißungen aussprach, zu unerwartetem Glanz der Rede auf, und wo man diesen Gesang (in heimlicher Geselligkeit) vernahm, rief man dem Dichter jauchzend Heil und Segen zu *). Der neue Geist begann sich auszubreiten — der Geist, der den Tugendbund erschuf, die Reden Fichte's hervorrief, die Jahn und Arndt, die Stein und Scharnhorst, die Frauen und die Dichter, alle an ihre Posten rief und die Luft mit heimlichem Kriegsgesang erfüllte.

Kleist freilich ging auch diesen Stimmungen und Strebungen gegenüber seinen eigenen Weg. Er wollte auch hier ohne Zögern Alles an Alles gesetzt sehen; das Eine, was Noth that, war des Vaterlands Befreiung, alle andern Ideale sollte man bis nach errungenem Sieg zu Hause lassen. Wenn Fichte das lebende Geschlecht verloren gab und alles Heil von dem zukünftigen, nach einem neuen Plan zu erziehenden, erwartete, so kam das für Kleist dem Irrsinn gleich, und er ließ es an Epigrammen-Spott herber Art nicht fehlen. Auch an dem Treiben der Tugendbündler sah er nur die dunkle Seite, das Dürftige, Philisterhafte, das wichtigthuende Spiel; wie sollten so kleine Theater-Mittelchen das ungeheure Joch zerbrechen können? Ein Feuergeist mußte kommen, der, die Menschen und die Dinge beherrschend, Alles mit sich fortriß und die tausend kleinen Bäche des unterdrückten Gefühls zu einem unwiderstehlichen Strom zusammenschmolz; nur so schien ihm noch Rettung

*) Vgl. Varnhagen's Denkwürdigkeiten, I, 389, 407, 470, 485.

möglich, oder, wenn die Götter die Rettung versagten, wenigstens ein schöner Untergang gefunden zu sein. Und nun war ja in Spanien das Beispiel gegeben, wie ein geknechtetes Volk sich mit der Gewalt des empörten Elements befreit. Der Mai hatte den Aufstand in Madrid, dann in der ganzen Halbinsel, der Sommer die erste Belagerung Saragossa's und die Heldenthaten des Palafox gesehen; und der wilden Wuth dieser Nation schienen Napoleons Adler zu erliegen. Ein solches Vorbild durfte für die Deutschen nicht verloren sein. Der tapferste Degen und das glühendste Dichterherz trafen in diesem Sinn zusammen. Als für die Ungeduldigen der Tag des Entscheidungskampfes gekommen schien, schrieb der alte Blücher: „Mein Rath ist zu den Waffen unsere und die gantze deutsche Nation aufzuruffen, den vaterländischen Boden zu verteidigen, die waffen im allgemeinen nicht ehender nieder zu legen, bis ein Volck, das uns unterjochen wollte, vom dießseitigen Rheinufer vertrieben sei; jeder Deutsche der mit den Waffen wider uns getroffen werde, habe den Tod verwürkt; ich weiß nicht, warum wihr uns nicht den Tihrollern und Spaniern gleich achten wollen!"

Das war der Geist, in dem der Dichter nun die Feder ergriff, als er ein Gegenbild der spanischen Erhebung, einen würdigen Stoff für seine rächerische Muse, einen Mahnruf an die Nation in der „Hermannsschlacht" gefunden hatte. Armin und seine Germanen hatten im Teutoburger Wald gezeigt, wie man sich weltbeherrschender Uebermacht entziehen müsse. Und hatten bisher die ideologischen Poeten, der wackere Klopstock voran, sich dieses Stoffs mit harmlos altväterischer Gemüthlichkeit bemächtigt und ihn zu schmuckreichen Uebungen eines frei in der Luft schwebenden Patriotismus gebraucht: nun hatten ihn die Zeiten mit finsterer Wahrheit erfüllt, und wer an ihn herantrat, that es mit blutender Seele und voll Verlangen, eine zweite Legionen-Vernichtung zu erleben. Kleist bestimmte nichts als dieser eine Gedanke; die Wirkung auf die Gegenwart sollte

Ziel und Lohn seiner Dichtung sein. Die alten Cherusker und Sueven, der Römer Varus und die Seinen fesselten ihn nicht; die Historie des Tacitus zu dramatisiren und in ein möglichst ächtes Costüm zu kleiden, war nicht sein Wille: sondern in diesem Spiegel sollte sich der allerneueste Tag erkennen. In den Fürsten der Ubier, Nervier und Cimbern hatte er die Rheinbundskönige, in den „mißvergnügten" Fürsten die Verschwörer vom Tugendbund vor Augen; Varus schuf er sich zu einem napoleonischen Marschall, Ventidius, den Legaten, zu einem kecken französischen Diplomaten um; Thusnelda ward der neudeutschen Frauen eine, die ihre harmlose Bravheit nicht ganz vor der Verführung der französischen Manieren schützt, und in Hermann endlich sammelte der Dichter alle Strahlen, um den Befreier der Nation nach seinem Bilde zu schaffen.

So seltsam es anfangs klingen mag — Hermann ist das getreue Bild des Ideologen, des ästhetischen Menschen deutscher Nation; so wie er sich unter des Dichters Händen zu einer geschlossenen Figur gestaltet. Seine wilde Art darf uns darüber nicht täuschen. Hermann's Fanatismus für die große Sache stammt aus der Scham des feinsten Gefühls, sein herbes, grausames Gebahren aus einem gewaltsamen Entschluß des Willens; nur weil seine tiefste Einsicht es fordert, vermag er alle die Regungen des mildesten Zartsinns zu überwinden und sein Herz in einen siebenfachen Panzer zu hüllen. Mit dem gefälligen Humor der Bildung weiß er auch über die Noth der Zeit zu scherzen, und der Anblick eines edelmüthigen Feinds droht ihm das entschlossene Gefühl zu verwirren; mit erhabener Frömmigkeit vertraut er seine Sache den allwaltenden Göttern an, wie ein Philosoph sieht er den Schwächen des Gegners bis auf den Grund und knüpft an die Bedrängniß des Augenblicks tröstliche Geistesblicke in die Zukunft. Auch in seiner Leidenschaft verspüren wir noch das stille Walten der Reflexion: er haßt jeden einzelnen der Unterdrücker, „weil ihm das Ganze dämonenartig erscheint", und weil die Guten unter ihnen in der Wirkung

„die Schlechtesten sind", eben deshalb soll sie zuerst die Rache treffen. Thusnelda erinnert ihn, da er sie alle dem Untergang geweiht hat, an die edle That des Einen, den sie zu schonen bittet; glühend entgegnet er ihr:

Er sei verflucht, wenn er mir das gethan!
Er hat auf einen Augenblick
Mein Herz veruntreut, zum Verräther
An Deutschlands großer Sache mich gemacht!
Ich will die höllische Dämonenbrut nicht lieben!
So lang' sie in Germanien trotzt,
Ist Haß mein Amt und meine Tugend Rache!

Er weiß, daß er dem furchtbaren Amt die schönsten Blüthen seiner Seele opfert; aber um so argwöhnischer wacht er, sie zu bekämpfen, und um so stolzer nimmt er das ganze Werk, ein Märtyrer der Rache, auf sich. Er verachtet alle die kleinen Künste der Verschwörung, aber wie etwas Selbstverständliches wagt er die entsetzlichste List und den erbarmungslosesten Betrug. Er denkt nicht daran, für die gemeinen Güter dieser Erde, für Haus, Hof und Heerde zu kämpfen, nur für die Idee, für Ehre und Freiheit erhebt er den Arm; das Vaterland ist nur da, wo seine Kämpfer stehen, gemein ist ihm die Rücksicht, die heimathlichen Dörfer zu beschützen. Und wie er dem hohen Zweck entschlossen die Hütte seines ärmsten Mannes opfert, so giebt er ihm auch seine Krone willig hin; er ist bereit, um des Vaterlandes willen sich seinem Nebenbuhler, dem Marbod, zu unterwerfen, „weil ihm von allen Fürsten Deutschlands der Thron am unzweideutigsten gebührt", und nicht minder bereit, die Abgefallenen versöhnt in den heiligen Umkreis des Vaterlandes aufzunehmen:

Vergebt! vergeßt! versöhnt, umarmt und liebt euch!
Das sind die Wackersten und Besten!
Wenn es nunmehr die Römerrache gilt!
Hinweg! — verwirre das Gefühl mir nicht!
Varus und die Cohorten, sag' ich Dir,
Das ist der Feind, dem dieser Busen schwillt!

So bereitet er mit der Leidenschaft des idealsten Gefühls, nachdem er sich selber den Sieg abgerungen, die allgemeine Erhebung und den vollen Untergang des Feindes vor. Er spielt das verwegenste Spiel, aber auf jedem Schritt fühlt er sich im Recht und darum unüberwindlich. Mitten im wildesten Anschlag geht zuweilen die tiefverhaltene menschlich schöne Empfindung wie eine Blume auf, aber er zwingt sie zurück; und erst als er den Sieg vor Augen sieht, als sich ihm Alles, wie er es gehofft, erfüllt, und nun die Barden, „die süßen Alten mit ihrem herzerhebenden Gesang", das Schlachtlied anstimmen und die Erlösung von so viel Leiden herabrufen, erst da entfaltet sich seine Seele, die Stimme versagt ihm, und in tiefer Bewegung bricht er zusammen. Der Chor der Barden aber singt weiter sein erschütterndes Lied:

Wir litten menschlich seit dem Tage,
Da jener Fremdling eingerückt;
Wir rächten nicht die erste Plage,
Mit Hohn auf uns herabgeschickt;
Wir übten nach der Götter Lehre
Uns durch viel Jahre im Verzeihn:
Doch endlich drückt des Joches Schwere,
Und abgeschüttelt will es sein!

Du wirst nicht wanken und nicht weichen
Vom Amt, das Du Dir kühn erhöht,
Die Regung wird Dich nicht beschleichen,
Du Dein getreues Volk verräth;
Du bist so mild, o Sohn der Götter,
Der Frühling kann nicht milder sein:
Sei schrecklich heut, ein Schlossenwetter,
Und Blitze laß Dein Antlitz spein!

Das alles kann nicht tiefer und größer empfunden und nicht klarer entwickelt werden. Um diese mächtige Gestalt des Helden baut sich das Ganze in sicherer Haltung herum, und indem wir dem großen Prozeß seiner Seele mit poetischem Interesse folgen, verdeckt sich uns fast, daß die dramatische

Handlung selbst beinahe ohne alle Entwickelung ist. Denn allerdings kann der Stoff an sich kaum undramatischer sein. Ein Volk, das sich unter seinem großen Führer empört und den Feind durch Ueberfall vernichtet, das ist die Handlung; und vier Akte lang sehen wir den einen Moment sich vorbereiten, der uns dann künstlich an die Seele gerückt wird, da ihn die Bühne unsern Augen nicht zu zeigen vermag. Wenn wir uns dennoch einer dramatischen Fortbewegung gegenüber glauben, so ist daran nichts als die Kunst des Dichters Schuld, der das Mögliche that, um den epischen Charakter seines Stoffes durch Vertiefung der Charaktere zu verschleiern.

Dabei versteht es sich dann freilich von selbst, daß seine Germanen nicht Germanen sein können, wie wir sie uns nach den Schilderungen der Geschichte zu denken haben. Im Gegentheil, da Kleist es auf etwas ganz Anderes abgesehen hat, entschlägt er sich auch jeder antiquarischen Affectation und scheint mit absichtlicher Sorglosigkeit alterthümliche und moderne Elemente durch einander zu mischen. Wir sehen wohl seine Krieger mit Pfeil und Bogen, den erlegten Ur hinter ihnen, ihre Reden trotzig reckenhaft, die Namen ihrer Götter auf den Lippen; wir sehen die Cohorten mit den Adlern, die vornehmen Römer in ihrer zierlichen, gesalbten, genießenden, leichtfertigen Art, und immer voll Beziehung auf das große kaiserliche Rom; aber daneben erlaubt sich der Dichter die stärksten Freiheiten: Thusnelda geht, um zu klingeln, Marbod wünscht seine Feinde in die „neunte Hölle" hinabgestürzt zu sehen, Hermann läßt das „Fanal" in Brand stecken, ertheilt „gemessene Ordre" wie ein preußischer General, scherzt von einem „Wechsel", für den er sein ganzes Land verkaufen könnte, und Varus vergißt sich so weit, den Cheruskerfürsten mit einem „Derwisch" zu vergleichen. Dergleichen gibt dem heutigen Leser manchen Anstoß zu überwinden, und für die Bühne werden vollends Schwierigkeiten daraus. Und doch empfinden wir die Macht der inneren Wahrheit, die überall da wirksam wird, wo der Poet menschlich wahr empfindet.

Diese Germanen, diese Römer sind doch ächt und ihrer selbst gewiß, obgleich sie sich ohne viele Mühe in moderne Gestalten verwandeln ließen, und sie leben vor uns, weil sie mit menschlicher Leidenschaft, als Individuen, fühlen, trachten und handeln.

Nur Eins wird uns immer fremd und empörend bleiben, und darin enthüllt sich die krankhafte Sinnesart des Dichters: der Cultus der Rache nämlich, der auch hier sein fürchterliches Spiel treibt. Nicht die Rache verletzt uns, die große und allgemeine, die von dem Helden vorbereitet, von römischen Greueln geschürt, von den germanischen Kriegern in gerechtem Kampf geübt wird: sondern die scheußliche Wollust der Vergeltung, in der wir das Weib, Thusnelden, versinken sehen. Thusnelda wird von dem römischen Legaten Ventidius mit römischer Dreistigkeit umgaukelt; ihr weiblicher Stolz und ihr Pflichtgefühl empören sich gegen seine leichtfertige Bewerbung, aber sie schmeichelt ihr doch, und so sehen wir sie zwischen Unantastbarkeit und Empfänglichkeit naiv, fast einfältig, hin und her schwanken *). Das ist nun alles meisterhaft gezeichnet, mit so sicherer Hand, daß wir beständig die Gefahr, an der sie wie blind hingeht, vor Augen und doch in dem Anblick ihrer gesunden Natur eine beruhigende, gemüthliche Gewähr haben; daß uns die Hoheit und die Schwachheit des Weibes aus demselben Augenpaar erträglich und rührend ansehen. Aber zum Schluß bricht der Dämon jäh und abscheulich hervor. Ventidius hat der Fürstin wider ihren Willen eine Locke geraubt; sie hat gezürnt, aber verziehen; nun erfährt sie — in der Stunde der allgemeinen Rache — daß er den Raub nicht in zärtlicher Aufwallung, sondern nur zu dem schnöden Zweck begangen, um die Locke der Kaiserin nach Rom, als Anwartschaft auf die ganze Lockenpracht Thusneldens, sobald sie

---

*) Dahlmann bemerkt darüber: Nichts irriger als Thusnelden wie ein verfehltes Ideal zu fassen. Kleist pflegte wohl zu sagen: „Sie ist im Grunde eine recht brave Frau, aber ein wenig einfältig, wie die Weiberchen sind, die sich von den französischen Manieren fangen lassen".

in der Römer Händen sein wird, hinabzuschicken. Nun sieht sich jedes Gefühl in ihr mißhandelt, und sie erbittet sich vom Gemahl den Verräther zu ausgesuchter Rache. Da er, verwegener geworden, sich um ihre nächtliche Gunst bewirbt, lockt sie ihn mit scheinbarer Zusage in einen umhegten, unentrinnbaren Baumpark, wo ihn statt ihrer Arme die Tatzen einer hungrigen Bärin erwarten; mit dem Schlüssel zur Pforte in der Hand steht sie, während die gezwungenen Gehülfen der That vergebens ihr Mitleid zu erwecken suchen, im wilden Genuß seiner laut aufjammernden Qualen da, bis er verröchelt und nun sie selbst in Ohnmacht zur Erde sinkt.

Nichts kann den Dichter von dem Vorwurf befreien, in dieser Scene über jedes Maß hinausgegangen zu sein. Die Greuelthat Thusneldens ist nicht motivirt und sie kann nicht motivirt werden; sie könnte es nur, wenn ihr Charakter sich zu einer von Leidenschaft zerrissenen Mißgestalt verzerrte, und nichts will Kleist weniger als das. So bleibt diese Scene als ein hereingeschleuderter Frevel stehen, mit dessen Ausmalung der Dichter seiner eigenen Stimmung eine fürchterliche Genugthuung vergönnte. Für ihn ist es kein Frevel, nur eine grausame, erschütternde, aber mit ehernem Ernst hinzunehmende That, wie sie der Moment gleichsam mit Naturnothwendigkeit gebar; Thusnelda erscheint hernach gefaßt und gesühnt, ja nun erst des Gatten wieder würdig geworden, und der Dichter sieht nicht, wie sich die Muse von dieser Verirrung mit Entsetzen abwendet.

So zeigt sich auch hier wieder ein groß erfundenes Werk durch den widrigsten Flecken, das Merkmal der innern Erkrankung, peinlich entstellt; das letzte Opfer jener wilden Poesie der Rache, in deren Banden er lag. In solchen Zügen verspüren wir die ganze unheimliche Gewalt des Schmerzes, mit dem er das Vaterland zertreten und sein eigenes Lebensglück zerschmettert sah. Nun hoffte er wenigstens mit dieser Dichtung die schwüle Luft wohlthuend zu zerreißen, und er mochte sich im Stillen versprechen, daß die „Hermannsschlacht“ endlich ihm den Ruhm

eintragen werde, den alle jene Dichtungen des Friedens nicht hatten erringen können. Noch vor dem Ablauf des Jahres (1808) hatte er das Stück vollendet und eilte es dem Wiener Theater, mit allen Härten und Flüchtigkeiten des Styls, zur Aufführung anzutragen. Denn von Härte ist es mehr als irgend eines seiner Werke erfüllt; es fehlt die letzte Feile, die er mit so vieler Kunst anzuwenden verstand; man glaubt die Hast und Unruhe der Produktion auf jeder Seite zu spüren. Nicht in dem unregelmäßigen Bau der Verse, denn dieser ist offenbar des Dichters Absicht (und er hat ihn sonst noch*] angewandt), wie denn auch ein eigenthümlich wilder Rhythmus, der zu dem Inhalt stimmt, in diesem lockeren Gefüge nicht zu verkennen ist; wohl aber wird man durch eine lange Reihe matter Stellen, gewöhnlicher Wendungen und harter Klänge verletzt, die der Dichter bei ruhigem, gemüthlich liebevollem Schaffen wohl würde hinweggefeilt haben. Nun aber drängte es ihn, mit seinem Mahnruf auf die Bretter zu treten. Am Neujahrstag 1809 schickte er die „Hermannsschlacht" an Collin ab, der zu dem Wiener Burgtheater in naher Beziehung stand und es mit seinen eigenen Dramen (seit 1801) in die neue klassische Richtung gezogen hatte; dem schon das Käthchen von Heilbronn vom Dichter an's Herz gelegt war und der nun dem neuen Werk seinen Schutz mit ganz besonderem Eifer zuwenden sollte. „Schlagen Sie es gefälligst", schrieb Kleist, „der K. K. Theater-Direction zur Aufführung vor. Wenn dieselbe es annehmen sollte, so wünsche ich fast (falls dies noch möglich wäre), daß es früher auf die Bühne käme, als das Käthchen; es ist um nichts besser, und doch scheint es mir seines Erfolges sichrer zu sein." **)

Er sollte freilich auch mit dieser Hoffnung getäuscht werden. In Wien, wo gerade damals das Theater der abgeschmacktesten und kleinlichsten Censur unterlag, war man offenbar

*) Vgl. unten das 19. Cap.

**) Hoffmann's von Fallersleben „Findlinge", I, 320.

nicht der Ansicht, daß ein so verwegenes Machwerk das Licht der Lampen erblicken dürfe, und nicht in letzter Reihe mochten auch politische Bedenken mitstreiten: genug, das Stück blieb im Pulte liegen, und damit war es überhaupt von Deutschlands Bühnen verbannt; denn Wien war längst der letzte Ort, der sich noch einiger Unabhängigkeit von französischen Machtgeboten zu rühmen hatte. Wenige Schläge scheint Kleist so schwer wie diesen gefühlt zu haben. Sein höchstes Streben für die allgemeine Sache mußte er ohnmächtig und werthlos sehen; nichts blieb ihm übrig, als sein Drama im Manuscript wenigstens in seiner nächsten Umgebung reden zu lassen, wo es nur unter dem Siegel des Schweigens von Hand zu Hand ging*); unter den Titel aber schrieb er das schmerzliche Klagewort:

Wehe, mein Vaterland, dir! die Leier zum Ruhm dir zu schlagen,
Ist, getreu dir im Schooß, mir, deinem Dichter, verwehrt.

Siebzehntes Kapitel.

Der Krieg von 1809. (Januar bis November 1809.)

Mit der Enttäuschung über den Erfolg der „Hermannsschlacht" traf der Untergang des „Phöbus" zusammen. Müller, der inzwischen (im Sommer) vom Herzog von Weimar zum Hofrath ernannt worden war, verließ die Dresdener Freunde und begab sich wieder nach Berlin; im Februar 1809 erschien dann das December- und Schlußheft des „Phöbus" **), mit man-

*) Laun's Memoiren, II, 162.

**) Daß es nicht früher erschienen sein kann, ersieht man aus dem Datum „21. Februar 1809", das dem letzten Aufsatz dieses Heftes, einer langen Polemik gegen Rambohr von Ferdinand Hartmann, hinzugefügt ist.

chen Lückenbüßern ausgefüllt, von Kleist nichts mehr als die Idylle „der Schrecken im Bade“ bringend. Die Dresdener Hoffnungen waren nun alle zerstört; nur noch der Mangel jeder besseren Aussicht und die Nähe der zurückgebliebenen Freunde mochten den Dichter an diesem Orte festhalten.

Mit so mannigfachem Kummer hatte sich der rastlose Eifer der Produktion verbündet, um sein Nervensystem auf's neue tief zu erschüttern. Er hatte in jener Zeit Momente, in denen sein Geist geradezu abwesend schien. Als er eines Tages mit einer seiner Freundinnen, der Frau von Rühle, schweigend auf der Brühl'schen Terrasse auf und nieder geht, bricht er plötzlich in die Worte aus: Ja, ja, es ist nicht anders, Müller muß sterben, ich muß ihn in's Wasser werfen, wenn er mir nicht freiwillig seine Frau abtritt. Die Freundin fährt erschrocken und erstaunt zurück, da sie bei Kleist niemals die mindeste Leidenschaft zu jener Dame wahrgenommen; sie läßt sich die Worte nochmals wiederholen, aber umsonst stellt sie ihn zur Rede, da er sich auf keinerlei Erklärung einläßt. Und als ihm Müller bald darnach auf der Elbbrücke begegnet, macht er einen ganz ernsthaften Versuch, ihn über die eiserne Brustwehr in den Fluß zu stürzen.

Bülow erzählt, daß Kleist damals den Freund überhaupt nicht gut habe leiden können; indessen fehlt es dafür an jedem sicheren Merkmal. Von seinem Leben in dieser Zeit wissen wir äußerst wenig; nur daß er noch fortfuhr, sich in mannigfacher Geselligkeit zu bewegen. Auch in Dresden war mittlerweile ein leidenschaftlicher Geist politischer Unzufriedenheit heraufgekommen; von den unteren Volksklassen, die er krampfhaft durchzuckte, stieg er durch den Mittelstand bis in die höchsten Zirkel, und nur die Verschiedenheit der Bildung und der Verhältnisse machte, daß er sich nicht überall auf dieselbe Weise aussprach: in den feineren Kreisen that er sich meist noch in den vorsichtigeren Formen der Ironie kund. Indessen gab es auch noch jetzt Häuser in der Stadt, wo die Geselligkeit an bestimmten Abenden ihr Vorrecht zu behaupten und die Klippen der Politik

durch ästhetische Interessen oder harmlosen Zeitvertreib zu umschiffen wußte. Dahin gehörte das Haus des Malers Seidelmann, dessen Gemahlin (eine Venetianerin) als Künstlerin *) und als Hausfrau gleich anziehend war und durch die edlen Formen ihres Verkehrs das Kastenwesen der Dresdener Gesellschaft durchbrochen und ein heiteres Zusammenleben verschiedener Stände erwirkt hatte. Hier trafen denn auch alle politischen Parteien friedfertig zusammen, und es war ein stilles Gesetz, daß Niemand seine Gesinnung aufdringlich geltend zu machen habe. Auch Kleist erschien hier oft, nicht minder Rühle und der leidenschaftlichste aller Patrioten, Pfuel, der in so harmlosem Kreise harmlos seine geselligen Talente spielen ließ, und bald allerlei Künste der natürlichen Magie entfaltete, bald eine ausgezeichnete gymnastische Virtuosität in höchst beschränktem Raume, zu allgemeiner Bewunderung bewies **). Auch das Körner'sche Haus wußte Politiker von allen Farben in schöner Geselligkeit zusammenzuhalten; die ästhetische Welt wehrte sich noch gegen die Alleinherrschaft der politischen Noth und der politischen Leidenschaften.

Mit den Phöbus-Genossen scheint der Dichter nicht eben sehr vertraut gelebt zu haben; nur mit dem biederen, deutsch gesinnten Hartmann hielt er gemüthlich zusammen. Da es ihm ein Bedürfniß war, sich seine Dichtungen von Andern vorlesen zu lassen, so trieb ihn zuletzt eine drollige Logik dahin, in Hartmann das Ideal seines Vorlesers zu entdecken. Ich könnte, sagte er, als er eines Tages bei dem Maler mit einem fertigen Manuscripte eintrat, um es aus dessen Mund zu hören, ich

---

*) Sie gefiel besonders durch die zarte Behandlung ihrer Sepiazeichnungen und Miniaturbilder nach berühmten Meistern; von ihr ist die Zeichnung, die dem Müller'schen Stich der Sixtinischen Madonna zu Grunde liegt. Auch sie war, wie ihr Gemahl, Mitglied der Dresdener Akademie.

**) Laun's Memoiren, II, 204 ff.

könnte das durch unsern Adam Müller weit besser haben, aber eben das Bessere muß ich vermeiden; denn in Müllers Munde verwandelt sich das geringste Metall in reines Gold und die dürftigste, unverantwortlichste Stelle besticht mein Ohr. Sie hingegen, lieber Hartmann, lesen so entsetzlich schlecht, daß, wenn meine Sachen mir dann noch gefallen, sie gewiß gut sein müssen.

Inzwischen zog der unausweichlich gewordene Krieg langsam heran, und Kleist gerieth in neue, durch nichts zu dämpfende Unruhe. Die spanische Erhebung hatte schon längst alle Gemüther erregt; nun kam die zweite furchtbare Belagerung von Saragossa (vom 20. Dezember bis zum 20. Februar) hinzu, um die größten Erinnerungen der Menschheit zu beleben, die gepriesensten Thaten des Alterthums zu verdunkeln. Kleist versuchte, den Helden von Saragossa, Palafox, in einem Liede „heiß wie Glut" zu feiern: „doch was der Ebro sah", so resignirt er, „kann keine Leier singen, und in dem Tempel still häng' ich sie wieder an". Er dichtete sein wildes „Kriegslied der Deutschen", und der Gedanke, der ihn schon früher gepackt, griff in seiner Brust wie eine Krankheit um sich: ob es nicht die höchste Tugend sei, den Unterdrücker, der auf dem Schlachtfeld unüberwindlich schien, durch Mord aus der Welt zu schaffen? Dann erhob endlich Oesterreich — während Preußen noch neuen Athem sammelnd am Boden lag — das Banner der deutschen Ehre und rüstete sich zum letzten Verzweiflungskampf. Mit erschütterndem Jubel, in den sich ein finsterer Glaube an die Unbezwingbarkeit des Gegners mischt, sang Kleist den Kaiser an, der „der Welt ein Retter, dem Mordgeist in die Bahn tritt"; mit schmerzlicher Ungeduld ruft er, als der Krieg im März auszubrechen zögert, dem Erzherzog Karl, dem Generalissimus, zu, „das heilige Vaterland leicht, gleich seinem Leben, zu wagen". Und als nun endlich im April die Kriegserklärung erschien und Oesterreichs Manifeste an die deutsche Nation „Spaniens großes Beispiel" anriefen und jeden deutschen Mann zu den Waffen

forderten, um das Vaterland aus der entehrenden Sklaverei zu reißen, da ergoß sich das ganze Herz des Dichters in die gewaltigste Schlachtenhymne, die je von deutschen Lippen erklungen ist, in den Gesang „Germania an ihre Kinder“:

. . . Wie der Schnee aus Felsenrissen,
Wie auf ew'ger Alpen Höh'n
Unter Frühlings heißen Küssen
Siedend auf die Gletscher gehn:
Katarakten stürzen nieder,
Wald und Fels folgt ihrer Bahn,
Das Gebirg' hallt donnernd wieder,
Fluren sind ein Ozean —

So verlaßt, voran der Kaiser,
Eure Hütten, eure Häuser,
Schäumt, ein uferloses Meer,
Ueber diese Franken her!

Alle Triften, alle Stätten
Färbt mit ihren Knochen weiß;
Welchen Rab' und Fuchs verschmähten,
Gebet ihn den Fischen preis;
Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
Laßt, gestäuft von ihrem Bein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen,
Und ihn dann die Gränze sein!

Eine Lustjagd, wenn die Schützen
Auf der Spur dem Wolfe sitzen!
Schlagt ihn todt! das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht!

Am 8. April war der Krieg proklamirt; Kleist beschloß, der kaiserlichen Gesandtschaft nach Wien zu folgen. Er wünschte vorher Ulriken noch einmal zu sehen, auch von einer kleinen Erbschaft, die er gemacht hatte, einiges Geld im Voraus zu empfangen, und so kam es zu einer Zusammenkunft der Geschwister, unweit von Dresden. Aber als er von dem kurzen Ausflug zurückkehrte, war der Gesandte schon fort; Kleist mußte sich nach einer andern Genossenschaft umsehen. Durch einen

Zufall fand er sich mit Friedrich Dahlmann zusammen. Dahlmann war eben damals, als vierundzwanzigjähriger Jüngling („man wußte, sagt er *], in dieser Napoleonischen Welt nichts mit sich anzufangen"), von seiner Vaterstadt Wismar nach Dresden gegangen, um dort, wie der Unerfahrene sich dachte, Vorträge über griechische Geschichte zu halten; hier zehrte er nun von seinen mäßigen Mitteln in der Stille der Pirnaer Vorstadt, ohne Freunde, nur mit dem Maler Hartmann bald bekannt und vertraut. Eines Abends führte dieser ihn mit Kleist zusammen. Sie waren beide rasch und beide gewillt, Dresden zu verlassen; und so verabredeten sie — Kleist und Dahlmann — noch an demselben Abend, mit einander zu Fuß nach Oesterreich zu wandern und zunächst in Prag die Zukunft abzuwarten. Kleist übernahm es, den Paß zu besorgen, mit dem sie der Geschäftsträger von Oesterreich wie ein Paar Eheleute an einander band; denn der Paß lautete auf beide gemeinsam. So zogen sie aus (am 29. April), und auf der mehrtägigen Wanderung durchdrangen sie einander und sahen sich schnell durch die herzlichste Sympathie verbunden.

Aus Töplitz schrieb Kleist (am 3. Mai) nochmals an Ulriken, um ihr einen letzten Abschiedsgruß zu sagen. „Was ich nun eigentiich in diesem Lande thun werde", schrieb er ihr, „das weiß ich noch nicht; die Zeit wird es mir an die Hand geben, und Du es alsdann, hoffe ich, auch erfahren. Für jetzt gehe ich über Prag nach Wien". Er mußte sie von Neuem um Unterstützung durch Geld ersuchen; es schien ihm möglich, daß er vielleicht in Kurzem wieder nach Dresden zurückkehrte. „Lebet inzwischen wohl", so schloß er, „wir mögen uns wiedersehen oder nicht, Dein Name wird das letzte Wort sein, das über meine Lippen geht, und mein erster Gedanke (wenn es erlaubt ist) von jenseits wieder zu Dir zurückkehren".

*) Dahlmann's treffliche Schilderung dieser Tage ist in Jul. Schmidt's Einleitung zu Kleist's Werken, S. XCIII ff., zu finden.

In Prag nahmen die Freunde zwei Zimmer neben einander in einem Privathause, wenige Häuser von der Moldaubrücke an der kleinen Seite. „Hier wohnte ich mich“, erzählt Dahlmann, „in Kleist's Gedichte ein, von welchen mir bis dahin das Bruchstück des Robert Guiskard besonders nahe getreten war; jetzt that sich die Handschrift der Hermannsschlacht vor mir auf, mit Allem was sie Großes, Mildes, Herz und Nieren Ergreifendes, zu Zeiten auch Empörendes an sich hat. Häufig mußte ich ihm aus seinen Sachen vorlesen, auch wenn Andere dabei waren; denn Kleist selber ging ungern daran, weil er bei seiner bedeckten Stimme und seiner Hast leicht in's Stottern gerieth. Allein einzelne Stellen las er mit einem so unwiderstehlichen Herzensklange der Stimme, daß sie mir noch immer in den Ohren tönen. Als z. B. die Stelle:

Wir litten menschlich seit dem Tage,
Da Varus bei uns eingerückt,
Wir rächten nicht die erste Plage,
Mit Hohn auf uns herabgeschickt;
Wir übten nach der Götter Lehre
Uns durch viel Jahre im Verzeihn;
Doch endlich drückt des Joches Schwere,
Und abgeschüttelt will es sein“.

„Kleist verschmähte auch das Unschöne nicht, sobald es nur seine Wirkung that. Manchmal zwar wollte er nach der leidigen Berliner Art auch imponiren, was seine Gediegenheit am wenigsten nöthig hatte, zerhackte auch wohl seinen Dialog, weil er sich von dem raschen Redewechsel Wirkung versprach. Am wenigsten sagten mir die nachtwandlerischen und mit dem Magnetismus geschwängerten Ingredienzien in einigen seiner mir sonst lieben Dramen zu, und auch aus dem herrlichen Kohlhaas, in dem sich des Dichters Charakter treu abbildet, wünschte ich Einiges verwandter Art hinweg. Hartnäckig und starr, wie Kleist von Grund aus war, gab er mir übrigens niemals Recht in meinem Tadel . . . Ich ließ gewöhnlich nach einigem Gebalge ab, beruhigte mich und hielt zu ihm“.

„Wie die Zeit weiter ging, beschlossen wir nach Wien zu reisen und bedachten nicht, daß der Sieger von Regensburg schneller als wir sein werde. In Znaym trafen wir den preußischen Obristen v. Knesebeck, denselben, der hernach zu den höchsten militärischen Würden stieg. Knesebeck war damals mit geheimen Unterhandlungen seines Hofes betraut, die durch den Erzherzog Karl von Oesterreich gingen, die aber von Anfang her keinen Erfolg versprachen. Die Nicht-Oesterreicher fanden sich damals leicht zusammen und so pflegten wir ziemlich zahlreich zusammen zu frühstücken. Das führte zu einem eigenthümlichen Ereigniß. Eines Tages hatte ich auf einem Spaziergange mit Kleist mir ein Paar Pistolen gekauft; weil noch etwas daran zu repariren war, wurden sie erst Abends bei Lichte überbracht. Sogleich machte sich Kleist darüber her und fing an zu laden. Vergebens rief ich ihm zu: „Lassen Sie das, lieber Kleist, ich bedarf jetzt keiner geladenen Pistolen und wir haben im überfüllten Gasthofe nicht einmal einen Verschluß dafür.“ Aber Kleist war nicht der Mann, der sich so leicht in Güte von etwas abhalten ließ; die geladenen Pistolen blieben die Nacht im Gesellschaftszimmer liegen. Am nächsten Morgen, wie wir gerade beim Frühstücke sind, ergreift ein junger Officier, der dem Obristen v. Knesebeck beigegeben war, das eine Pistol, spannt den Hahn und drückt ab; die Kugel ging mir gerade an der Schläfe vorbei. Der bestürzte Officier wandte sich zu mir: „Gottlob, Sie sind unverletzt“. Da rief Knesebecks Stimme plötzlich dazwischen: „Aber Gotts Donnerwetter, ich habe es gekriegt“. Die Kugel haftete ihm in der Schulter und der gleich herbeigerufene Chirurg vermochte sie nicht herauszubringen. Knesebeck war sonst politisch nicht so recht unser Mann, aber bei diesem Vorgange benahm er sich durchaus in edler Weise. Da zufällig eine Wäscherin sich im Zimmer befand, so war die aufgeregte Behörde leicht überzeugt, daß hier von keinem Duell die Rede gewesen, und wir verurtheilten uns selbst in eine Polizeistrafe.

„Kleist und ich trieben damals eifrig das Kriegsspiel, welches gerade durch den auch in unserm Kreise verkehrenden Hauptmann Pfuel (den der Krieg gleichfalls nach Oesterreich gezogen hatte) sehr verbessert worden war. Wir thaten das zum gewaltigen Aerger Knesebecks, der, als wir uns einmal unartig genug durch seinen Eintritt gar nicht stören ließen, uns nun auseinandersetzte, wie hier gerade Alles fehle, was das Wesen des Kriegs ausmache. Kleist erwiderte auf jede dieser Ausstellungen: „Es ist aber Alles darin, lieber Knesebeck". Als nun die Reihe auch an die Verproviantirung kam und Kleist es an denselben Worten nicht fehlen ließ, rannte Knesebeck mit den Worten: „Na so hole Sie denn der Teufel" grimmig zur Thüre hinaus.

„Kleist verstand etwas vom Kriegswesen, ich nichts; aber seine jähe Hitze machte mich vorsichtig und so zog ich mich ganz leidlich aus der Sache. Wir saßen gerade eines frühen Morgens bei unserm Spiele in Stockerau, als der Gastwirth zu uns mit den Worten eintrat: „Was, meine Herren, Sie sitzen beim Spiele und hören nicht, daß die Schlacht angefangen hat?" Es war die von Aspern (21. Mai). Da warfen wir denn freilich Alles zusammen. Den Tag nach der Schlacht besuchten wir das Schlachtfeld; der Wirth gab Pferde und Wagen her und fuhr uns selbst. Wie leichten Herzens fühlten wir uns inmitten dieses Anblicks der grauenvollen Zerstörung . . . Niemand störte uns in unserer Wanderung über das Schlachtfeld; wir befanden uns gerade der Lobau gegenüber, als ich den unglücklichen Einfall hatte, einen Bauer, der Kugeln sammelte, zu fragen: ob die Franzosen hier wo eine Brücke gehabt hätten, oder ob man den schmalen Arm durchwaten könne? Der ehrliche Mann mochte die Frage so verstehen, als ob ich Lust hätte auf diesem Wege zu den Franzosen, die noch auf der Lobau standen, zu kommen; kurz er hielt es für seine Pflicht, Anzeige von den beiden verdächtigen fremdredenden Fußgängern zu machen, und da sahen wir uns denn ziemlich bald nicht blos um unsere

Pässe befragt, sondern in förmliche Untersuchung genommen. Hunderte von Soldaten strömten herbei, die einander zuriefen, man habe ein paar französische Spione gefangen. Da machte es mich nun wahrhaft ingrimmig, als Kleist von seinen Gedichten hervorzog und namentlich das von Kaiser Franz ein paar Officieren reichte. Diese tapferen ehrlichen Leute betrachteten jedes politische Gedicht als eine unberufene vorwitzige Einmischung, und als sie nun vollends hinter Kleist's Namen kamen, machten sie mit einer unglaublichen Geringschätzung der preußischen Waffenthaten ihm geradezu die Uebergabe von Magdeburg durch seine Verwandten zum Vorwurf. Als wir nun in die Ueberreste von Aspern kamen, wo in der halbzerstörten Apotheke ein Protokoll aufgenommen ward, gestaltete sich die Sache dadurch wirklich verdrießlich für uns, daß Pferde und Wagen, von denen wir gesprochen hatten, sich nirgend vorfanden. Der Besitzer entschuldigte sich später gegen uns mit der Ausrede, man habe sein Gespann zur Fortschaffung der Leichen benutzen wollen; da sei er rasch davon gefahren. Das Ende war: wir wurden in's Hauptquartier des Marschalls Grafen Hiller nach Neustädt gebracht, und obgleich dieser sich gleich zurecht fand und uns mit sehr gütigen Worten empfing, nur daß er unsere Wanderung auf ein frisches Schlachtfeld hin etwas verwegen fand, mußten wir uns doch entschließen, todtmüde wie wir waren, unser nächtliches Unterkommen noch eine gute Strecke weiter im Dorfe Kagerau zu suchen".

Der große Sieg von Aspern und Eßlingen schien nun aber den Freunden, und ganz besonders dem Dichter, neue Aussichten aufzuthun. Wie seine Seele aufjauchzen mußte, fühlen wir mit; wir fühlen es auch in den etwas gespreizten Versen, in denen er jetzt den Sieger, den Erzherzog Karl, den „Ueberwinder des Unüberwindlichen" besang. Nun ging er wieder nach Prag zurück (es bleibt unklar, warum, aber Dahlmann wird ihn noch begleitet haben), und hier eröffnete sich ihm ein ganz neuer, verlockender Wirkungskreis.

Schon in Dresden und auf der Reise hatte er sich mit dem Project einer politischen Zeitschrift getragen, die er auf österreichischem Boden zu gründen dachte, und mit dem gewohnten ungeduldigen Eifer war er, während der Krieg donauabwärts zog, im Voraus Schriftsteller für sein Zukunfts-Wochenblatt geworden. Er begann politische Satyren zu schreiben. Das große Unglück hatte so manche Schmach des deutschen Namens mit heraufgespült: glattzüngige Ueberläufer, vom Sieger verführte Frauen, verrätherische Feldherren, erkaufte Lohnschreiber. Das alles gedachte er in einer Form, die auch den Künstler mitreden ließ, in der Form der Satyre zu brandmarken; und so entstand eine Reihe stachlichter „Briefe", in denen die scharfe Beobachtung des Dichters und der bittere Hohn sich in wechselnde fremde Masken kleiden. Der rheinbündische Offizier schreibt an seinen Freund, um sein elendes Treiben mit hochherzigen Phrasen zu bemänteln; das junge märkische Landfräulein an ihren Onkel, um ihm in durchsichtiger Verhüllung ihren Fall durch die Verführungskünste eines französischen Abenteurers zu beichten; der Bürgermeister in einer Festung an einen Unterbeamten, um den selbstsüchtigen Verrath der Behörden in bombastischen Kanzleistyl einzuwickeln; der „politische Pescherü" an einen „Vetter Pescherü", um an dem Beispiel eines schmachvollen Zeitungsartikels (im Nürnberger Correspondenten) zu zeigen, daß ein stumpfsinniger Feuerländer, auf der niedrigsten Stufe der Menschheit, nicht so elend und verächtlich empfinden kann, wie die entarteten Söhne der großen deutschen Nation. Dann ließ der Dichter seine Satyre in das Lager des Feindes gehen; und gewiß war es ein glücklicher Gedanke, aus den verborgenen Künsten der französischen Journalistik ein Lehrbuch zu machen. Wie man mathematische Sätze beweist, so giebt sich der Dichter hier die Miene, die gemeinste napoleonische Sophistik als ein System, in Lehrsätzen, Aufgaben, Auflösungen und Corollarien zu entfalten *).

*) Alle diese Aufsätze hat zum ersten Mal, aus Tieck's Nachlaß,

An diese Satyre aber schloß sich ihm ein ernsthaftes, ihn ganz bezeichnendes Unternehmen an: ein Katechismus, worin allem Volk die Religion der nationalen Ehre, der Befreiung und Rache sollte gepredigt werden. „Katechismus der Deutschen“ nannte er diesen seltsamen Versuch, „abgefaßt nach dem Spanischen (d. h. nach dem Muster der spanischen Erhebung), zum Gebrauch für Kinder und Alte“. Hier handelt er, in sechzehn Kapiteln, „von Deutschland überhaupt“, „von der Liebe zum Vaterlande“, „von der Zertrümmerung des Vaterlandes“, „vom Erzfeind“, „von der Erziehung der Deutschen“, „vom Hochverrathe“ u. s. w.; von allen den Sätzen des patriotischen Idealismus, die er in der Hermannsschlacht seinen Helden hatte praktisch bewähren lassen. Mit seiner keuschen, verhaltenen Beredsamkeit, die den Gleichfühlenden doppelt ergreift, sucht er zu lehren, daß man das Vaterland nicht um seiner Segnungen, seines Ruhmes, seiner Künste willen, sondern weil es das Vaterland sei, zu lieben habe; daß es nur Einen Feind für die Deutschen gebe, daß man aber diesem Einen unersättlichen und ewigen Haß schuldig sei, daß er, der Unterdrücker, zu hassen sei „als der Anfang alles Bösen und das Ende alles Guten; als ein Sünder, den anzuklagen die Sprache der Menschen nicht hinreicht, und den Engeln einst am jüngsten Tage der Odem vergehen wird“, „als ein der Hölle entstiegener Vatermörder, der herumschleicht in dem Tempel der Natur, und an allen Säulen rüttelt, auf welchen er gebaut ist“. Daß seine großen Eigenschaften, so viele ihrer sein mögen, nie und nimmer von den Unterdrückten, den Sklaven, dürfen bewundert werden: „denn das wäre so feig, als ob ich die Geschicklichkeit, die einem Menschen im Ringen beiwohnt, in dem Augenblick bewundern wollte, da er mich in den Koth wirft und mein Antlitz mit Füßen tritt“. Daß die Deutschen selbst, so hoch und er-

---

Rudolf Köpke mitgetheilt: in „Heinrich von Kleist's politische Schriften und andere Nachträge zu seinen Werken“ (Berlin, 1862).

haben sie sich hielten, ihren tiefen Fall herausgefordert und die strafende Hand der Vorsehung gereizt hätten: weil ihr Verstand „durch einige scharfsinnige Lehrer einen Ueberwitz bekommen" hätte, „weil „sie reflectirten, wo sie empfinden oder handeln sollten, und nichts mehr auf die alte geheimnißvolle Kraft der Herzen gaben"; weil sie „mit unmäßiger und unedler Liebe an Geld und Gut hingen, Handel und Wandel damit trieben, daß ihnen der Schweiß ordentlich des Mitleidens würdig von der Stirn triefte, und meinten, ein ruhiges, gemächliches und sorgenfreies Leben sei Alles, was sich in der Welt erringen ließe". Nun aber gab es wieder ein Deutschland, „seit Franz der Zweite, der alte Kaiser der Deutschen, wieder aufgestanden ist, um es herzustellen, und der tapfere Feldherr, den er bestellte, das Volk aufgerufen hat, sich an die Heere, die er anführt, zur Befreiung des Landes anzuschließen". Nun galt es, „unmittelbar auf das Gebot des Kaisers zu den Waffen zu greifen, den Anderen, wie die hochherzigen Tiroler, ein Beispiel zu geben, und die Franzosen, wo sie angetroffen werden mögen, zu erschlagen"; Alles, was sich entbehren läßt, „Alles bis auf Wasser und Brod, das uns ernährt, und ein Gewand, das uns deckt", zur Bestreitung der Kosten dieses Krieges herzugeben; und, wenn man bisher den verrätherischen Fahnen des Rheinbundes gefolgt, nun schamroth die Waffen wegzuwerfen und zu den Fahnen der Oesterreicher überzugehen. Und in diesem Sinne schließt denn auch der Katechismus, des edlen Dichters und des Dranges der Zeiten würdig *):

„Frage. Aber sage mir, mein Sohn, wenn es dem hochherzigen Kaiser von Oesterreich, der für die Freiheit Deutschlands die Waffen ergriff, nicht gelänge, das Vaterland zu befreien: würde er nicht den Fluch der Welt auf sich laden, den Kampf überhaupt unternommen zu haben?

---

*) Der Katechismus ist leider nicht ganz erhalten; vgl. Köpke a. a. O., S. 9.

Antw. Nein, mein Vater.

Fr. Warum nicht?

Antw. Weil Gott der oberste Herr der Heerschaaren ist, und nicht der Kaiser, und es weder in seiner noch in seines Bruders, des Erzherzog Carl's, Macht steht, die Schlachten, so wie sie es wohl wünschen mögen, zu gewinnen.

Fr. Gleichwohl ist, wenn der Zweck des Kriegs nicht erreicht wird, das Blut vieler tausend Menschen nutzlos geflossen, die Städte verwüstet und das Land verheert worden.

Antw. Wenngleich, mein Vater!

Fr. Was? Wenngleich! — Also auch, wenn Alles unterginge, und kein Mensch, Weiber und Kinder mit eingerechnet, am Leben bliebe, würdest Du den Kampf noch billigen?

Antw. Allerdings, mein Vater.

Fr. Warum?

Antw. Weil es Gott lieb ist, wenn Menschen ihrer Freiheit wegen sterben.

Fr. Was aber ist ihm ein Greuel?

Antw. Wenn Sclaven leben!" —

Nun schien mit dem Sieg von Aspern der drohende Untergang noch einmal, und vielleicht auf immer, abgewandt zu sein. Der Zauber der Unbesiegbarkeit war von Napoleon gewichen; er selbst tief im feindlichen Lande, fast geschieden von Frankreich, das treue Tirol noch im vollen Aufstande, Norddeutschland (wo freilich die ersten verwegenen Versuche mißlungen waren) jeder neuen Bewegung offen, England thätig, Preußen zum Ausbruch geneigt, selbst der Rheinbund, wie es schien, nicht sicher. Ließ doch nach der Schlacht von Aspern eine würdige Schaar sächsischer Kriegsmänner dem Herzog von Weimar eröffnen, daß in gewissen Fällen die sächsischen Truppen den verhaßten Bund mit den Franzosen zerreißen und den Herzog an ihre Spitze rufen würden*). Nun schien es wirklich an der

*) Vgl. Varnhagen's Denkwürdigkeiten, II, 314.

Zeit, auch mit der Feder die Schlachten der Nation schlagen zu helfen. Durch den Baron Buol *) sah sich Kleist in Prag bald in die einflußreichsten Kreise eingeführt, und hier fand er für seine Pläne den empfänglichsten Boden. Im Hause des Stadthauptmanns von Prag, des Grafen Kolowrat (der später neben Metternich Minister war), ward ihm Gelegenheit, seine patriotischen Aufsätze vorzulesen; sie machten Eindruck, man faßte die Idee, das politische Wochenblatt, um das es sich handelte, zu Stande zu bringen, lebhaft auf, Andere übernahmen es für Kleist, den Verleger zu schaffen, und es fehlte nichts als die Bewilligung der Regierung, an den unter diesen Umständen nicht zu zweifeln schien.

Kleist war so glücklich wie je; er fing nun an, für das Bedürfniß des Tages zu schreiben, als wenn die Wochenschrift schon da wäre. „Germania“ sollte sie heißen, und in einer Einleitung beeilte er sich den Deutschen zu sagen, wie bedeutsam und stolz ihr Zweck sei. „Diese Zeitschrift“, so beginnt die Einleitung, „soll der erste Athemzug der deutschen Freiheit sein. Sie soll Alles aussprechen, was während der drei letzten, unter dem Druck der Franzosen verseufzten Jahre in den Brüsten wackerer Deutschen hat verschwiegen bleiben müssen: alle Besorgniß, alle Hoffnung, alles Elend und alles Glück“. „..Jetzt hat der Kaiser von Oesterreich den Kampf für das Heil des unterdrückten und bisher noch wenig dankbaren Deutschlands unternommen. Der kaiserliche Bruder, den er zum Herrn des Heeres bestellte, hat die göttliche Kraft, das Werk an sein Ziel hinauszuführen, auf eine erhabene und rührende Art dargethan. Das Mißgeschick, das ihn traf, trug er mit der Unbeugsamkeit der Helden, und ward in dem entscheidenden Augenblick, da es

*) In dem Brief an Ulrike, der (S. 152) über diese Dinge berichtet, ist der Name nur durch ein B. bezeichnet; aber daß es sich um Kleist's alten Gönner Buol, den österreichischen Gesandten in Dresden, handelt, ist unzweifelhaft: vgl. in den voraufgehenden Briefen an Ulrike S. 148 unten und S. 150 oben.

zu siegen oder zu sterben galt, der Bezwinger des Unbezwungenen, — ward es mit einer Bescheidenheit, die dem Zeitalter, in welchem wir leben, fremd ist. Jetzt oder niemals ist es Zeit den Deutschen zu sagen, was sie ihrerseits zu thun haben, um der erhabenen Vormundschaft, die sich über sie eingesetzt hat, allererst würdig zu werden; und dieses Geschäft ist es, das wir, von der Lust am Guten mitzuwirken bewegt, in den Blättern der Germania haben übernehmen wollen. Hoch, auf den Gipfel der Felsen soll sie sich stellen und den Schlachtgesang herabdonnern ins Thal! Dich, o Vaterland, will sie singen und deine Heiligkeit und Herrlichkeit, und welch ein Verderben seine Wogen auf dich heranwälzt!“

Man sieht, der Preuße Kleist hatte sich ganz an Oesterreich hingegeben; aber nicht um österreichischer Interessen willen, sondern für die deutsche Sache, vor der es kein Preußen und kein Oesterreich gab. Einer muß Führer, Einer muß Retter sein, und dieser Eine ist Oesterreich, da alle Andern daniederliegen: und so folgt der Dichter ohne jede Rücksicht des Particularismus der österreichischen Fahne. Könnte seine Gesinnung noch zweifelhaft sein, so würde sie in ihrer ganzen beschwingten Idealität sich in dem letzten dieser Aufsätze offenbaren, den die Frage einführt: „Was gilt es in diesem Kriege?“ Gilt es, fragt er, den Ruhm eines jungen Fürsten, oder die Genugthuung für die Empfindlichkeit einer Favorite, oder einen Feldzug, der gleich jenem spanischen Erbfolgestreit wie ein Schachspiel geführt wird, oder einen lustigen Sommerkrieg nach alter Art, — oder irgend etwas, das nach dem Werth des Geldes auszumessen ist, heut besessen, morgen aufgegeben, und übermorgen wieder erworben werden kann? Nein: „eine Gemeinschaft gilt es, deren Wurzeln tausendästig, einer Eiche gleich, in den Boden der Zeit eingreifen; deren Wipfel, Tugend und Sittlichkeit überschattend, an den silbernen Saum der Wolken rührt, deren Dasein durch das Drittheil eines Erdalters geheiligt worden ist; eine Gemeinschaft, die, unbekannt mit dem Geist der Herrschsucht und

der Eroberung, des Daseins und der Duldung so würdig ist, wie irgend eine; die ihren Ruhm nicht einmal denken kann, sie müßte denn den Ruhm zugleich und das Heil aller Uebrigen denken, die den Erdkreis bewohnen; deren ausgelassenster und ungeheuerster Gedanke noch, von Dichtern und Weisen auf Flügeln der Einbildung erschwungen, Unterwerfung unter eine Weltregierung ist, die in freier Wahl von der Gesammtheit aller Brüder-Nationen gesetzt wäre. . . Eine Gemeinschaft, die dem Menschengeschlecht nichts in dem Wechsel der Dienstleistungen schuldig geblieben ist, die den Völkern, ihren Brüdern und Nachbarn, für jede Kunst des Friedens, welche sie von ihnen erhielt, eine andere zurückgab; eine Gemeinschaft, die an dem Obelisken der Zeiten stets unter den Wackersten und Rüstigsten thätig gewesen ist; ja, die den Grundstein desselben gelegt hat, und vielleicht den Schlußblock darauf zu setzen bestimmt war. . . Eine Gemeinschaft mithin gilt es, die dem ganzen Menschengeschlecht angehört; die die Wilden der Südsee noch, wenn sie sie kennten, zu beschützen herbeiströmen würden; eine Gemeinschaft, deren Dasein keine deutsche Brust überleben, und die nur mit Blut, vor dem die Sonne verdunkelt, zu Grabe gebracht werden soll!"

Jedermann hört hier den deutschen Ideologen, den Bürger des ästhetischen Staates reden, der, da man ihm seine heiligsten Besitzthümer zu zerschmettern droht, ergrimmt zu den Waffen greift. Auch wird man sich freilich nicht leicht darüber täuschen, daß weder diese Sprache noch diese Ideen zu einem starken Druck auf das Gefühl der M a s s e n berufen waren; daß, so stürmisch sie einherbrausen und so rein und voll sie auf die Gesammtheit zielen, doch ihre ganze Art für einen engeren Kreis, gleichsam für einen Staat im Staat gehört. Wenn der Dichter wirklich zum patriotischen Schriftsteller geworden wäre, so würde er wahrscheinlich nie die Wirkung eines Jahn oder eines Arndt gehabt haben. Er war eine zu subjective, vornehme, und mit sich selbst ringende Gestalt; ein Geist, der auch in der Leidenschaft des Augenblicks noch kosmopolitische Zukunftsträume träumt,

und ein Herz, das in diesem großen Kampf nichts von den Dingen dieser Welt, nur das heilige Recht des Selbstbewußtseins, das Gefühl, frei und ungehemmt zu schlagen, behaupten will. Aber er hätte doch in seiner Weise manche schlummernde Kraft entfesseln, manches edle Gemüth aus den Höhlen der alten Romantik aufstören, vielleicht den romantischen Geist der Dichtung überhaupt durch dieses vaterländische Bestreben reformiren können. Er hätte vielleicht aus sich selber noch einen stolzen und glücklichen Mitbürger der wirklichen Welt gemacht.

Aber alle diese Möglichkeiten zerschnitt das eherne Verhängniß. Die Schlacht bei Wagram, die am 5. und 6. Juli den ganzen Krieg zu Gunsten Napoleons entschied, machte der Wochenschrift und Allem, was für den Dichter daran hing, ein Ende.

„Noch niemals, meine theuerste Ulrike", so schreibt der gebrochene Mann am 17. Juli (nachdem der Waffenstillstand bei Znaym abgeschlossen war), „noch niemals bin ich so erschüttert gewesen, wie jetzt. Nicht sowohl über die Zeit — denn das, was eingetreten ist, ließ sich, auf gewisse Weise, vorhersehen; als darüber, daß ich bestimmt war, es zu überleben". „ . . . So lange ich lebe, vereinigte sich noch nicht so viel, um mich eine frohe Zukunft hoffen zu lassen, und nun vernichten die letzten Vorfälle nicht nur diese Unternehmung, — sie vernichten meine ganze Thätigkeit überhaupt.

„Ich bin gänzlich außer Stand, zu sagen, wie ich mich jetzt fassen werde. Ich habe Gleißenberg (dem Vetter) geschrieben, ein paar ältere Manuscripte zu verkaufen; doch das eine wird, wegen seiner Beziehung auf die Zeit, schwerlich einen Verleger, und das andere, weil es keine solche Beziehung hat, wenig Interesse finden *). Kurz, meine theuerste Ulrike, das ganze Geschäft des Dichtens ist mir gelegt; denn ich bin, wie ich mich

*) Offenbar „die Hermannsschlacht" und „das Käthchen von Heilbronn".

auch stelle, in der Alternative, die ich dir so eben angegeben habe. . . Was ich ergreifen werde, wie gesagt, weiß ich nicht; denn wenn es auch ein Handwerk wäre, so würde, bei dem, was nun die Welt erfahren wird, nichts herauskommen". „Aber Hoffnung", setzt er seufzend hinzu, „muß bei den Lebenden sein."

Er war nun auch durch neue Schulden in verzweifelte Noth gerathen; und abermals mußte er von Ulriken Hülfe erbitten, um sich wenigstens aus den Fesseln, die ihn in Prag hielten, zu befreien. Aber eine heftige Krankheit warf ihn nieder, seine längst über das Maß gespannten Kräfte hielten diese Erschütterung nicht mehr aus*). Dahlmann hatte ihn bereits verlassen**), Pfuel desgleichen (weder den Einen noch den Andern sollte er wiedersehen), und so lag er in dem verödeten Prag gebeugt und gebrochen da. In diesen dunkelsten Tagen faßte er den verzweifelten, schon früher genährten Entschluß, Napoleon zu ermorden.

Eines Tages erhält der Maler Hartmann in Dresden einen Brief von Kleist, worin ihn dieser ersucht, ihm eine Quantität Arsenik zu besorgen und zuzusenden, da er an seinem Aufenthaltsort keinen Arzt kenne, der ihm zu dergleichen behülflich sein würde, die Apotheker aber, oder andere den Artikel führende

*) Von der Erkrankung gibt Tieck uns Kunde; er berichtet kurz: „Kleist kehrte nach Prag (nach der Schlacht bei Aspern) zurück und überstand wieder eine schwere Krankheit, die ihn lange in dieser Stadt festhielt". Wir haben keinen Grund, an dieser Notiz zu zweifeln, um so weniger, da Kleist nun vier volle Monate lang, bis zum Ende des November, ganz verschwindet, und auch sein Mordproject auf eine tiefe Zerrüttung des ganzen Menschen hindeutet.

**) „Nachdem der Krieg verloren war", schreibt Dahlmann kurz, „trennten die Freunde sich mit schwerem Herzen". Dahlmann hat später noch, als er in Kiel festen Boden gewann, Kleist zu stützen versucht; er schrieb ihm und machte ihm den Vorschlag, zu ihm zu kommen und „in einer bescheidenen Gemeinschaft der Güter, ungefähr, wie sie es in Oesterreich gehalten hatten", mit ihm zu leben. Aber Kleist erhielt den Brief nicht, und so war auch dieser Freundesversuch an ihm verloren.

Gewerbtreibende, ihm ohne besondere Ausweisung über den Gebrauch nichts dürften verabfolgen lassen. Hartmann geräth in die heftigste Bestürzung. Er hatte schon früher aus Kleist's Reden ersehen müssen, daß dieser sich mit dem Gedanken, den rächenden Brutusarm gegen den neuen Cäsar zu erheben, mit unheimlichem Eifer trug; er hatte gefürchtet, als der Freund Dresden verließ, daß ihm eine solche That im Sinne liege; nun, da er den Brief gelesen, ist er fest überzeugt, daß es sich um nichts Anderes handelt, daß das Gift dazu dienen soll, nach vollbrachter That im Nothfall dem Mörder davonzuhelfen. Entschlossen, auf das Gesuch des Verblendeten keinenfalls einzugehen, sucht er ihn zur Besinnung zurückzubringen. Er legt ihm in einem langen Briefe dar, daß allen seinen Eigenschaften nach Kleist sich durchaus nicht dazu eigne, die blutige Rolle glücklich durchzuführen; und fügt hinzu, daß er, was den Arsenik-Ankauf betreffe, in demselben Falle sei wie Kleist, und Niemanden wisse, durch den er ihn bewirken lassen könnte.

Hierauf aber erhält er mit Staffette einen zweiten Brief. Die Bedenken wegen des Erfolgs sind mit Geschicklichkeit abgeworfen, und zugleich wird gemeldet, daß ein gemeinschaftlicher guter Bekannter, ein Gutsbesitzer, den Arsenik in einer zum Gute gehörigen Apotheke besorgen und an Hartmann übersenden werde. Von ihm erwartet dann Kleist das Gift ohne Säumen zu empfangen. Und in der That trifft der Arsenik ein; Hartmann aber bleibt natürlich dem ersten Beschluß getreu und übergibt die Sendung einer Dresdener Apotheke *).

Von dem Vorhaben des Unglücklichen verlautete darauf nichts mehr; er scheint es, als ihm die Gesundheit wiederkam, vielleicht auch im Angesicht des elend mißlungenen Stapsischen Mordversuchs aufgegeben zu haben. Am 13. October kam Friedrich Staps (oder Stapß) nach Schönbrunn, wo Napoleon

*) So erzählt Laun (Memoiren, II, 163 ff.), nach Hartmann's eigener Mittheilung.

Heerschau hielt, und ward verhaftet, als er sich mit allzu verdächtigem Wesen an den Kaiser gedrängt hatte, den er mit einem großen Küchenmesser ermorden wollte; am 17. October erschoß man ihn. Als Kleist von diesen Dingen Kunde bekam, mag ihn doch ein schauderndes Gefühl erfaßt haben. Er hatte an der Befreiung Deutschlands mit gerechten Mitteln verzweifeln gelernt und gedachte nun der Vorsehung mit einer Pistole oder einem Dolch in den Arm zu fallen; und an diese elende Logik hatte er den ganzen Adel seiner Brust, Leben und Seligkeit wegwerfen wollen. Sein guter Genius half ihm noch einmal, als er sich aus der Verirrung aufraffte, um dem Schicksal seinen Weg zu lassen und für sich selber neue Hoffnungen aufzusuchen.

Achtzehntes Kapitel.

Der Prinz von Homburg. (November 1809 bis Frühjahr 1810.)

Nach dem Wiener Friedensschluß vom 14. October 1809, der über das Schicksal Oesterreichs und Deutschlands entschied, war Kleist vollends von seinen Prager Verhältnissen abgelöst, und leiblich genesen kehrte er in die alte Heimath zurück. In Frankfurt an der Oder finden wir ihn im November wieder; zwei Jahre früher war er fortgegangen, um in Dresden den Lebensbalsam für alle Wunden zu finden: nun kam er dreifach enttäuscht und mit einem Herzen voll Narben heim. Er hatte Ulriken anzutreffen geglaubt, aber er fand sie verreist; dagegen sah er — zum letzten Mal — die „goldene Schwester" wieder. Er erschien ihr schwer gebeugt, durch das Unglück des Vaterlandes und durch das ruhmlose Schicksal seiner Dichtungen gleich tief verbittert. Eines Tages sagte er ihr eine Strophe aus einem Gedichte her, die ihr sehr gefiel, und sie fragte ihn,

von wem das sei; darüber schlug er sich mit beiden Händen vor die Stirn und sagte in tiefstem Schmerz: „Auch Sie kennen es nicht? O mein Gott, warum mache ich denn Gedichte?" Ein andermal ließ er sich in ihrer Gegenwart sehr heftig über den Selbstmord aus; solch ein Mensch, rief er, komme ihm gerade so vor, wie ein trotziges Kind, dem der Vater nicht geben wolle, was er verlange, und das dann hinauslaufe und die Thür hinter sich zuwerfe. Es war doch wohl die Richtung seiner Gedanken, die sich in solchen Aeußerungen verrieth; und wie viel Kämpfe mochten hinter der Stunde liegen, in der es ihn trieb, die alte Sehnsucht so feindlich zu verdammen.

Indessen noch hatte er herrliche Kräfte zu verbrauchen; und es ist denkwürdig zu sehen, wie er sie gerade jetzt zu dem genialsten Aufschwung seines Lebens sammelt. In Frankfurt hatten ihn die Seinigen zu bewegen gesucht, daß er sich wieder um eine Anstellung bemühe; dem widersetzte er sich freilich mit allen Kräften, und einen Augenblick dachte er daran, nach dem Oesterreichischen zurückzugehn *): zuletzt aber wählte er das bessere Theil und blieb in der Heimath, in Berlin, das eben wieder aufzunathmen begann. Schon im December des vorigen Jahres hatten die letzten französischen Truppen die Stadt verlassen und waren die Preußen unter dem Jubel des Volkes eingezogen; nun kamen — am 23. December 1809 — auch der König und die Königin in ihre Hauptstadt zurück, und die ganze Reise von Königsberg her schien einem Triumphzug gleich. Dem Dichter erwachte wieder sein preußisches Herz, und er enthielt sich nicht, zur Feier des Einzugs die stummen Saiten zu rühren; für diesen wehmüthig versöhnenden Augenblick fand er den mächtigsten Ton:

. . . Blick auf, o Herr! Du kehrst als Sieger wieder,
Wie hoch auch jener Cäsar triumphirt:
Ihm ist die Schaar der Götter zugefallen,
Jedoch den Menschen hast Du wohlgefallen.

*) Briefe an Ulrike S. 154.

Laß denn zerknickt die Saat von Waffenstürmen,
Die Hütten laß ein Raub der Flammen sein!
Du hast die Brust geboten, sie zu schirmen:
Dem Lethe wollen wir die Asche weihn.
Und müßt' auch selbst noch auf der Hauptstadt Thürmen
Der Kampf sich für das heil'ge Recht ernen'n:
Sie sind gebaut, o Herr, wie hell sie blinken,
Für beßre Güter in den Staub zu sinken.

Inzwischen hatte er (ohne Zweifel) schon begonnen, an dem neuen vaterländischen Werk, das ihn endlich in den Hafen führen sollte, zu dichten. Er arbeitete still und geheimnißvoll, mit dem alten unverdrossenen Eifer, fort; am 19. März schon konnte er die Schwester mit der Nachricht, daß das Gedicht vollendet sei, und mit den frohesten Aussichten überraschen.

Er fing damit an, ihr wiederum die alte Bitte an's Herz zu legen: daß sie einwilligen möge, in seiner Nähe zu leben. „Könntest Du Dich nicht entschließen", fragt er, „auf ein oder ein paar Monate, nach Berlin zu kommen und mir, als ein reines Geschenk, Deine Gegenwart zu gönnen? Du müßtest es nicht begreifen als ein Zusammenziehen mit mir (ein Gedanke, den sie offenbar für immer abgelehnt hatte), sondern als einen freien, unabhängigen Aufenthalt, zu Deinem Vergnügen; Gleißenberg bietet Dir dazu seine Wohnung an. Du würdest täglich in Altenstein's Hause sein können, dem die Schwester die Wirthschaft führt, und der seine Mutter bei sich hat; würdige und angenehme Damen, in deren Gesellschaft Du Dich sehr wohl befinden würdest. Sie sehen mich nicht, ohne mich zu fragen: was macht Ihre Schwester? Und warum kömmt sie nicht her? Meine Antwort an den Minister ist: es ist mir nicht so gut gegangen, als Ihnen; und ich kann sie nicht, wie Sie, in meinem Hause bei mir sehen. Auch in andere Häuser, als z. B. beim geh. Staatsrath Stägemann, würde ich Dich einführen können. Ich habe der Königin, an ihrem Geburtstag, ein Gedicht überreicht, das sie, vor den Augen des ganzen

Hofes, zu Thränen gerührt hat *); ich kann ihrer Gnade und ihres guten Willens, etwas für mich zu thun, gewiß sein".

„Jetzt", fährt er fort, „wird ein Stück von mir, das aus der brandenburgischen Geschichte genommen ist, auf dem Privattheater des Prinzen Radziwil gegeben, und soll nachher auf die Nationalbühne kommen, und, wenn es gedruckt ist, der Königin übergeben werden. Was sich aus allem diesen machen läßt, weiß ich noch nicht: ich glaube, es ist eine Hofcharge; das aber weiß ich, daß Du mir von großem Nutzen sein könntest. Denn wie manches könntest Du, bei den Altenstein'schen Damen, zur Sprache bringen, was mir, dem Minister zu sagen, schwer, ja unmöglich fällt . . . Wie glücklich wäre ich, wenn Du einen solchen Entschluß fassen könntest! Wie glücklich, wenn ich Deine Hand küssen und Dir über tausend Dinge Rechenschaft geben könnte, über die ich jetzt Dich bitten muß, zu schweigen".

Das Stück, von dem er hier spricht, das ihn am Hof und auf der Bühne zu Ehren bringen sollte, war der „Prinz Friedrich von Homburg"; das letzte und reifste seiner Dramen. Seine Familie hatte ihm durch Empfehlungen die Hoffnung zu erregen gewußt, mit der Dichtung eines vaterländischen Schauspiels eine öffentliche Unterstützung zu verdienen; und diesen rettenden Gedanken hatte er mit Begeisterung ergriffen. Aus seinen alten persönlichen Bedrängnissen und aus der liebevollen Versenkung in die große brandenburgische Vorzeit floß ihm sein Drama in geheimnißvollem Prozeß zusammen. Friedrich der Große erzählt, daß der große Kurfürst nach der Schlacht bei Fehrbellin geäußert habe, man könne nach der Strenge der Gesetze den Prinzen von Homburg vor ein Kriegsgericht stellen; doch sei es ferne von ihm, diese Strenge gegen einen Mann, der so tapfer zum Siege mitgewirkt, in Anwendung zu bringen. Diese Notiz spann der Dichter sich aus:

*) Es ist das schöne Sonett, das in Kleist's Werken, III, 370, abgedruckt ist.

wie, wenn der Kurfürst nun wirklich das Kriegsgericht hätte sprechen lassen? wenn sich so die Majestät des Gesetzes dem eigenwilligen Ehrgeiz, das Recht der Wirklichkeit den erträumten Idealen bis zu bluliger Entscheidung gegenübergestellt hätte? Er verwandelte sich den geschichtlichen Prinzen von Homburg in einen Heldenjüngling nach seinem ästhetischen Ideal; so, wie er ihn in der Phantasie schon früher herumgetragen hatte. In jenem Prager Aufsatz „Was gilt es in diesem Kriege“ findet sich auch die Frage, ob es „den Ruhm eines jungen und unternehmenden Fürsten gelte, der in dem Duft einer lieblichen Sommernacht von Lorbeeren geträumt hat?“ Dies Phantasiegebilde trug nun Kleist in die Luft des brandenburgischen Kriegerstaats hinein. Der Prinz von Homburg träumt nachtwandelnd die kühnsten Träume des Ehrgeizes, und die Wirklichkeit verflicht sich ihm auf neckische Art in seine Träume. Er erwacht, von Seligkeiten berauscht, und entdeckt nun diesen räthselhaften Zusammenhang, der ihn in die wundersamste Bestürzung wirft, ihn Schlachtplan und Ordre überhören läßt und ihn bis in die Donner der Schlacht verfolgt, indem er ihm die ganze Welt in einen magischen Schimmer kleidet. In dieser Stimmung kommt ihm die Kunde, daß der Feind bereits zu weichen beginnt, und aller Ordre spottend, nur von seiner Siegesgewißheit voll, reißt er seine Reiter vor der Zeit in den Kampf hinein. Der Sieg ist bei den Brandenburgern, der Prinz selber hat sein Bestes gethan; aber der Kurfürst, so heißt es, ist gefallen. Mitten in dem Schmerz über den unersetzlichen Verlust drängt sich dem Träumer das Gefühl seiner hohen Bestimmung um so berauschender auf; er wird nun des Oheims großes Werk vollenden, die Fürstin trösten, Land und Heer erretten, und die verwaiste Prinzessin Natalie, deren Herz er gewonnen, schließt er tröstend und beseligt an seine Brust. Indessen die Todesnachricht war falsch, der Kurfürst lebt; und sein Erstes nach dem feierlichen Dankgebet für den großen Sieg ist, den ungehorsamen Führer der Reiter, dessen Uebermuth

dem Sieg die letzte Vollendung geraubt hat, vor ein Kriegsgericht auf Leben und Tod zu stellen. Das ist zu viel für den stolzen Träumer; er versteht den Fürsten und die Welt nicht mehr; ihn, den Helden, des Todes würdig zu finden! Es ist ihm unmöglich, das alles für mehr als einen wunderlichen Schein zu nehmen; noch immer vom Traum befangen, erwartet er jeden Augenblick das Wort der Befreiung zu hören; bis er zuletzt an dem fürchterlichen Ernst der Lage nicht mehr zweifeln kann. Nun bricht der Unglückliche, jedes Halts beraubt, auf die elendeste Art zusammen. Wüthende Todesfurcht fällt ihn an, die Wirklichkeit fährt ihm wie mit Messern über die Augen, alle Phantasien sind verstäubt, Ehre, Würde, Glück, Alles zu Schatten geworden, er will nun nichts mehr als das Leben retten. Der Kurfürst, sobald er dies erfährt, fühlt sich selber erschüttert. Er hat den träumerischen Uebermuth des Jünglings gesehen, seine Verderblichkeit erfahren, in gerechtem Unmuth hat er sich zu dem Aeußersten entschlossen; nun erkennt er, daß das Urtheil des Gerichts sich schon in der Brust des Schuldigen vollzogen hat, daß es der blutigen That nicht mehr bedarf, daß sie jetzt nichts mehr sein würde als eine barbarische Execution. Aus der tiefen Zerknirschung wird der Prinz, der Held, sich aufraffen, sobald nur die rechte Stimme an sein Ohr schlägt; und das ist alles, was dem Herrscher und Meister noch zu thun bleibt. Er schreibt dem Prinzen und legt die Entscheidung über Recht oder Unrecht des blutigen Urtheilsspruchs in seine eigene Hand; worauf denn erfolgt, was er voraussah: der Geist des Prinzen richtet sich männlich auf, er unterscheidet Wirklichkeit und Traum und beugt sich, indem er dem Leben entsagt, unter das heilige Gesetz des Staates. Und damit müßte nun das Drama zu Ende sein; wenn nicht noch zwischen Fürst und Unterthan das Volk, das Heer seine lebendige Rolle mitzuspielen hätte. Um die Gnade des Fürsten, von dessen Sinnesänderung noch niemand weiß, für den geliebten Feldherrn zu erwirken, setzen sich im Lager alle Künste, List, Trotz, Bitte und Bered-

samkeit in Bewegung; der Kurfürst aber, der seinem freien Willen nichts will abtrotzen lassen, weiß sich der rebellischen Künste seiner getreuen Krieger mit gutem Humor zu erwehren, und zuletzt hält er ihnen seine stärkste Waffe, die freie Unterwerfung des Schuldigen selbst, entgegen. Sie fühlen sich besiegt, und nun kann sich die Gnade frei über dem Gesetz entfalten: der Prinz wird jubelnd erlöst, der Lorbeer krönt ihn, den er sich vor der Zeit so übermüthig erträumt, nun aber in Wahrheit verdient hat, Natalie ist sein, und als dem Sieger von Fehrbellin ruft man ihm Heil und Segen.

Leicht ersieht man, daß dieser vortrefflichen Conception der Dichter wiederum von seinem eigenen Herzblut beigemischt hat; ja es ist nicht zu kühn, dieses ächt vaterländische Schauspiel eine Allegorie im edelsten Styl zu nennen. Denn in dem Charakterbild des Prinzen von Homburg hat Kleist offenbar sein eigenes Schicksal abgebildet: seine überspannten Jugendträume, seinen Fall, sein dunkles Ringen mit dem Tode, seine Entsagung, und die Erhebung und Versöhnung, zu der er sich nun in diesem Gedicht emporrang. Was er vor Jahren in der Penthesilea versucht, das wollte er nun mit reinerer Fassung, mit Heiterkeit vollenden. Dort hatte er sein Schicksal tragisch gefaßt, die fürchterliche Erschütterung seines Sturzes noch wie die Nachwirkung eines Erdbebens krankhaft empfunden, und fast eifriger zu verklären als abzuschütteln gestrebt, indem er aus der Wirklichkeit in das Reich des Mährchens entfloh. Er war doch höher gestiegen seit jenen Tagen. Das allgemeine Elend hatte ihn weicher gemacht; er sah nun die Dinge um ihn her, die der Eroberer zu zerstören drohte, mit liebevolleren Augen an; er fühlte, was sie ihm galten, wenn er sich nur verständig auf ihr Recht besann, wie erwärmend ihr Dasein für jeden Einzelnen war, wie ohnmächtig der Einzelne für sich, und wie die strengen Formen der Wirklichkeit ihn mit gemüthlichem Heimathsgefühl umspannen. Und so begriff er die Größe und die Herrlichkeit des Kriegerstaats, den er als junger Romantiker

mit heißem Widerwillen geflohen hatte; und er bewies ihm seine Ehrfurcht, indem er ihn so wahr und schön idealisirte, wie nur je ein Dichter die staatengründende Kraft seines Volkes verherrlicht hat. Welch ein Leben frisch aus dem Stamm heraus in diesen Lagergestalten; was für ein Pulsschlag deutschen, brandenburgischen Bluts in dem alten Hans Kottwitz aus der Priegnitz, dem Ideal eines Soldaten, um das uns jede Nation beneiden mag. Und über allen diesen Gestalten ragt, wie um eines Hauptes Länge, die prächtige Personification des Staates selbst, der große Kurfürst empor; der geborene Herrscher, mit den Dingen spielend, mit den Menschen vertraut, in jedem seiner Werkzeuge das persönliche Gebilde ehrend, aber zu jeder Zeit der mächtige Hüter des Gesetzes; heiter wie die Sonne, und seiner Tüchtigkeit, seiner Thaten, seines Volks so recht herzlich froh, auch wenn ihm seine Getreuen einmal vorwitzig die Stirne runzeln. Man hat dem Dichter vorgeworfen *), daß er die Bewegung in der Seele des Fürsten nicht deutlich gemacht, daß er ihn von vornherein zu überlegen, zu weise gemäßigt geschildert habe, als daß wir an die Möglichkeit glauben könnten, es sei ihm Ernst mit dem Urtheil; aber in der Entwickelung, wie ich sie oben versucht, scheint sich mir seine wahrhaft fürstliche Haltung anschaulich und deutlich zu entfalten. Er äußert seinen Zorn über die verwegene That überzeugend genug, nur in seiner Art: durch das kurze Wort des Herrschers und die schneidige Schärfe der Geberde, mit der er sich von dem Prinzen abwendet; und daß er zum Aeußersten entschlossen, daß er gegen den schwärmenden Uebermuth, den er nun dreimal erprobt, mit der ganzen Strenge des Gesetzes gewappnet ist, müssen wir glauben, weil alle die finsteren Veranstaltungen es uns verrathen; brauchen wir es denn noch von Neuem aus seinem Munde zu erfahren? Erst als Natalie zu ihm kommt, sehen wir ihn wieder, und ihr kann er nicht anders als weich

*) Julian Schmidt, in seiner Einleitung S. CXI.

und mitleidig begegnen; nur gegen den Prinzen will er unbeugsam sein: denn er glaubt ihn unheilbar in der trotzenden, verderblichen Stimmung befangen, die ihre Knabenträume über die Pflicht stellt. Nun aber erfährt er, daß der Unglückliche gebeugt und gebrochen daliegt, daß ihn der Rausch verlassen, eine ungeheure Erschütterung ihn verwandelt hat, und er verräth sein „äußerstes Erstaunen“: „Nein, meine theuerste Natalie, unmöglich in der That! — er fleht um Gnade? . . . Du sprachst ihn? thu mir Alles kund! Du sprachst ihn?“ Und als Natalie ihm Alles enthüllt, da entgegnet er ihr „verwirrt“, durch das Unerwartete sofort selber verwandelt: „Nun denn, beim Gott des Himmels und der Erde, so fasse Muth, mein Kind; so ist er frei!“ Erst von diesem Augenblick an, der seinen Entschluß enthüllt, zeigt er sich in der heiteren, überlegenen Ruhe, die nun für den Zuschauer durchsichtig, und gegen die Andern ohne Verstellung ist: denn in Wahrheit thut er nichts mehr, als daß er dem Prinzen die entscheidende Probe seiner Sinnesänderung abfordert und sich der Dränger in fürstlicher Ueberlegenheit erwehrt.

Nur am Schluß unterlag der Dichter der Versuchung, diese reine Entwickelung um des träumerischen Bildes willen zu verletzen, das ihm offenbar von vorneherein im Sinne lag. Sein Held, der als Nachtwandler phantastisch genug begonnen hatte, sollte in einer ähnlichen Situation zum neuen Leben erwachen; und vollends reizte es ihn, dem sehnsüchtigen Todesgefühl, das ihn so oft mit dämonischer Lust bewegt hatte, das Wort zu leihen:

Nun, o Unsterblichkeit, bist du ganz mein!
Du strahlst mir durch die Binde meiner Augen
Mit Glanz der tausendfachen Sonne zu!
Es wachsen Flügel mir an beiden Schultern,
Durch stille Aetherräume schwebt mein Geist;
Und wie ein Schiff, vom Hauch des Winds entführt,
Die muntre Hafenstadt versinken sieht,
So geht mir dämmernd alles Leben unter:
Jetzt unterschied' ich Farben noch und Formen,
Und jetzt liegt Nebel Alles unter mir.

So trieb es ihn, den Prinzen bis an die Pforte des Grabes zu führen: und dem Kurfürsten selber schob er das mißliche Amt zu, das uns in der That an dessen königlicher Gesinnung etwas irre machen muß. Denn für den Fürsten war die Rolle des ruhigen Zuschauers zu Ende, sobald der Prinz vor allen den Vertretern des Heeres seinen freien Gehorsam gegen das Gesetz, seinen geläuterten Sinn verkündigt hatte; als er dem jungen Helden freudig erklärt: „Blüht doch aus jedem Wort, das Du gesprochen, jetzt mir ein Sieg auf, der den Feind zu Staub malmt!“ da erwarten wir, daß er das Urtheil zerreißt und den Entsühnten mit dem Wort der Gnade an seine Brust zieht. Statt dessen müssen wir uns noch jene Scene arrangiren lassen, in der der Prinz mit verbundenen Augen den Tod erwartet, um dann auf einmal durch die Erfüllung seines nachtwandlerischen Traumes überrascht zu werden.

Weit ernster indessen als dieser Vorwurf ist der andere, den man dem Dichter zu allen Zeiten gemacht, ja der die Aufführung seines Stücks lange vereitelt hat: der Vorwurf, daß er in der Scene der Todesfurcht über jedes Maß, über die Wahrheit hinausgegangen sei. Es war der Fehler Kleist's, jedes Problem bis auf den letzten Tropfen zu erschöpfen; und so hat ihn auch hier der tief empfundene Moment, der uns den Helden aus der Höhe seines Icarus-Flugs heruntergeschmettert zeigt, zu einer Entfaltung aller Mittel verführt, die zwar von der tiefsinnigen Logik des Stücks vertheidigt, aber von dessen ganzer Atmosphäre abgelehnt wird. Und hier scheint mir der Fehler eigentlich noch auf einem andern Gebiet zu liegen. Der Prinz von Homburg, so wie ihn der Dichter uns gezeigt hat, kann, nachdem sein Uebermuth bis an die Sterne geflogen, nur wieder ebenso tief unter sich selbst hinabsinken; erst so verstehen wir ihn ganz, und sein Fall, so tief er uns erschüttert, läßt uns doch nicht an ihm verzweifeln: denn eine solche Seele findet sich erst im Abgrund wieder zurecht. Und darin ist sie

wieder ganz des Dichters Abbild, der in dieser Scene ein pathologisches Element von sich selber ablöst, der von den gleichen Wirbeln der Empfindung, von wechselndem Ekel und Festklammern am Leben, vielleicht noch damals durchbebt war; ja den sie bald von neuem anfallen sollten. Aber Kleist hatte, in seinem subjectiven Schaffen, die Gefahr gleichsam aufgesucht, indem er dieses Abbild seiner eigenen Art in jene Zeit des brandenburgischen Kriegerstaats versetzte. Wir dulden an dem Prinzen jede Absonderlichkeit, jedes aus dem allgemeinen Ton fallende Aufschwärmen seiner Seele, so lange es nicht den ersten und unumstößlichsten Voraussetzungen des Costüms widerspricht; aber wir erheben uns gegen diese ungeheure Verleugnung des preußischen Offiziers aus jenen Tagen; sie scheint uns unmöglich zu sein. Und so hat denn auch auf der Bühne sich bewährt, daß diese rücksichtslose Enthüllung der eigenen dämonischen Natur des Dichters nicht ohne Milderung ertragen wird, daß sie selten ein völlig reines Verständniß antrifft.

Hat man sich aber einmal mit diesen wunden Stellen abgefunden, so wird man sich immer von neuem dieses Meisterwerks des vaterländischen Sängers erfreuen. Hier verwinden wir leichter als irgendwo die Härten, die noch vereinzelt zwischen den stolzen, kernigen, von warmem Leben durchströmten Versen umherirren; nirgends ist des Dichters Realismus so bezaubernd, der Vorgang so angeschaut, die Sprache so durchsichtig; und Kleist durfte sich sagen, daß er nun sein Haupt neben den Klassikern von Weimar stolz erheben könne: denn er hatte sein Eigenstes gegeben, das weder Schiller noch Göthe ihm entreißen, keiner der Andern auch nur von ferne berühren konnte. Er hatte seine Muse oft auf Seitenwegen geführt und Launen des Ich zu idealisiren gesucht; dann in der „Hermannsschlacht" war die große Leidenschaft des Patriotismus doch noch in ein fremdartiges Gewand gehüllt; im „Prinzen von Homburg" aber hatte er sein heimathliches Herz, sein deutsches Gefühl und sein persönliches Schicksal schön und herzlich versöhnt. Und wie

würdig und zärtlich zugleich pries er hier das preußische Vaterland; so durch Nataliens Mund:

Das Vaterland, das Du uns gründetest,
Steht eine feste Burg, mein edler Ohm:
Das wird ganz andre Stürme noch ertragen,
Fürwahr, als diesen unberufnen Sieg;
Das wird sich ausbau'n herrlich, in der Zukunft,
Erweitern unter Enkels Hand, verschönern,
Mit Zinnen, üppig, feenhaft, zur Wonne
Der Freunde und zum Schrecken aller Feinde.

In jenen Tagen der Noth aber, was konnte stärkender sein, als in dem goldenen Spiegel der Muse jene Siege — über den innern und den äußern Feind — zu sehen, die den vaterländischen Boden von den Eroberern befreit hatten! Aus solchen Mahnungen durfte man Trost und Gewißheit für die Zukunft heraushören. „Der Drache ward, der Dir die Marken trotzig verwüstete, mit blut'gem Hirn verjagt; die Kunst jetzt lernten wir, ihn zu besiegen": wer jemals kriegerisch nationale Erregungen erlebt hat, der fühlt, daß sich an solchen Klängen das durstige Ohr des geknechteten Preußenvolks berauscht hätte. Und nicht minder an dem ernsten Gebet, das der Gegenwart vor Allem galt:

. . . Es erliege
Der Fremdling, der uns unterjochen will,
Und frei auf mütterlichem Grund behaupte
Der Brandenburger sich, denn sein ist er,
Und seiner Fluren Pracht nur ihm erbaut! —

So war es ein mehr als bitteres Verhängniß, daß Kleist sich auch diesmal wieder in der gerechtesten Hoffnung täuschen sollte. Denn sein Stück mißfiel; es kam nicht auf die Bühne, vielleicht auch nicht in die Hände seiner Königin; und es ward in Folge dessen auch nicht gedruckt. Wie tief er diesen neuen Schlag empfand, wissen wir nur aus der stummen Thatenlosigkeit, in die er hierauf versank; dem erschütterndsten und stärksten Zeugniß. Er hat seit dieser Enttäuschung kein Drama, keine

größere Dichtung mehr geschrieben. Sein größter Aufschwung war der letzte; was wir von nun an sehen, ist nur ein langsames Hinsterben; er arbeitet und ringt nur noch, um zu leben. Und wer ihn bis hierher begleitet und ihm so manche Schuld anzurechnen gehabt hat, der kann sich nun einer tiefen Wehmuth nicht erwehren. In jeder Schule des Unglücks geprüft, aus fürchterlichen Verirrungen erstanden, eignes und allgemeines Leid in männlicher Fassung gegen einander abwägend, war er nun endlich zu einer freien, verklärenden Anschauung der Dinge heraufgedrungen und hatte sich den harten Göttern der Wirklichkeit zu Füßen geworfen: und der Ausgang war, daß man ihn auf's Neue auf seinen einsamen Weg zurückstieß. Hatte er sonst sein Unglück selber heraufbeschworen, nun kam es freiwillig und mit vollen Händen. Und um ihn vollends hoffnungslos zu machen, stirbt nun auch seine königliche Gönnerin, Luise, Preußens guter Stern — er mochte mit ihm seinen eigenen für erloschen halten.

Damals scheint er das „letzte Lied" gedichtet zu haben, in dem er, wie in einem Sterbegesang, die ganze Summe seiner Schmerzen zog. Er hatte das Reich der Schönheit und die Freiheit des Vaterlandes, seine ehrgeizigsten Träume und seine bescheidensten Hoffnungen zerflattern sehen. Er verstummt, und sagt nur noch den Dingen, die er geliebt hat, ein letztes Lebewohl; in den erschütterndsten Tönen, die je von seinen gesangreichen Lippen kamen:

Der alten Staaten graues Prachtgerüste
Sinkt donnernd ein, vom Strom hinweggespült,
Wie auf der Haide Grund ein Wurmgeniste
Von einem Knaben scharrend weggewühlt;
Und wo das Leben um der Menschen Brüste
In tausend Lichtern jauchzend hat gespielt,
Ist es so lautlos jetzt, wie in den Reichen,
Durch die die Wellen des Kocythus schleichen.

Und Du, o Lied voll unnennbarer Wonnen,
Das das Gefühl so wunderbar erhebt,

Das, einer Himmelsurne wie entronnen,
Zu den entzückten Ohren niederschwebt,
Bei dessen Klang empor in's Reich der Sonnen
Von allen Banden frei die Seele strebt:
Dich trifft der Todespfeil; die Parzen winken,
Und stumm in's Grab mußt Du danieder sinken.

Ein Götterkind, bekränzt im Jugendreigen,
Wirst Du nicht mehr von Land zu Lande ziehn,
Nicht mehr in unsre Tänze niedersteigen,
Nicht hochroth mehr bei unserm Mahl erglühn.
Und nur wo einsam unter Tannenzweigen
Zu Leichensteinen stille Pfade fliehn,
Wird Wanderern, die bei den Todten leben,
Ein Schatten Deiner Schön' entgegenschweben.

Und stärker rauscht der Sänger in die Saiten,
Der Töne ganze Macht lockt er hervor,
Er singt die Lust, für's Vaterland zu streiten,
Und machtlos schlägt sein Ruf an jedes Ohr,
Und wie er flatternd das Panier der Zeiten
Sich näher pflanzen sieht von Thor zu Thor,
Schließt er sein Lied; er wünscht mit ihm zu enden,
Und legt die Leier thränend aus den Händen.

Neunzehntes Kapitel.

Die Berliner Abendblätter. (Sommer 1810 bis April 1811.)

Um nicht zu verhungern, warf sich Kleist nun auf die Ausbeutung seiner im Pulte ruhenden Schriften, so weit bei der Lage der Dinge daran noch zu denken war. Im März 1810 war sein „Käthchen von Heilbronn" endlich in Wien (und nur dort) zur dreimaligen Aufführung gekommen: im Theater an der Wien, das eben damals der leidenschaftliche Theaterfreund, der Graf Palffy, noch neben dem Burg=

theater übernommen hatte. Kleist hoffte, das Stück auch auf andere Bühnen zu bringen, und gab es in Berlin, im Verlag der Realschulbuchhandlung, heraus; nachdem er sich bei Iffland, dem Director des Berliner Theaters, mit dem Manuscript vergebens bemüht hatte. Seine schwer gereizte Stimmung war schon bei diesem Handel ausgebrochen. Als Iffland — der durch die ungeheuren Anstrengungen der letzten Jahre körperlich und geistig geknickt und nur noch seine Anstalt leidlich zu halten bemüht war — seine Antwort und seinen Entschluß verzögerte, und man dem Dichter hinterbrachte, daß er sich sehr geringschätzend über das Schauspiel ausgesprochen habe, schrieb Kleist ihm in seiner Erbitterung einen so groben und in so eigenthümlicher Weise beleidigenden Brief, daß ein Ehrenmann kaum versöhnlich darauf antworten konnte. Indessen Iffland erwiderte in seiner weichlichen Art, indem er das Manuscript mit einem demüthigen Brief zurücksandte *).

Im Laufe des Jahres gab dann Kleist auch den ersten Band seiner Erzählungen im gleichen Verlag heraus: den Kohlhaas, die Marquise von O . . . und das Erdbeben in Chili. So weit man aus dem „Phöbus" vergleichen kann, war hier, wie im „Käthchen", die Feile des Herausgebers stark geschäftig; und leider bald in einer Art, die für den Styl des Dichters verderblich ward. Er hatte in Königsberg und Dresden die Kunst seiner gedrungenen, oft verschränkten Prosa noch mit weiser Mäßigung geübt; jetzt aber begannen seine Eigenthümlichkeiten zur Manier zu entarten. Wie es immer geschieht, wenn ein Schriftsteller entweder auf seinen Formen bequem auszuruhen oder sich selbst zu überbieten anfängt, so sehen wir auch Kleist, bei dem sich zunächst das Letztere geltend macht, in seinem Realismus starrer und kleinlicher werden, indem er ihn reicher auszubilden sucht: er verschränkt seine Sätze mehr und

*) So berichtet Bülow (S. 59), dem der Iffland'sche Brief vorlag.

mehr, häuft die versinnlichenden und malenden Züge, und fällt zuletzt geradezu von sich ab, indem er auch Nebensächliches mit gleicher Breite zu erzählen anfängt, wie er sie sonst nur dem Wesentlichen vergönnt hätte. Bestimmte Wendungen, die früher dann und wann und mit dem ganzen Reiz der Natürlichkeit auftraten, werden nun conventionell: vor Allem die Ausdrücke, in denen er von Satz zu Satz hinüberleitet, „gleichwohl", „demnach", „dergestalt daß", und Aehnliches, das ihn hinfort in jedem Werk seiner Feder ebenso sicher verräth, wie es für seinen Styl werthlos, ja bald belästigend ist. Nichts leitet uns sicherer als diese Manieren an, seine älteren Erzählungen von den späteren zu unterscheiden. In der Marquise von O . . ., in dem Erdbeben in Chili, in der Verlobung auf St. Domingo, auch im Findling und in den ersten Theilen des Kohlhaas sind die Formen noch rein (wie sie es in den politischen Aufsätzen von 1809 sind); erst gegen den Schluß des Kohlhaas, den Kleist mit besonderem Eifer umgearbeitet haben muß, drängen sich uns alle diese äußeren und inneren Mängel auf, um dann bleibend zu werden. Auch darin verräth sich die traurige Erschöpfung des Dichters. Zu gebrochen und müde, um sich noch an ein größeres Werk zu wagen, wendet er sich kleinen Künsten zu, und läuft, noch in der Fülle seiner Kraft, Gefahr, in greisenhaften Zügen zu versteinern.

Inzwischen mußte er einsehen, daß ihn die Veröffentlichung seiner Schriften allein nicht ernähren würde. Die Lage des Buchhandels verschlimmerte sich von Tag zu Tag; es kam dahin, daß geachtete Schriftsteller die Hälfte der Druckkosten zugaben *); auf stolze Honorare konnte der verkannte Dichter gewiß am wenigsten rechnen. In seiner Noth griff er wieder zu der Idee, eine Zeitschrift zu gründen. Er hatte in Berlin Adam Müller wiedergefunden, der hier mit Vorlesungen

*) Vgl. z. B., was Franz Horn in den „Briefen an Fouquè" S. 151 schreibt.

über Friedrich den Großen begonnen und sich dann, mit gewohnter Leichtigkeit, auf die Staatswirthschaft geworfen hatte; neue Verbindungen mit preußischen Romantikern, mit Arnim, Brentano, Fouqué schlossen sich an, und Kleist versprach sich wohl von diesen Kräften energische und fruchtbare Unterstützung. So kam denn im Herbst die Zeitung wirklich zu Stande, am 1. October 1810 konnte das erste der neuen „Berliner Abendblätter" erscheinen.

Es war freilich von vornherein ein ärmliches und problematisches Unternehmen, ein Erzeugniß der Noth, und wie ganz anders begann es, als der „Phöbus" begonnen hatte! Im unscheinbarsten Gewande traten die „Abendblätter" auf *); in kleinem Octav, auf grauem Löschpapier, mit stumpfen Lettern, die von mittlerer Größe, unter Anwendung aller Hülfen der Raumersparniß, bis zu den kleinsten Augentödtern hinabstiegen, durch zahllose Druckfehler entstellt, kurz ungemein kümmerlich anzusehen. Kein Programm war vorausgeschickt, das über den Zweck des Blattes Andeutungen gegeben hätte; selbst in der ersten Nummer nannten sich weder Redacteur noch Buchdrucker, und erst am 22. October trat Kleist in einer von ihm unterzeichneten Erklärung aus dem Dunkel hervor. Er gedachte auch in diesem Blatte der Politik und des Vaterlandes nicht zu vergessen; aber es war natürlich nur an eine versteckte Politik zu denken. Um in der Einleitung (am 1. October) wenigstens ein andeutendes Wort zu sagen, mußte er es in ein „Gebet des Zoroaster" einkleiden, das als Uebersetzung „aus einer indischen Handschrift, von einem Reisenden in den Ruinen von Palmyra gefunden" dem Leser vorgestellt wurde. So fand er wenigstens einen verhaltenen Ton für den Schmerz, mit dem

*) Ich folge hier der Schilderung von Köpke, der von den äußerst selten gewordenen Blättern wenigstens das erste Quartal in Händen hatte und es zu seiner Veröffentlichung der Nachträge benützt hat; vgl. daselbst S. 26 ff.

die Brust des Patrioten sich trug. „Gott, mein Vater im Himmel!“ — so läßt er seinen persischen Weisen reden — „Du hast dem Menschen ein so freies, herrliches und üppiges Leben bestimmt. Kräfte unendlicher Art, göttliche und thierische, spielen in seiner Brust zusammen, um ihn zum König der Erde zu machen. Gleichwohl, von unsichtbaren Geistern überwältigt, liegt er, auf verwundernswürdige und unbegreifliche Weise, in Ketten und Banden; das Höchste, von Irrthum geblendet, läßt er zur Seite liegen, und wandelt, wie mit Blindheit geschlagen, unter Jämmerlichkeiten und Nichtigkeiten umher . . . Nun lässest du es, von Zeit zu Zeit, niederfallen wie Schuppen von dem Auge Eines deiner Knechte, den du dir erwählt, daß er die Thorheiten und Irrthümer seiner Gattung überschaue; ihn rüstest du mit dem Köcher der Rede, daß er, furchtlos und liebreich, mitten unter sie trete, und sie mit Pfeilen, bald schärfer, bald leiser, aus der wunderlichen Schlafsucht, in welcher sie befangen liegen, wecke. Auch mich, o Herr, hast du, in deiner Weisheit, mich wenig Würdigen, zu diesem Geschäft erkoren; und ich schicke mich zu meinem Beruf an. Durchbringe mich ganz, vom Scheitel zur Sohle, mit dem Gefühl des Elends, in welchem dies Zeitalter danieder liegt, und mit der Einsicht in alle Erbärmlichkeiten, Halbheiten, Unwahrheiten und Gleisnereien, von denen es die Folge ist. Stähle mich mit Kraft, den Bogen des Urtheils rüstig zu spannen. . . .“

Nur ein paar Male indessen versuchte Kleist, sich auf das Gebiet der Weltbetrachtung zu wagen. Die Lage der Dinge warf ihn bald auf das ästhetische Gebiet und auf die kleinen Tagesfragen zurück; und so sehen wir ihn mit Novellen und Anekdoten, mit Kunst- und Theater-Betrachtung, gemeinnützigen Artikeln und Tagesnotizen in bunter Folge auftreten, wie es das wechselnde Bedürfniß wollte und der Kopf es hergab. Von großen Leistungen konnte bei diesem Treiben keine Rede sein. Nur eine größere Erzählung aus seiner Feder, „die heilige Cäcilie“, brachten die Abendblätter; eine Erzählung, in der,

so warm sie vorgetragen ist, doch seine Manieren allzu lästig hervortreten, während der Stoff nur Wenige anziehen wird. Einige andere Stücke, der Aufsatz „über das Marionettentheater“ und die „Legenden nach Hans Sachs“, werden noch aus früheren Tagen sein, wie bei dem einen die einfache, klare Schreibart, bei den andern die eigenthümliche Behandlung der Jamben (in der Manier der „Hermannsschlacht“) andeutet; von den Anekdoten ist manche trefflich erzählt, mit den kräftigen Strichen, die wir an dem Dichter kennen, und in der seltsamen Satyre „Allerneuester Erziehungsplan“, sowie in den Briefen eines Malers und eines jungen Dichters finden wir seine Denkart mit glücklichem Nachdruck vorgetragen wieder: aber Alles in Allem genommen, macht diese zusammengewürfelte Reihe von Kleinigkeiten doch einen beklemmenden Eindruck. Kleist war nicht der Mann, mit elastischer Schmiegsamkeit sich zwischen den mannichfachen Forderungen eines Tagblattes zu bewegen; und nur zu oft sieht man den kleinen Artikeln die Lückenbüßer-Natur, das Erzwungene, Müde, widerwillig Hingeworfene an, das peinliche Gefühl, daß er nicht mit der Seele, nur für das tägliche Brod schrieb *).

---

*) Köpke hat in seinen Nachträgen die von Kleist geschriebenen Artikel der „Abendblätter“ nach äußeren und inneren Gründen ausgesondert und zusammengestellt; indessen scheint er mir darin zu weit gegangen zu sein. Nach der sorgfältigsten Prüfung kann ich nicht umhin, fünf dieser Artikel andern Verfassern zuzuschreiben: von den Erzählungen die „Warnung gegen weibliche Jägerei“, „die Heilung“ und „das Grab der Väter“, von den Anekdoten die Geschichte von Iwan Basilowitz (Köpke S. 121), und schließlich „die sieben kleinen Kinder“. Die stylistischen Analogien, nach denen Köpke urtheilt, scheinen mir bei diesen Aufsätzen gegen ihn zu sprechen: in den genannten Erzählungen würde Kleist, wie ich meine, kaum den einen oder den andern Satz so geschrieben haben, wie er dasteht, und das einzige „dergestalt, daß“, welches sich in der „Heilung“ findet, kann er sehr wohl als Redacteur hineinstylisirt haben; während in der Anekdote an einer Stelle, wo Kleist unfehlbar „dergestalt, daß“ geschrieben hätte, ein ihm völlig fremdes

Auch seine Mitarbeiter thaten nicht viel, der bald hinsiechenden Zeitung aufzuhelfen. Was die Freunde beisteuerten, war meist von dürftiger Art, Papierschnitzel, wie sie bei der Arbeit abfallen, verlorene Dichtungen, Reflexionen, Tagesnotizen: Alles der inneren Planlosigkeit entsprechend, an der das ganze Unternehmen vom Tage seiner Geburt litt. Was aber den „Abendblättern" den Tod zuziehen sollte, war die verderbliche Manier, in der Adam Müller sich des Unternehmens bemächtigte, um darin die unwürdigste Politik zu treiben.

Kleist hatte bei der Gründung des Blattes offenbar im Sinne gehabt, sich an die große Reformpolitik der Regierung anzulehnen; und so hatte er sich auch auf ihre Unterstützung sichere Rechnung gemacht. Gleich zu Anfang war es ihm gelungen, sich vom Polizeipräsidenten, Herrn v. Gruner, einige Förderung durch Zuwendung von Polizeiberichten zu erwirken; aber er versprach sich Größeres. Sein Gönner Altenstein war zwar aus dem Ministerium ausgeschieden, seit wieder eine kräftigere Richtung emporgekommen und der Freiherr v. Hardenberg als „Großkanzler" an die Spitze der gesammten Staatsverwaltung gestellt worden war; indessen konnten ihm seine Verbindungen auch unter dem neuen Regiment ersprießlich sein. Viel mochte dabei auf den guten Willen des Hrn. v. Raumer (des Geschichtschreibers) ankommen, der damals in einer ganz besonderen Vertrauensstellung um den Staatskanzler thätig war, mit wichtigen Angelegenheiten aller Art zu thun hatte und vom Volk der „kleine Staatskanzler" genannt wurde. Zum Unglück aber hatte sich Adam Müller mit diesem Manne, den er offenbar

---

„dermaßen, daß" steht. Ich sehe in der That keinen triftigen Grund, warum man nicht, den Signen folgend, die „Warnung gegen weibliche Jägerei" und „die sieben kleinen Kinder" dem Achim von Armin (ava und vaa), „die Heilung" und „das Grab der Väter" dem Freiherrn de la Motte Fouqué (M. F.) zuschreiben will, deren Manier sie nach meiner Empfindung nicht widersprechen.

beneidete, heftig überworfen. Als Müller der Vorlesungen und des Literatenlebens müde geworden war, hatte er sich an die neue Regierung gewandt und behauptet, ihm sei durch Altenstein und Stägemann die Stelle eines Staatsraths versprochen und sogar die Wahl unter allen Sectionen verstattet worden. Hierüber befand sich aber in den Acten nichts, vielmehr hatte ihm Altenstein in einem amtlichen Bescheide ausdrücklich gesagt, es sei keine Gelegenheit vorhanden, ihn im Preußischen anzustellen, er möge ja die österreichischen Anerbietungen (deren er sich rühmte) annehmen. Und da ferner Müller nur etwa acht Tage lang Referendarius gewesen und nie in Geschäften war gebraucht worden, so fand der Kanzler es anmaßend, daß, während so viele verdiente Beamte brodlos waren, Müller ohne Weiteres Staatsrath werden wollte. Dagegen ließ sich schwerlich etwas sagen; Müller aber nahm die Sache anders, er maß das Mißlingen seines Planes der Feindseligkeit Raumer's zu. In seiner eitlen Unverschämtheit (obwohl er seit 1805 Katholik war, hatte er auch die Stirn, sich noch immer für einen Protestanten auszugeben) kam er nun abermals ein und verlangte Kanzler der Universität Frankfurt mit einem hohen Gehalt zu werden; hauptsächlich, um für die gesellige Bildung der Studenten (wahrscheinlich für deren Unterricht in der Müller'schen „Lebenskunst") thätig zu sein. Das Gesuch ging an den Vorsteher der betreffenden Section, den Herrn v. Schuckmann, und dieser war boshaft genug, nicht blos den Gedanken selbst für ganz verkehrt zu erklären, sondern hinzuzufügen: er wisse nicht, in welchem Fache Müller auch nur als Privatdocent auftreten könne, viel weniger, daß man seiner als Kanzler bedürfe. Darauf erfolgte denn natürlich eine zweite abschlägige Antwort, und abermals schob der Gekränkte dem „kleinen Staatskanzler" die Schuld zu. Um sich nun auf andere Weise zu entschädigen und an der Regierung zu rächen, schlug er sich auf einmal zu der feudalen Partei und ward der Rathgeber und Schriftsteller jener Ultra-Aristokraten, die allen Veränderungen und Ver-

besserungen, der ganzen Reform des preußischen Staates widersprachen *).

Denn seit 1807 suchte sich die alte regierende Kaste mit allen Mitteln gegen die große Stein'sche Reform zu wehren. Während man in Süddeutschland, in den Rheinbundstaaten, mit Begier davon las und hörte, wie in Preußen den Bürgern Antheil an der Verwaltung ihres Gemeindewesens, Wahl ihrer Vertreter, dem ganzen Volke Waffen und Sprache verliehen wurden, die Erbunterthänigkeit verschwand, Bürger und Adel gleiche Berechtigung erhielten, während dessen war in Preußen die hohe Aristokratie geschäftig, ihren Grimm in maßlosen Umtrieben auszulassen. Ein preußischer Graf entblödete sich nicht, zu sagen: die französischen Siege seien ein geringeres Unglück für den

---

*) So ist die Darstellung Raumer's, in seinen „Lebenserinnerungen und Briefwechsel", I, 157, und es ist nicht der mindeste Grund, an ihrer Richtigkeit zu zweifeln. Müller selbst hat seine Berliner Geschichte in einem ganz andern Lichte dargestellt; so schreibt er später, 1816, in einem Briefe an Heeren (Hoffmann's Findlinge I, 321) in seiner selbstbewußten, aufschneiderischen Manier: „Im Jahre 1810 war ich zum Chef des Bureaus der Gewerbepolizei bei dem K. Pr. Staatskanzler von Hardenberg bestimmt und schon ernannt. In dem Kampfe gegen die neuen Lehren der Gewerbefreiheit, der Zerstörung aller Corporationen und gegen das Westfälische Abgabensystem, welches auf Preußen übertragen werden sollte, zog ich den Kürzeren. Außerdem protestirte die Französische Gesandtschaft wiederholentlich gegen mich. Man bewilligte mir einen mehrjährigen Urlaub nach Oesterreich; jede Aussicht auf die Befreiung von Europa schien verschwunden. Ich suchte eine Zuflucht für meine Studien, und fand die gastfreundlichste Aufnahme in dem Hause Oesterreich-Este, bei der Familie der verewigten Kaiserin". Später erzählte er sogar, er sei mit Raumer zugleich vortragender Rath beim Staatskanzler gewesen (Raumer's Lebenserinnerungen, II, 130). Aber an alledem ist nur wahr, daß er in Berlin von der Regierung zu den Feudalen überging; daß man ihn allerdings in Wien anzulocken suchte, und daß, als er 1811 dorthin entwich, Gentz und Metternich ihn mit offenen Armen aufnahmen; wie er denn auch fortan bis an das Ende seines Lebens in Metternich'schen Diensten geblieben ist.

Staat, als das Gesetz vom 9. Oktober 1807, wonach der Edelmann dem Unterthan (wenn er ihn nicht beschäftigen konnte) erlauben mußte, anderwärts, ohne Loskaufsgeld, sein Brod zu suchen; und ein anderer Graf nannte in einem Aufsatz, den er dem Kanzler übergab, die Urheber solcher Ideen und Gesetze Catilina's, die den König und den Adel ermorden wollten; auch die Bürger und Bauern wollten den Staat umstürzen, weshalb sie der König durch den Adel zur Ordnung zurückbringen, dessen sämmtliche Privilegien bestätigen und ihm vor allem das ausschließliche Recht auf Staatsämter zugestehen müsse *). Mit solchen Köpfen verband sich nun Adam Müller zur Opposition gegen die Regierung. Er arbeitete sich mit gewohnter Schnelligkeit in ihre Auffassungen hinein; er, der einst für England geschwärmt hatte, um es hernach wüthender als irgend Einer zu hassen, der zehn Jahre später Gentz und Metternich in retograden Anschlägen überbot, die „gänzliche Zertrümmerung des großen Besitzes und die innerliche Jacobinisirung von Deutschland" wie ein ächter Feudaler fürchtend.

So erschien denn nun in den „Abendblättern" unter Anderm ein boshafter Angriff auf die soeben bestätigten Reformgesetze, nicht ohne heftige Schmähungen gegen den Kanzler selbst. Kleist hatte, wie es scheint, den Aufsatz des Freundes vor dem Abdruck gar nicht gelesen; aber die ganze Gehässigkeit fiel natürlich auf ihn, den Herausgeber, zurück. Der König, über den Aufsatz erzürnt, erließ sofort eine Zurechtweisung an die Polizei, die für Kleist in seiner Lage doppelt empfindlich war. Er hatte kurz zuvor seinem Blatt einen officiellen Charakter zu erwerben gesucht, um es sicher zu stellen; dies war zwar mißlungen, aber der Kanzler hatte ihm doch die Aussicht auf Unterstützung eröffnet: nun aber schien jede Möglichkeit dieser Art abgeschnitten zu sein. In dieser Verlegenheit war Müller perfid genug, den leichtgläubigen Freund gegen Raumer, als den angeblichen An-

*) Vgl. Raumer a. a. O., I, 144.

stifter des ganzen Unheils und den Ohrenbläser des Kanzlers, aufzuhetzen. Kleist, in seiner raschen Art, ging zu Raumer und stellte ihn zur Rede; dieser jedoch lehnte jede Verantwortung ab und glaubte auch für die unveränderte Gesinnung des Kanzlers einstehen zu können. Aber der unglückliche Kleist, dem offenbar seine Lage den Kopf verwirrt hatte, ließ sich — es ist unklar, wie — in ein neues Mißverständniß verwickeln; er redete sich ein oder ließ sich einreden, Raumer habe ihm eine Geldvergütung für die völlige Hingebung der „Abendblätter" an Regierungszwecke angeboten, und eilte nun, in einem Briefe an Jenen, unter empfindlichen Wendungen, darauf Bezug zu nehmen *). Raumer erwiderte ihm: wie es eine unbillige Voraussetzung sei, daß er den Verweis veranlaßt haben sollte, so sei es nicht minder ein Irrthum, daß er dem Herausgeber der „Abendblätter" eine Pension habe anbieten können, und gar zu dem speciellen Zweck einer Vertheidigung des Kanzlers; sondern er habe nur gesagt, sobald der Charakter des Blattes sich (im Gegensatz zu jenem Müller'schen Exceß) als tüchtig bewähre, werde der Kanzler für das Blatt, wie für alles Nützliche im Staate, wohl gern etwas thun: und dies stimme mit den Aeußerungen Sr. Excellenz. Auch habe, da jener „unglückliche Zufall" erledigt sei, Niemand mehr die entfernteste Veranlassung, der Zeitung auch nur im mindesten übel zu wollen; und am allerwenigsten er selbst. Inzwischen hatte Kleist (dies alles ereignete sich im December) von Hardenberg wenigstens so viel erlangt, daß der Minister ihm eine schriftliche Privatempfehlung an die Chefs der einzelnen Behörden, wegen zweckmäßiger Unterstützung der Abendblätter durch officielle Beiträge, versprach. Kleist fand hiedurch vorläufig alle seine Wünsche erfüllt; und er

*) So muß man, wie es scheint, den Sachverhalt nach den von Raumer (I, 228 ff.) mitgetheilten Briefen sich zurechtlegen. Da am Anfang der Correspondenz offenbar etwas fehlt, so ist es schwierig, über die Situation völlig klar zu werden.

wandte sich nun an Raumer mit der Bitte, sich eben dieser Sache anzunehmen. Er verspreche, setzte er hinzu, mit seiner Ehre für den Geist der Abendblätter und insbesondere dafür zu haften, daß kein anderer Aufsatz, als der in des Kanzlers Interessen geschrieben sei, darin aufgenommen werden solle. Ja er ging nun, nachdem er Raumer's aufklärende Mittheilungen erhalten hatte, in seiner Hingebung so weit, daß er ihm einen neuen Aufsatz Müller's, der nun ebenso große Schmeicheleien und Lobpreisungen des Kanzlers enthielt, als der erste Schmähungen enthalten hatte, zur Einsicht und Begutachtung vorlegte, und sich die Erlaubniß ausbat, ihm alle Aufsätze über innere Politik „zur vorläufigen Durchsicht" mittheilen zu dürfen. Er wiederholte seine frühere Bitte um Raumer's „persönliche Theilnahme an dem Journal, und Beschenkung der Abendblätter mit Dero vortrefflichen Aufsätzen", und suchte ihn durch handgreifliche Zeugnisse auch von Müller's ergebener Gesinnung zu versichern.

Alle Mißverhältnisse schienen nun ausgeglichen; indessen für Kleist blieben wider sein Erwarten die officiellen Unterstützungen aus. Hardenberg, der es in seiner bequemen, gutmüthigen Art mit Versprechungen oft etwas leicht nahm, hatte auch ihm wohl größere Hoffnungen erregt, als er eigentlich erfüllen wollte; denn er wies Raumer nur an (eine damals gewöhnliche, vermittelnde Form), den Chefs der einzelnen Behörden zu schreiben: er habe nichts dagegen, wenn sie Herrn von Kleist mittheilen wollten, was sie durch ein solches Blatt dem Publikum vorzulegen für gut fänden. Diese Herren aber hatten dergleichen nicht gefunden, oder nicht daran gedacht, die Wünsche Kleist's zu erfüllen; und so sahen sich denn bald die „Abendblätter" außer Stande, sich über Wasser zu halten: im Februar waren die letzten Mittel erschöpft. Kleist sah sich von neuem in einer verzweifelten Lage. Er hatte Alles darangesetzt, statt zu erwerben, stand ihm die bitterste Noth vor der Thür; und das alles war trotz der Versprechungen Hardenbergs über ihn gekommen. Hier packte ihn wieder Müller bei seiner schnell-

gläubigen Gereiztheit an und redete ihm abermals ein, daß ohne Zweifel Raumer an Allem Schuld sei.

Am 21. Februar (1811) schrieb denn Kleist an diesen folgende erbitterte Zeilen: „Ew. Hochwohlgeboren habe ich die Ehre anzuzeigen, daß ich die Zugrundrichtung des Abendblatts ganz allein Ihrem Einfluß und der Empfindlichkeit über die Verachtung zuschreibe, mit welcher ich bei unserer ersten Zusammenkunft Ihr Anerbieten, Geld für die Vertheidigung der Maßregeln Sr. Exc. anzunehmen, ausgeschlagen. Es ist kein Grund mehr für mich vorhanden, meinen Unwillen über die unglaubliche und unverantwortliche Behandlung, die mir widerfahren ist, zurückzuhalten; und indem ich Ew. Hochw. anzeige, daß, wenn dieselben nicht Gelegenheit nehmen, Sr. Excellenz, noch vor Aufhören des Blattes, welches in diesen Tagen erfolgen soll, von der Gerechtigkeit meiner Entschädigungsforderung zu überzeugen, ich die ganze Geschichte des Abendblatts im Auslande drucken lassen werde, habe ich die Ehre zu sein“ u. s. w.

Man sieht, wie Müller den leidenschaftlichen und durch sein Unglück verblendeten Mann durch die schmählichste Sophistik aufgereizt, und wie er wahrscheinlich auf Kleist's zerstreutes Gedächtniß speculirt hat, indem er ihm einzureden wagte: eben dieselbe Pensionsfrage, die längst ausdrücklich berichtigt und dem Mißverständniß entzogen worden war, habe den Herrn v. Raumer zu seinem unversöhnlichen Feind und Verfolger gemacht. Raumer seinerseits war nicht der Mann, sich durch eine so heftige Sprache imponiren zu lassen. Noch an demselben Tage antwortete er in folgendem Styl: „1) Warum die Abendblätter zu Grunde gehen, zeigt ihr Inhalt. 2) Meine geringe Empfindlichkeit beweise ich Ihnen dadurch, daß ich die Wiederholung Ihres großen Irrthums über das Geldanerbieten ruhig ertrage, nachdem Sie selbst jenen Irrthum erkannt und mit jener Höflichkeit zurückgenommen hatten, welche Ihre jetzige Stimmung Ihnen leider nicht zu erlauben scheint. 3) Für oder wider das Abendblait habe ich keine Veranlassung, mit Sr. Excellenz zu

sprechen, da die Sache hinlänglich besprochen ist. . . 4) Drucken mögen Sie lassen, was Sie verantworten können".

Kleist trieb inzwischen die Sache weiter und weiter. Er setzte dem Staatskanzler, mit der Bitte, Raumer nicht ferner in der Sache der Abendblätter zu Rathe zu ziehen, nochmals die vermeintliche Gerechtigkeit seines Entschädigungsgesuches auseinander. Und da er zugleich zur Begründung seines Anspruchs die Geschichte von dem Pensionsanerbieten wiederholt hatte, so verlangte er von Raumer nun geradezu eine Erklärung, daß dieser ihm damals die Geldvergütung in Wahrheit angetragen habe. Zu so vielen Verletzungen seiner Ehre, die er erdulden müsse, könne er vor dem Kanzler nicht noch als Lügner erscheinen; und im Falle einer zweideutigen oder unbefriedigenden Antwort werde er Raumer „um diejenige Satisfaction bitten, die ein Mann von Ehre in solchen Fällen fordern kann".

Dieses neue Verfahren zog ihm vom Staatskanzler eine scharfe Zurechtweisung zu; während Raumer ihn auf andere Weise zu demüthigen wußte. Er antwortete ihm damit, daß er sich kurz auf seinen früheren Brief vom December bezog, worin er jene Anschuldigung widerlegt hatte, und schickte ihm gleich darauf einen Freund, den Geheimenrath Pistor, auf's Zimmer, um entweder Zurücknahme der falschen Behauptung oder den Austrag durch's Duell herbeizuführen. Kleist, nun ohne seinen Ohrenbläser hinter sich, fühlte sich entwaffnet und im Unrecht; er ließ sich gefallen, daß Pistor eine Abschrift jenes ersten Raumer'schen Briefes nahm, brach in leidenschaftliche Thränen aus und klagte, er sei zu allem angestiftet worden.

Damit schien nun die Sache völlig zu Ende zu sein; zu schwerer Beschämung für den Dichter, der in dieser Affaire die ganze Krankhaftigkeit seines Gemüths verrieth. Der lügenhafteste Freund war im Stande, ihn völlig zu beherrschen, derselbe Freund, der ihn der letzten rettenden Aussicht durch sein unehrenhaftes Treiben beraubt hatte: denn es ist zweifellos; daß gerade durch Kleist's Verbindung mit Müller der Kanzler be-

denklich und widerwillig gemacht war. Und aus demselben Grunde wird auch sein ganzes ferneres Bemühen fruchtlos gewesen sein. Nach dem elenden Ausgang der Abendblätter trieb ihn nur zu bald die äußere Noth, sich nochmals an die Regierung zu wenden; er ließ die ganze Entschädigungssache fallen und bat den Staatskanzler, als einen bloßen Beweis seiner Gnade, ihm die Redaction des kurmärkischen Amtsblatts zu übertragen. Zugleich schrieb er (am 4. April) an Raumer einen letzten, demüthigen Brief, und indem er ihm „seinen gehorsamsten und innigsten Dank“ für die Beseitigung aller Mißverhältnisse durch seine gütige Vermittelung aussprach, ersuchte er ihn, dieses neue Gesuch in Schutz zu nehmen; man werde hoffentlich den großen Verlust berücksichtigen, den er erlitten habe. Aber auf diese Bitte ging der Kanzler nicht ein; und Raumer scheint sie nicht unterstützt zu haben. Genug, von dem kurmärkischen Amtsblatt verlautet nichts mehr.

Nur aus einer beiläufigen Notiz ersehen wir, daß auch jener Streit sein Ende noch nicht erreicht hatte. Am 25. April ließ sich Kleist in einem Brief an Fouqué *) mit neuer Erbitterung darüber aus. „Eine Entschädigungsforderung“, schreibt er, „die ich, wegen Unterdrückung des Abendblatts, an den Staatskanzler gerichtet habe und die ich gern durchsetzen möchte, macht mir unmöglich, Berlin in diesem Augenblick zu verlassen. Der Staatskanzler hat mich durch eine unerhörte und ganz willkürliche Strenge der Censur in die Nothwendigkeit gesetzt, den ganzen Geist der Abendblätter in Bezug auf die öffentlichen Angelegenheiten umzuändern: und jetzt, da ich wegen Nichterfüllung aller mir deshalb persönlich und durch die dritte Hand gegebenen Versprechungen auf eine angemessene Entschädigung dringe, jetzt leugnet man mir mit erbärmlicher List alle Verhandlungen, weil sie nicht schriftlich gemacht worden sind, ab. Was sagen Sie zu solchem Verfahren, liebster Fouqué? Als ob ein Mann von

*) Abgedruckt in den „Briefen an Fouqué“ S. 223.

Ehre, der ein Wort, ja ja, nein nein, empfängt, seinen Mann dafür nicht eben so ansähe, als ob er vor einem ganzen Tisch voll Räthen oder Schreibern mit Wachs und Pettschaft abgefaßt worden wäre? Auch bin ich mit meiner dummen deutschen Art bereits eben so weit gekommen, als nur ein Punier hätte kommen können, denn ich besitze eine Erklärung, ganz wie ich sie wünsche, über die Wahrhaftigkeit meiner Behauptung von den Händen des Staatskanzlers selbst. Doch davon ein Mehreres, wenn ich bei Ihnen bin".

Kleist hatte also, wie wir hier hören, die Entschädigungssache wieder aufgenommen; und er schrieb wieder alles Unrecht seinen Gegnern zu. So hatte sein letzter Versuch, sich aufzuhelfen, geendet. Was die Erklärung des Kanzlers enthielt, erfahren wir nicht; aber aus einem spätern Brief an denselben Freund (vom 15. August) ersehen wir, daß ihn noch bis in den Sommer hinein „Geschäfte der unangenehmsten und verwickeltsten Art" verfolgten — Geschäfte, deren trostlosen Ausgang wir aus dem Ende errathen.

Zwanzigstes Kapitel.

Die letzten Tage. (1811).

Was wir nun noch von dem Leben des Dichters zu erzählen haben, ist nichts Anderes mehr, als daß wir ihn auf dem abschüssigen Wege bis zum letzten blutigen Entschluß begleiten. Dieser Entschluß sieht einer Laune, seine Vollführung zur Hälfte einem wilden Zufall gleich, den ein zweiter freundlicherer Zufall noch hätte verhindern können; aber in Wahrheit ist er die Consequenz der fürchterlichen Logik, die das Gemüth des Dichters — nach seinem eigenen Glaubensſatz — zu seinem

Schicksal gemacht hatte. Was ihn nach so hundertfachen Enttäuschungen noch am Leben festhielt, war kaum etwas Anderes mehr, als der gemeine irdische Trieb zu leben, und der noch unverwüstete Rest seiner Naturkraft; sah er mit ruhigem, kaltem Auge um sich her, so sah er sich hoffnungslos, und bereit, zu gehen. Er ringt noch gegen die letzte Entscheidung an, aber der stärkste Bundesgenoß, der Hunger, stellt sich ihr zur Seite, und um nicht wie ein bettelnder Vagabund zu enden, ruft er seine Phantasie zu einem letzten romantischen Fluge auf und rennt mit dem Lächeln eines Schwärmers, in erlogener „unaussprechlicher Heiterkeit" in den Tod.

Man kann nicht daran zweifeln, daß ihn äußere Noth, indem sie ihn immer enger und hoffnungsloser umspann, erst vollends bestimmt hat. Varnhagen bestätigt uns das, und Rahel spricht es mit deutlichen Worten aus, als sie nach seinem Tode schrieb *): „Ich freue mich, daß mein edler Freund, denn Freund ruf' ich ihm bitter und mit Thränen nach, das Unwürdige nicht duldete; gelitten hat er genug. Keiner von denen, die ihn etwa tadeln, hätte ihm zehn Thaler gereicht, Nächte gewidmet, Nachsicht mit ihm gehabt, hätt' er sich ihm nur zerstört zeigen können . . ." Darum jagte er mit so verzweifelter Hartnäckigkeit der Geldentschädigung nach; und als er sie unfehlbar verloren sah, schien jede Möglichkeit verloren, sich aus eigener Kraft zu retten. Denn er fuhr zwar noch fort, seine ungedruckt daliegenden Schriften herauszugeben: der „zerbrochene Krug" erschien, dann der zweite Band seiner Erzählungen, und den Prinzen von Homburg hoffte er im August in die Welt zu bringen; aber das alles half ihm nicht aus der Bedrängniß heraus. Er blieb ein verkannter Mann, während die kleinen Talente auf dem Markt herumschwärmten; er sah nicht ein, warum er noch

*) An Alexander v. d. Marwitz, der ebenfalls mit Kleist bekannt war, ohne ihm näher zu treten; vgl. „Rahel; ein Buch des Andenkens ꝛc." von Varnhagen, S. 576.

leben sollte, wenn er mit 35 Jahren nicht weiter gekommen war, als bis an die Aussicht, zu verhungern.

Die Muse war ihm nun keine Trösterin mehr. In den Dichtungen dieser Zeit, den letzten seiner Erzählungen, scheint die Erde nicht mehr fest in sich selbst zu ruhen: überirdische Mächte spielen mit den Menschen, das Wunder, das Gespenstische hat die freie Selbstbestimmung des schönen Ich verdrängt. So im „Bettelweib von Locarno“, im „Zweikampf“, in der „heiligen Cäcilie“; noch überall vereinzelte große Züge, markige Striche, ächte Empfindungen, aber die Götter sind den Dämonen gewichen, und für den tiefsinnigen germanischen Dichter scheint nun auf einmal romanische Kunst und Art das rechte Vorbild zu sein. Die Zerstörung ergreift ihn von allen Seiten, und man muß annehmen, daß er keinen zweiten „Prinzen von Homburg“ mehr zu schreiben vermocht hätte; daß es wirklich mit ihm zu Ende war.

Zwar packte ihn immer noch wieder die alte Lust, zu schaffen, und mit den Blumen dieser Erde zu blühn. Es schien ihm noch zuweilen, er könne ein neues Leben anfangen. Als im April des letzten Jahres Fouqué ihn auffordert, auf seinen freundlichen Wohnsitz nach Nennhausen hinaus zu kommen und dort den Lenz aufsprießen zu sehen, fühlt Kleist sich mehr gelockt „als er es sagen kann“. „Fast“, setzt er hinzu, „habe ich ganz und gar vergessen, wie die Natur aussieht. Noch heute ließ ich mich in Geschäften, die ich abzumachen hatte, zwischen dem Ober- und Unterbaum über die Spree setzen, und die Stille, die mich plötzlich in der Mitte der Stadt umgab, das Geräusch der Wellen, die Winde, die mich anwehten — es ging mir eine ganze Welt erloschener Erinnerungen wieder auf“. Auch im Sommer fragt sich der Unglückliche noch, ob nicht ein recht heiterer Genuß des Lebens alle die Verstimmungen seines Gemüths harmonisch auflösen könnte? Und des Dichters schönstes Vorrecht, das Leben durch das Licht der Phantasie zu verklären, sucht er noch immer wieder geltend zu machen: „wunderbare

Aussichten" eröffnen sich plötzlich vor ihm, erstorbene Kräfte regen sich, ein süßer Hauch aus seiner Kindheit rührt ihm das Herz. Dann fühlt er sich von dem Gedanken voll, einmal wieder eine recht phantastische Dichtung anzufassen, ganz seinem Herzen zu folgen, ohne Rücksicht auf der Menschen Urtheil — in dem Gefühl, daß, „wenn ein Werk nur recht frei aus dem Schooße des Gemüths hervorgehe, es auch der ganzen Menschheit angehören müsse". Aber das alles ist keine wirkliche Erhebung mehr; nur die letzten Zuckungen eines Lebens, das einst unerschöpflich und für alle Freuden dieser Erde bestimmt schien.

Das Schicksal ließ ihm nun auch keinen Freund, keinen Tröster mehr; er ward einsamer und einsamer. Die alten Freunde waren in alle Welt zerstreut; die romantischen Kreise Berlins, in denen er zuweilen noch erschien, waren ihm kein Ersatz mehr; Adam Müller, an dem der Unbegreifliche noch immer hing, verließ ihn im Mai, da seine Stellung im Preußischen unhaltbar geworden, und ging auf Nimmerwiedersehen nach Wien; und seine alte treue Freundin, die Cousine Kleist, zog gleichfalls davon, auch sie auf längere Zeit. Für ihn war das wie ein Verlust auf ewig: Getrenntsein von den Freunden schien ihm nur ein anderer Name für deren Tod zu sein. „Das Leben, das ich führe", schrieb er der Kleist im Sommer*), „ist seit Ihrer und A. Müllers Abreise gar zu öde und traurig.

*) Es läßt sich kaum daran zweifeln, daß die folgenden, von Tieck mitgetheilten Brieffragmente an diese Freundin gerichtet sind (Tieck selber hat sich darüber nicht geäußert). Von dem ersten der Tieck'schen Fragmente, dem Brief aus Chalons von 1807 (vgl. oben S. 255) ist es gewiß, daß er an die Kleist geschrieben worden, wie sich aus dem Anfang — der Beziehung auf General Clarke — und der Vergleichung mit dem 39. Brief an Ulrike (S. 122 daselbst) ergiebt. Die folgenden Briefe schließen sich dann offenbar an jenen ersten an; wir wissen Niemanden, außer der Kleist, an den sie geschrieben sein könnten; und wir wissen (aus dem letzten der Briefe an Ulrike, S. 159), daß Kleist mit ihr gerade in dieser letzten Zeit in brieflichem Verkehr stand.

Auch bin ich mit den zwei oder drei Häusern, die ich hier besuchte, seit der letzten Zeit ein wenig außer Verbindung gekommen, und fast täglich zu Hause, vom Morgen bis auf den Abend, ohne auch nur einen Menschen zu sehen, der mir sagte, wie es in der Welt steht. Sie helfen sich mit Ihrer Einbildung und rufen sich aus allen vier Weltgegenden, was Ihnen lieb und werth ist, in Ihr Zimmer herbei. Aber diesen Trost, wissen Sie, muß ich unbegreiflich unseliger Mensch entbehren. Wirklich, in einem so besondern Falle ist noch vielleicht kein Dichter gewesen. So geschäftig dem weißen Papier gegenüber meine Einbildung ist, und so bestimmt in Umriß und Farbe die Gestalten sind, die sie alsdann hervorbringt, so schwer, ja ordentlich schmerzhaft ist es mir, mir das, was wirklich ist, vorzustellen. Es ist, als ob diese in allen Bedingungen angeordnete Bestimmtheit meiner Phantasie, im Augenblick der Thätigkeit selbst, Fesseln anlegte. Ich kann, von zu vielen Formen verwirrt, zu keiner Klarheit der innerlichen Anschauung kommen; der Gegenstand, fühle ich unaufhörlich, ist kein Gegenstand der Einbildung; mit meinen Sinnen in der wahrhaftigen lebendigen Gegenwart möchte ich ihn durchdringen und begreifen. Jemand, der anders hierüber denkt, kömmt mir ganz unverständlich vor; er muß Erfahrungen gewonnen haben, ganz abweichend von denen, die ich darüber gemacht habe. Das Leben, mit seinen zudringlichen immer wiederkehrenden Ansprüchen, reißt zwei Gemüther schon in dem Augenblick der Berührung so vielfach aus einander, und wie viel mehr, wenn sie getrennt sind. An ein Näherrücken ist gar nicht zu denken; und alles, was man gewinnen kann, ist, daß man auf dem Punkt bleibt, wo man steht. Und dann der Trost in verstimmten und trübseligen Augenblicken, deren es heut zu Tage so viele gibt, fällt ganz und gar weg. Kurz, Müller, seitdem er weg ist, kömmt mir wie todt vor, und ich empfinde auch ganz denselben Gram um ihn, und wenn ich nicht wüßte, daß Sie wiederkommen werden, würde es mir mit Ihnen eben so ergehen".

„Ich fühle", schreibt er ein andermal, in einer besseren Stunde, „daß mancherlei Verstimmungen in meinem Gemüthe sein mögen, die sich in dem Drang der widerwärtigen Verhältnisse, in denen ich lebe, immer noch mehr verstimmen, und die ein recht heiterer Genuß des Lebens, wenn er mir einmal zu Theil würde, vielleicht ganz leicht harmonisch auflösen würde. In diesem Falle würde ich die Kunst vielleicht auf ein Jahr oder länger ganz ruhen lassen, und mich, außer einigen Wissenschaften, in denen ich noch nachzuholen habe, mit nichts als mit Musik beschäftigen. Denn ich betrachte diese Kunst als die Wurzel, oder vielmehr, um mich schulgerecht auszudrücken, als die algebraische Formel aller übrigen, und so wie wir schon einen Dichter haben — mit dem ich mich übrigens auf keine Weise zu vergleichen wage — der alle seine Gedanken über die Kunst, die er übt, auf Farben bezogen hat, so habe ich von meiner frühesten Jugend an alles Allgemeine, was ich über die Dichtkunst gedacht habe, auf Töne bezogen. Ich glaube, daß im Generalbaß die wichtigsten Aufschlüsse über die Dichtkunst enthalten sind."

Dann gerieth er wieder auf andere Wege, und während er Alles völlig dunkel findet, reizt es ihn noch, sich in bescheidener patriotischer Thätigkeit zu denken. „Unsere Verhältnisse", schreibt er, „sind hier peinlicher als jemals: man erwartet den Kaiser Napoleon zum Besuch, und wenn dies geschehen sollte, so werden vielleicht ein Paar Worte ganz leicht und geschickt alles lösen, worüber sich hier unsere Politiker die Köpfe zerbrechen. Wie diese Aussicht auf mich wirkt, können Sie sich leicht denken; es ist mir ganz stumpf und dumpf vor der Seele, und es ist auch nicht ein einziger Lichtpunkt in der Zukunft, auf den ich mit inniger Freudigkeit und Hoffnung hinaussähe. Vor einigen Tagen war ich noch bei G*** und überreichte ihm ein Paar Aufsätze, die ich ausgearbeitet hatte: aber dies alles scheint nur, wie der Franzose sagt, moutarde après diner. Wirklich ist es sonderbar, wie mir in dieser Zeit alles, was ich unter=

nehme, zu Grunde geht, wie sich mir immer, wenn ich mich einmal entschließen kann, einen festen Schritt zu thun, der Boden unter meinen Füßen wegzieht. G*** ist ein herlicher Mann: ich fand ihn Abends, da er sich zu einer Abreise anschickte, und war in einer ganz freien Entfaltung des Gesprächs nach allen Richtungen hin wohl bis um zehn Uhr bei ihm. Ich bin gewiß, daß, wenn er den Platz fände, für den er sich geschaffen und bestimmt fühlt, ich wieder in seiner Umringung den meinigen gefunden haben würde. Wie glücklich würde mich dies in der Stimmung, in der ich jetzt bin, gemacht haben: es ist eine Lust, bei einem tüchtigen Manne zu sein. Kräfte, die in der Welt nirgend mehr an ihrem Orte sind, wachen in solcher Nähe und unter solchem Schutze wieder zu einem neuen freudigen Leben auf. Doch daran ist nach allem, was man hier hört, kaum mehr zu denken.“ Man erfährt nicht, wer unter G*** zu verstehen ist; aber die Umstände scheinen auf Gneisenau hinzudeuten. Gneisenau war 1809 um der Abneigung willen, die Napoleon gegen ihn kundgab, aus dem Militärdienst entfernt worden; aber der König gebrauchte ihn fort und fort zu wichtigen geheimen Missionen. Wenn wieder einmal eine frischere Luft am Hofe aufkam und nicht der Druck von außen Alles verdarb, so mochten sich auch für Kleist wohl einige Hoffnungen entdecken lassen. Indessen waren das alles Träume eines Verlornen: die Dinge blieben in ihrer dumpfen Atmosphäre liegen an einen verwegenen Aufschwung war nicht zu denken.

Nur für die Fristung seines Lebens that sich ihm eine letzte Aussicht auf; sei es nun, daß es des Königs eigener Antrieb war, oder daß die Fürsprache seiner Gönner für ihn eintrat: Friedrich Wilhelm stellte ihn durch königliches Handschreiben im Militär an, mit der Aussicht, entweder eine Compagnie zu erhalten oder unmittelbar bei Seiner Majestät Adjutant zu werden. Kleist, der sich auch darein ergab, fuhr nach Frankfurt hinüber, um sich von der Schwester das Geld zu verschaffen, das ihm zu der ersten Einrichtung nöthig war; aber er fand hier den unerwar-

tetsten Empfang. Bei den fürchterlichen Leiden seiner Seele war, wie man fast annehmen muß, seine Erscheinung verwildert, seine Züge verfinstert; „seine Augen geben mir keine Sicherheit“ sagt Rahel von ihm*); und nun mochte ihn auch körperliches Leiden angefochten haben: genug, als er vor Ulriken erschien, überfiel sie ein heftiges Entsetzen. Er entfloh sofort, aufs äußerste bestürzt, und setzte sich (offenbar im Wirthshaus) hin, um ihr zu schreiben. Er meldete ihr, warum er gekommen sei. „Da Du Dich aber, mein liebes wunderliches Mädchen, bei meinem Anblick so ungeheuer erschrocken hast, ein Umstand, der mich, so wahr ich lebe, auf das Allertiefste erschütterte: so gebe ich, wie es sich von selbst versteht, diese Gedanken völlig auf, ich bitte Dich von ganzem Herzen um Verzeihung und beschränke mich, entschlossen, noch heute Nachmittag nach Berlin zurück zu reisen, bloß auf den andern Wunsch, der mir am Herzen lag, Dich noch einmal auf ein paar Stunden zu sehen.“ Alles, was hierauf erfolgte, ist uns dunkel; aber Jeder fühlt an dieser Stelle, welch ein Riß in des Unglücklichen Brust geschehen sein muß, als er die geliebteste Schwester vor seinem Anblick zurückschaudern sah. Vielleicht, daß er in dieser Stimmung mit verzweifelter Raschheit die Huld des Königs zurückwies: denn jenes Handschreiben kam nicht zur Erfüllung; wir bleiben auch hier über das Warum im Dunkeln.**)

Kleist begehrte nun immer sehnsüchtiger, zu sterben. Er hatte sich schon gewöhnt, den Todesgedanken als eine bloße Würze des geschmacklosen Lebens zu betrachten; nur daß er, wie er es stets gethan, sich scheute, den letzten blutigen Schritt allein zu thun. Wie

---

*) Galerie von Bildnissen zu Rahels Umgang und Briefwechsel II, 91.

**) Ebenso darüber, wann er das königliche Schreiben erhielt und wann er in Frankfurt war; das Billet an die Schwester ist ohne Datum. Indessen kann es nicht wohl anders als im Laufe des Sommers geschehen sein. Das letzte der von Tieck mitgetheilten Brieffragmente deutet, wie es scheint, im Anfang („sobald ich mit dieser Angelegenheit fertig bin“) auf die Abwickelung eben dieser Militärfrage hin.

Bülow nach persönlicher Ueberlieferung berichtet, hat Kleist unter andern Freunden auch Fouqué zu bereden gesucht, mit ihm gemeinsam und freiwillig die Welt zu verlassen. Er schrieb ihm im August einen besonders herzlichen Brief, voll freundlicher Schmeicheleien über seine und seiner Gemahlin Dichtungen, und fügte zuletzt die räthselhaften Worte hinzu: „es kommt mir vor, als ob eine Verwandtschaft zwischen uns prästabilirt wäre, die sich in kurzer Zeit gar wunderbar entwickeln müsse, und es gehört zu meinen liebsten Wünschen, dies noch im Lauf dieses Herbstes zu versuchen." Und in der That soll er ihm dann seinen wahnsinnigen Antrag unverhüllt gemacht haben; Fouqué aber lehnte ihn ab, und von der Zeit an zog sich Kleist mit seiner getäuschten Erwartung von ihm zurück.

Adam Müller sollte der böse Dämon sein, der ihm die Gefährtin seines Todes zuführte. Er hatte ihn, ehe er Berlin verließ, mit einer unglücklichen Frau bekannt gemacht, die ihm wie sein geheimnißvolles Ebenbild entgegenkam: hochbegabt an Herz und Geist, aber zur Schwermuth geneigt, auf's Ueberspannte gerichtet, und nach rastlosem Zergrübeln ihres Ich mit sich selber und mit den Verhältnissen dieser Erde zerfallen. Es war Henriette Vogel; sie war verheirathet, aber, wie es scheint, nicht glücklich, und es kam hinzu, daß sie mit schweren körperlichen Leiden zu ringen hatte. Ein Chirurg hatte ihr (wie später befunden ward, im Irrthum) erklärt, daß sie an einem unheilbaren Uebel leide. Darüber wuchs ihr Verlangen, aus der Welt zu gehen; einer ihrer Freunde hat uns erzählt*), daß ihre Lieblingsunterhaltung immer die Fortdauer nach dem Tode und die Glückseligkeit im Himmel betraf, und sie scheint nur noch auf einen Ruf des Schicksals, auf einen schönfarbigen Anlaß gewartet zu haben.

In dieser Lage fand sie Kleist, und je stärker sein eigener Lebensüberdruß heranwuchs, desto verhängnißvoller, scheint es, zog ihn ihr

*) Der Kriegsrath Pequilhen: vgl. Bülow S. 76.

seltsames Wesen an. Es war von keiner Leidenschaft zu ihr die Rede, vielmehr soll er anfangs eher das Gegentheil als Zärtlichkeit für Henrietten gefühlt haben; aber was sie zu einander führte und ihn bald zu ihrem Hausfreund machte, war die Sympathie in ihren trüben Stimmungen und ihre gemeinsame Liebe zur Musik. Sie musizirten und sangen zusammen, alte Psalmen vorzüglich.*) Eines Tages, als sie ganz besonders schön gesungen hatte, sagte er mit einem, wohl aus seiner Jugend ihm überbliebenen, Ausdruck uniformirter Begeisterung zu ihr: das ist zum Erschießen schön! Sie sah ihn bedeutend an, ohne ein Wort zu erwidern; in einer einsamen Stunde aber kam sie auf diese Aeußerung zurück. Sie fragte ihn, ob er sich noch des ernsten Wortes erinnere, das sie ihm früher einmal abgenommen habe: ihr, falls sie ihn darum bitte, jeden, selbst den größten Freundschaftsdienst zu leisten? Seine ritterliche Antwort war, er sei dazu jeder Zeit bereit. „Wohlan", sagte sie, „so tödten Sie mich! Meine Leiden haben mich dahin geführt, daß ich das Leben nicht mehr zu ertragen vermag. Zwar ist es nicht wahrscheinlich, daß Sie es thun, da es keine Männer mehr auf Erden giebt" . . . Ich werde es thun, fiel ihr Kleist in's Wort, ich bin ein Mann, der sein Wort hält!

Daß er an diesem raschen Ausruf festhielt, wird nun Niemanden mehr verwundern. Er hatte endlich den Menschen gefunden, in dessen Gesellschaft er sich den Tod geben konnte; und so setzte er mit kalter Entschlossenheit die That in's Werk.

Die Unglücklichen hatten anfangs beschlossen, sich in Cottbus

*) In Henriettens Nachlaß fand man unter Anderm (zwischen Kleist'schen Papieren) auch ein Duodrama: „die Liebe und die Freude", das einst, von Kleist angeordnet, gelegentlich bei ihr aufgeführt wurde. Bülow hat es (S. 256 ff.) mitgetheilt, da er und Tieck es dem Dichter selbst zuschreiben zu müssen glaubten; indessen scheint Kleist es nur überarbeitet, vielleicht nach einem Entwurf Henriettens ausgefeilt zu haben, da ihm wohl manche Wendungen und Ausdrücke, schwerlich aber Erfindung und (wenn man so sagen darf) Untermalung angehören.

zu tödten; ein dort lebender Freund von Henriettens Hause sollte dann ihrem Gatten die Botschaft bringen. Indessen ein Zufall durchkreuzte diesen Plan, und Kleist erwählte einen andern Ort, am Wansee, eine Meile von Potsdam; an der Hochstraße, die von Potsdam nach Berlin führt.

Lange Jahre vorher hatte er an eben diesem Fleck, als er mit Rühle und Pfuel vorüberfuhr, den Gedanken des Selbstmordes ausgesprochen und mit den Freunden — halb in jugendlichem Uebermuth — die sicherste Todesart beredet.*) Aus jener Zeit mochte ihm die verhängnißvolle Stelle im Gedächtniß sein. Dort, wo der Straßendamm den See in den kleinen und den großen Wansee theilt, steigt, dem alten Wirthshaus „zum Stimming" gegenüber, hart an der Chaussee das Ufer langsam empor; unten hängen die Weiden über dem Wasser, auf der Höhe herrschen, nur mit vereinzelten Birken untermischt, Föhren und Tannen, die den See — bald näher, bald ferner — umsäumen und diesem einsamen Gewässer den tief melancholischen Charakter geben. Steht man dort unten am Wasser, wo Kleist und Henriette ihre letzten Stunden verspielten, so sieht man links am Ende des kleineren See's den Kirchthurm des Dorfes Stolpe herüberragen, dahinter steigen düstere, kieferbewaldete Höhen einförmig wagerecht empor. Oben aber auf dem sandigen Ufer sieht man das Wirthshaus mit dem Gehöfte gegenüber, den See zu Füßen, rechts über den Brückendamm hinweg den großen Wansee und die Havel; hinter sich den Föhrenwald, einsam und still wie das ganze Bild, nur von der Straße durchschritten, die über den Damm hinweg langsam zu den Stolper Höhen ansteigt.

Am Mittage des 20. Novembers 1811 fuhren die Beiden von Berlin mit eigenem Fuhrwerk aus und bis nach dem Kruge „zum Stimming", wo sie abstiegen und um ein Mittagessen baten. Sie sagten, sie wünschten sich nur einige Stunden aufzuhalten und ein paar Fremde aus Potsdam zu erwarten; ließen

*) Bülow S. 53.

sich aber im obern Stockwerk ein paar Zimmer geben und mit Betten versehen, und fragten, ob sie nicht einen Kahn bekommen könnten, um über den See nach der andern Seite zu fahren? Man erwiderte ihnen, ein Kahn wäre wohl zu schaffen, aber nicht ohne viele Umstände; dagegen könnten sie leicht zu Fuß über den Damm nach der andern Seite kommen. Nachdem sie dann sehr vergnügt zusammen gespeist, gingen sie auf der andern Seite spazieren — offenbar um die rechte Stelle zu erkunden — kamen bald zurück und blieben nun auf ihren Zimmern, um dort zu schreiben. Als ihnen die Dienerin das Abendessen brachte, sah sie, daß die Fremden Wein und Rum bei sich hatten; dann schrieben sie wieder und verlangten nichts mehr. Der Hausknecht, welcher die Nacht über wachte, sah auf dem Zimmer beständig Licht brennen und hörte Beide zuweilen gehen. So verging die Nacht.

Am Morgen in aller Frühe kam Henriette herunter und verlangte Kaffee; den Vormittag über blieben sie zurückgezogen und still auf ihren Zimmern; um Mittag aber schickten sie einen Boten nach Berlin mit einem Briefe an den Kriegsrath Pequilhen, ihren und seinen Freund. Sie versicherten, daß sie am Abend zwei Gäste erwarteten, die „recht gut essen müßten", und fragten wiederholt, was es an der Zeit sei, und wann der Bote wohl gewiß in Berlin sein könnte? Endlich, als dieser Augenblick gekommen schien, verlangten sie Kaffee, gingen beide hinaus, plauderten über die Lage und die schöne Gegend und waren dabei so scherzhaft und vergnügt, daß den Leuten im Hause eher alles Andere kam, als ein unheimlicher Verdacht. Henriette fragte die Wirthin, ob sie wohl den Kaffee jenseits des Sees auf den schönen grünen Platz wolle bringen lassen. Es sei da eine sehr schöne Aussicht! Die Frau äußerte ihre Verwunderung, da es so weit sei; Kleist aber sagte sehr zuvorkommend, er wolle den Leuten ihre Mühe gern bezahlen. Zugleich erbat er sich noch für acht Groschen Rum.

Hierauf gingen sie nach dem bestimmten Platz; Henriette

hatte ein Körbchen am Arm, das mit einem weißen Tuch bedeckt war; ohne Zweifel lagen die Pistolen darin. Sie verlangten auch einen Tisch und Stühle, zuletzt einen Bleistift und die Rechnung; man schickte ihnen Alles hinaus; indessen fuhren sie fort, die munterste Lustigkeit zu zeigen, sprangen mit einander und warfen Steine in's Wasser. Als die Aufwärterin zum letzten Male, mit dem Bleistift, kam, übergab Henriette ihr das Kaffeegeschirr und einen Lohn für ihre Mühe, und trug ihr auf, die eine der Tassen auszuwaschen und ihr wieder zu bringen. Die Frau geht fort; als sie etwa 40 Schritte gegangen ist, fällt ein Schuß; nicht lange danach ein zweiter. Sie glaubt, daß die Fremden zum Vergnügen schießen, und geht ihres Weges; als sie dann mit dem Tassenkopf zurückkommt, sieht sie Beide im Blute liegen. Mittlerweile eilt auch ein Förster herbei, dessen Wohnung in der Nähe ist und der die Schüsse gehört hat; er findet Henriettens Leiche in einer Vertiefung, die durch das Ausroden eines alten Baums entstanden, mit auf der Brust gefaltenen Händen ausgestreckt; Kleist hatte sie so sicher durch das Herz geschossen, daß nicht ein Tropfen Blut geflossen war. Er selbst knieete, todt, mit durchschossenem Kopfe vor ihr; Beide ganz unentstellt, mit einer heiteren, zufriedenen Miene.*)

Vom Schreck betäubt eilt die Aufwärterin nach dem Hause zurück und ruft den Bewohnern zu: die Fremden hätten sich erschossen und lägen todt da. Man eilt zunächst nach ihren Zimmern hinauf, findet die Thüren verschlossen, bringt dann durch eine Seitenthür ein, die Kleist mit allen Stühlen verrammelt hatte. Sie finden aber nichts als ein versiegeltes Päckchen; darin unter Anderm folgenden Brief von Kleist an Adam Müllers Frau:

---

*) Nach einer Nachricht, die indessen Bülow (S. XIV) nicht verbürgen will, fand man neben den Leichen einen Band von Novalis' Schriften vor, in denen die Hymnen an die Nacht, als ihre unmittelbare Lectüre vor der That, aufgeschlagen waren.

„Der Himmel weiß, meine liebe, treffliche Freundin, was für sonderbare Gefühle, halb wehmüthig, halb ausgelassen, uns bewegen, in dieser Stunde, da unsere Seelen sich, wie zwei fröhliche Luftschiffer, über die Welt erheben, noch einmal an Sie zu schreiben. Wir waren doch sonst, müssen Sie wissen, wohl entschlossen, bei unsern Bekannten und Freunden keine Karten p. p. c. abzugeben. Der Grund ist wohl, weil wir in tausend glücklichen Augenblicken an Sie gedacht, weil wir uns tausendmal vorgestellt haben, wie Sie in Ihrer Gutmüthigkeit aufgelacht haben würden, wenn Sie uns in der grünen oder rothen Stube beisammen gesehen hätten. Ja, die Welt ist eine wunderliche Einrichtung! — Es hat seine Richtigkeit, daß wir uns, Jettchen und ich, wie zwei trübsinnige, trübselige Menschen, die sich immer ihrer Kälte wegen angeklagt haben, von ganzem Herzen lieb gewonnen haben, und der beste Beweis davon ist wohl, daß wir jetzt mit einander sterben.

„Leben Sie wohl, unsre liebe, liebe Freundin, und seien Sie auf Erden, wie es gar wohl möglich ist, glücklich! Wir, unsererseits, wollen nichts von den Freuden dieser Welt wissen und träumen lauter himmlische Fluren und Sonnen, in deren Schimmer wir, mit langen Flügeln an den Schultern, umherwandeln werden. Adieu! Einen Kuß von mir, dem Schreiber, an Müller; er soll zuweilen meiner gedenken, und ein rüstiger Streiter Gottes gegen den Teufel Aberwitz bleiben, der die Welt in Banden hält."

Von Henriettens Hand war, in dem gleichen, grauenvoll lächelnden Ton, hinzugefügt:

„Doch wie dies alles zugegangen,
Erzähl' ich euch zur andern Zeit,
Dazu bin ich zu eilig heut. —

Lebt wohl denn! Ihr, meine lieben Freunde, und erinnert euch in Freud und Leid der zwei wunderlichen Menschen, die bald ihre große Entdeckungsreise antreten werden. Henriette." Dann wieder von Kleist's Hand: „Gegeben in der grünen Stube den 21. November 1811. H. v. Kleist."

Um sechs Uhr kamen Henriettens Gatte und der Kriegsrath Pequilhen von Berlin angefahren, und hörten und sahen das Entsetzliche. Vogel geberdete sich ganz untröstlich. Er blieb noch bis zum andern Morgen da, dann fuhr er, mit einer Haarlocke von Henriettens Haupt, in sein verwaistes Haus zurück. Pequilhen aber ließ, nach der Verstorbenen Willen, dicht neben ihnen eine gemeinsame Grube für sie beide graben; und nachdem die Todtenschau vollzogen worden, brachte man sie noch am späten Abend (des 22.) zur Ruhe.

Die Welt beeilte sich, diese unglückselige That mit den verschiedensten Zungen zu beurtheilen. Während die Einen gemeine Mährchen schadenfroh herumtrugen, die Edleren sich durch einen so blutigen Sturz erschüttert fühlten, suchten die Kinder der romantischen Zeit die That zu rechtfertigen, ja einige Schwärmer sie mit Begeisterung zu preisen. Der Kriegsrath Pequilhen ließ in der Berliner (Vossischen) Zeitung eine Anzeige erscheinen, worin er eine ausführliche Schrift über das Ereigniß ankündigte und hinzusetzte: „Das Publikum bitte ich, sein Urtheil bis dahin aufzuschieben . . . Es ist von einer That die Rede, wie sie nicht alle Jahrhunderte gesehen haben, und von zwei Menschen, die nicht mit einem gewöhnlichen Maßstabe gemessen werden können". Pequilhen stand mit dieser Auffassung nicht allein, und es entbrannte ein heftiges Für und Wider. Rahel, in der, wie in Kleist, noch Werther-Blut kreiste, schrieb an Alexander von der Marwitz, der auch mit dem Dämon des Selbstmordes gerungen hatte: „Sie wissen, wie ich über Mord an uns selbst denke: wie Sie! Ich mag es nicht, daß die Unglücklichen, die Menschen, bis auf die Hefen leiden. Dem wahrhaft Großen, Unendlichen, wenn man es concipirt — kann man sich auf allen Wegen nähern; begreifen können wir keinen; wir müssen hoffen auf die göttliche Güte; und die sollte grade nach einem Pistolenschuß ihr Ende erreicht haben? — Unglück aller Art dürfte mich berühren? Jedem elenden Fieber, jedem Klotz, jedem Dachstein, jeder Ungeschicklich-

keit sollte es erlaubt sein, nur mir nicht? . . . Ich freue mich, daß mein edler Freund das Unwürdige nicht duldete . . ." Franz Horn, der weiblich anempfindende Romantiker, mußte sich, wie er schreibt *), mit Gewalt zurückhalten, der tiefen allegorischen Bedeutung dieses Todes nicht zu tief und das eigene Herz verletzend nachzudenken: „Einen edeln kräftigen Menschen und herrlichen Dichter hat die Zeit und die Sehnsucht nach einer besseren getödtet. Die Empfindung, die ein solcher Gedanke giebt, ist unendlich herber, als die bei der Erinnerung an Hussens und anderer Märtyrer Tod". Andere, wie Jung-Stilling, faßten die Sache vom religiösen Standpunkt, und da erschien sie natürlich anders; Jung-Stilling fand, daß der Untergang des Dichters eigentlich aus dem Zweifel an der Gottheit des Erlösers herstamme, und entsetzte sich, wie feige und elend ein Mann sein müsse, der dem himmlischen Vater nicht zutraue, er werde unsere Leiden lindern, und uns nicht mehr auflegen, als wir tragen können! Dann kam der Troß der öffentlichen und lauten Beller, die, wie das Stuttgarter Morgenblatt, die gemeinen Gassenhauer der Verdammung anstimmten. Von einer höhern Warte aus fand sich die Staël gereizt, eine Schrift gegen den Selbstmord zu schreiben. Adam Müller aber hielt es für seine Pflicht, den beiden Todten mit der Feder ein Denkmal zu setzen, und er sammelte noch 1812 Nachrichten dafür; indessen kam es ebenso wenig an das Licht der Welt, wie die von Pequilhen angekündigte Schrift, die durch den Willen des Königs unterdrückt wurde. Für uns wird heute nicht mehr zweifelhaft sein, was uns Vernunft und Herz über diese That der Verzweiflung zu sagen haben. Wir sind ihre Richter nicht, und in unserer Empfindung werden sich stets Grauen und Mitleid mischen; was uns zu thun bleibt, ist,

---

*) Briefe an Fouqué S. 150. Ebenda sind (S. 187) die oben citirten Aeußerungen Jung-Stillings zu finden.

daß wir des Dichters Ende aus der Geschichte seines Lebens zu begreifen suchen.

Die Sage erzählt, daß in derselben Zeit, wo Kleist dem aussichtslosen Dasein entrann, seine Hoffnungen auf Unterstützung durch den Staat zur Erfüllung reif waren; aber wir wissen nicht, wie viel daran wahr sein mag. Vor seinem Tode hatte er alle seine Papiere vernichtet, und so hat er noch manches Räthsel mit in's Grab genommen. Er hatte eben das 35. Jahr vollendet. Kein Nachkomme beweinte ihn, einsam ging er dahin, wie er gelebt hatte. Nur seine Freunde, denen er treu war bis in den Tod, pflegten sein Gedächtniß; Keiner aber trug so bitteres Leid um ihn, als Ulrike, die „schwesterlichste der Seelen", die mit ihren tausend Opfern ihn nicht zu retten vermocht hatte.

Noch in der letzten Stunde hat er selbst ihr dieses Zeugniß gegeben, daß sie für ihn gethan, was in eines Menschen Kräften stand. Nach jenem unglückseligen Moment, wo er in ihrem Entsetzen sein ganzes Elend gelesen hatte, war ihm, wie es scheint, ein bitterer Tropfen im Blut geblieben; er hatte zwar, als sich ihm eine Handhabe darbot, noch für ihre Zukunft zu sorgen, sie für so viel opferbereite Liebe ein wenig zu entschädigen gesucht, aber mit einem fremden Klang in seiner Sprache *), der uns die geheime Störung seines Gefühls verräth. Ja es scheint, daß seine Verbitterung gegen die Schwester noch neue Nahrung und einen leidenschaftlichen Ausdruck fand. Aber am Morgen seines Todes schrieb er ihr einen letzten Brief, fürchterlich und herzergreifend zugleich, in dem er sich noch einmal zu dem vollen Ton der Treue und Wahrheit aufrafft. „Ich kann nicht sterben", schreibt er, „ohne mich zufrieden und

---

*) Man sehe den vorletzten der Briefe an Ulrike (S. 158), wo er sich bemüht, sie als eine Oberaufseherin in eine Pension nach Berlin zu ziehen. Man wird den schweren, gezwungenen Ton in diesem Briefe nicht verkennen. Wie ihm Ulrike geantwortet hat, wissen wir nicht.

heiter, wie ich bin, mit der ganzen Welt, und somit auch, vor allen Andern, meine theuerste Ulrike, mit Dir versöhnt zu haben. Laß sie mich, die strenge Aeußerung, die in dem Briefe an die Kleisten enthalten ist, laß sie mich zurücknehmen; wirklich, Du hast an mir gethan, ich sage nicht, was in Kräften einer Schwester, sondern in Kräften eines Menschen stand, um mich zu retten: die Wahrheit ist, daß mir auf Erden nicht zu helfen war. Und nun lebe wohl; möge Dir der Himmel einen Tod schenken, nur halb an Freude und unaussprechlicher Heiterkeit dem meinigen gleich: das ist der herzlichste und innigste Wunsch, den ich für Dich aufzubringen weiß".

Ulrike überlebte ihn lange, manches Jahrzehent lang; in ihrem Hause in der Oberstraße blieb sie, unvermählt, ihr Alter mit der Erziehung junger Mädchen erheiternd, bis an ihren Tod — den Frankfurtern das einzige wandelnde Gedächtniß seines Lebens. Aber sie trauerte stumm und verschlossen um ihn. Auch ihren nächsten Freunden hat sie zu keiner Zeit von den Schicksalen des Bruders erzählen wollen; und so oft selbst ihr vertrautester Berather diese Saite anschlug, unterbrach sie ihn und bat: „sprechen wir nicht von ihm, es thut meinem Herzen zu weh". In ihren letzten Jahren verwirrte sich ihr Geist; die Wunderlichkeiten, mit denen sich schon ihre excentrische Jugend getragen hatte, wurden im Alter starr und peinlich, und entrückten sie zuletzt völlig in eine andere Welt. Als dann der Tod sie erlöste, kam das verödete Haus, in dem der Dichter geboren war und die Schwester sein Andenken gepflegt hatte, in fremde Hand; und wer heute in Frankfurt nach Heinrich von Kleist fragt, wird nichts als ein paar verlorene, halb=erloschene Spuren seines Gedächtnisses finden.

Schlußkapitel.

Am Grabe.

Göthe und Schiller ruhen, im Tode wie im Leben vereint, in fürstlicher Gruft, und mit frommer Verehrung wallen die Nachkommen zu ihrer Ruhestätte; Kleist liegt, an der Seite seiner unglücklichen Todesgefährtin, am einsamen, melancholischen Ort, und wer ihn aufsucht, kann nicht ohne ein Gefühl des Grauens an seinen Grabhügel treten. Und wie verlassen lag er dort die langen Jahre hindurch! Nach drei Jahrzehnten, als sich sein Biograph, Eduard von Bülow, nach der Stätte erkundigte, war sie kaum noch aufzufinden, der Sand der beiden kleinen Hügel fast verweht, die Zeit drohte ihr Vernichtungswerk in wenigen Jahren zu vollenden.

Damals rettete Bülow das Grab vor dem völligen Untergang. Er wies in den Zeitungen auf diese unwürdige Vernachlässigung des Dichters hin, und der Besitzer des Grundstücks, in dem die Unglücklichen ruhten, trug, dadurch aufmerksam gemacht, gebührende Sorge, daß man das Grab in Ordnung brachte und erhielt, mit Rasen belegte, umzäunte, Bäume daneben anpflanzte, und alle Fremden, die es zu sehen kamen, hinführte. Die junge und schöne Tochter des Wirths zum Stimming nahm dann die Gräber — nur aus einem schönen weiblichen Gefühl der Pietät heraus — in ihre besondere Obhut, bepflanzte sie mit Blumen und begoß sie; und seit jenem Zeitungsartikel fing man an — junge Leute zumal — aus Berlin fleißig hierher zu pilgern, um des Dichters Grab zu besuchen und zu bekränzen.

Später, als jene freundliche Hüterin das Haus am Wansee verließ, gerieth die Ruhestätte in neuen Verfall, und im Jahre 1861 scheint sie in einem höchst unwürdigen Zustande gewesen

zu sein; bis der Prinz Friedrich Karl von Preußen, indem er das Grundstück erwarb, die Pflicht gegen den Todten übernahm. Er ließ die Gräber in weiterem Kreise mit mehreren Baumreihen umsäumen: zu den Seiten mit Nadelholz, vorn nach dem See zu mit Akazien, außen herum eine Doppelreihe von Birken — lauter junges Gewächs zwar, aber mit Sorgfalt gepflanzt und für die Zukunft prächtigen Schatten und einen heimlichen Ruheplatz versprechend. Zwischen den beiden moosbewachsenen Hügeln steht eine junge Eiche (wohl dieselbe, die schon Bülow sah); hinter ihnen erhebt sich ein stattlicher, wohlbearbeiteter (nur allzu stumpf absetzender) Granitblock, mit der einfachen Inschrift: „Heinrich von Kleist, geb. 10. October 1776, gest. 21. November 1811."

So ist nun wenigstens dafür gesorgt, daß der traurige Ort gegen die Feindschaft der Zeit geschützt und der Name des Schläfers, der da unten ruht, auf festem Denkstein zu lesen ist; daß man sich mit dem freundlichen Gefühle naht, die Manen des Dichters und die Nation versöhnt zu sehn. Sie hat es ihn lange schwer entgelten lassen, daß er sie in ihrer schwersten Stunde so eigenmächtig verließ. Sie hat ihn Jahrzehnte lang verleugnet. Seine mächtigsten und reifsten Werke, die Hermannsschlacht und den Prinzen von Homburg, hat nur der treue Freundeseifer Tieck's vor dem Untergang gerettet, und auch als sie endlich erscheinen konnten, blieb es ihr Schicksal, wenig gelesen, wenig gewürdigt zu werden. Spät und mühsam rangen sich einige seiner Dramen zur Bühne durch, und nur das „Käthchen" mit allgemeinem Erfolg, der Prinz von Homburg, der zerbrochene Krug an wenigen Orten, auf kurze Zeit, unter mancherlei Anfechtung: die andern sind alle Buchdramen geblieben. Von seinem Leben aber, von seiner persönlichen Erscheinung wandte sich die große Mehrzahl gleichgültig ab; man ließ seine Schicksale wie seinen Charakter unbegriffen, nur sein blutiger Tod blieb den Nachkommen im Gedächtniß.

Schuld und Unglück fallen selten so reich gemessen und

so logisch verknüpft auf eines hochragenden Menschen Haupt. Wer neben der jungen hoffnungsvollen Eiche an den Gräbern steht und über die dunkle, stumme, einsame Gegend hinsieht, den fallen die schwermüthigsten Betrachtungen an. Zu dieser Umgebung schmolz dem Manne, der einst Himmel und Erde zu umspannen dachte, die Welt zusammen; in diesen Sand wühlten sich seine sterbenden Kniee, die einst der ungeheuersten Thatenlast zu widerstehen bereit waren. Hier traf er, im letzten Augenblick, kunstgerecht und unwiderstehlich in's Schwarze, nachdem er im Leben jedes Ziel verfehlt hatte. Und was für Ziele, mit welchen Augen gesehn, mit welchen Kräften erstrebt! Ein Geist, eine Phantasie, die noch getheilt jeden Andern reich, und glücklicher gemischt ihn zum herrlichen Meister seiner Kunst gemacht hätten. Ein Gemüth, das so unendlich und unergründlich war, wie es nur ein zum Schaffen geborenes sein kann, zu jedem Glück und jeder Erhebung reif, im Lieben und im Hassen unerschöpflich; und hier endet das alles in einem wahnsinnigen, schauderhaften Lächeln, das umsonst die eherne Verzweiflung zu vergolden sucht. Hier endet es, um der Welt zu sagen, daß die Fülle der Gaben auch vernichten kann, wenn sie ihr eigenes Räthsel nicht zu lösen, ihr eigenes Maß nicht zu finden vermag.

Kleist ist kein klassischer Dichter seines Volkes geworden, weil er mit seinem Ich der Welt der Dinge gegenüber stand und zu spät den Punkt der Vereinigung entdeckte; weil er diesen ganzen Kampf falsch verstand; und weil am Ende die Mächte der Zeit über den Widerstrebenden hinweggingen. Aber die Entscheidung war auch nicht ganz in seine Hand gegeben. Der Boden, dem er mit seinen Gaben und Kräften angehörte, entwich ihm unter den Füßen, und als er sich endlich auf sein Maß besann, mußte er sehen, daß seine Zeit dahin war.

Die Menschen freilich erwägen zunächst die persönliche Schuld; und es wird nirgends deutlicher als bei ihm, daß der Mensch und der Künstler einander tragen und bedingen. Er

wußte das Leben nicht zu führen, und wir haben seine Werther-Natur sich verhängnißvoll entfalten sehen: eine finstere Klarheit des Auges zerstörte ihm den geheimnißvollen Farbenglanz der Welt, er sah die Blüthen des Lebens nur als Erscheinungen vorüberwandeln, die sittliche Welt verrieth ihm kein innewohnendes, unzerstörbares Gesetz. Und es gilt von ihm, was Werther von sich sagt: „Ein bischen leichteres Blut würde mich zum Glücklichsten unter der Sonne machen . . . Guter Gott, der du mir das alles schenktest, warum hieltest du nicht die Hälfte zurück, und gabst mir Selbstvertrauen und Genügsamkeit!“ Eine innerliche Hitze und Heftigkeit warf auch ihm alle seine Kräfte durch einander, und so spotteten sie seines Strebens, sie zu reiner und mächtiger Harmonie zu zwingen. Mit unbezwinglich-haftender Leidenschaft hielt er Alles, was er ergriffen, fest; wie er stets sein ganzes Leben daran setzt, so sollen ihm auch die Dinge, nach denen er ringt, sich ganz und auf einmal ergeben. So schlürft er jedes Gefühl, jede Leidenschaft, jede Seligkeit und jeden Schmerz unersättlich bis auf den letzten Tropfen aus; sonst wären sie nicht sein eigen, wären sie werthlos. Und wie leicht erkennt man, daß auch der Künstler Kleist in diese verhängnißvolle Fluth getaucht ist. Auch er muß jedes Problem erschöpfen, es auch auf die zerbrechlichste Spitze stellen; bis in's Kleinste hinab, bis in Bilder und Gleichnisse, flüchtige Züge, Spiele des Augenblicks, verfolgt ihn derselbe Trieb; und von dem Trank der Schönheit, den er uns reicht, soll uns auch die Hefe nicht erspart sein. Darin sieht er die Wahrheit; während die Wahrheit, im Leben wie in der Kunst, das rechte Maß ist.

Sein Dichten bleibt ferner — wenn gleich in einem großartigen Sinne — subjectiv; auch das verhinderte ihn, ein wahrhaft klassischer Poet zu werden. Sieht man seine Schöpfungen auf die Geheimnisse ihres Entstehens und in ihrer geschichtlichen Folge an, so springt überall sein Ich, und in den verschiedenen Wandlungen seines Strebens, hervor. Er beginnt damit, in

ruhelosem Schaffen, die Befriedigung des ungeheuersten Ehrgeizes zu suchen; als er sich dann von dem tiefen Sturze sammelt, ringt er, sich durch die Muse von seinen inneren Bedrängnissen zu befreien; zuletzt, in ihr eine erlösende Kraft gegen die allgemeine und persönliche Noth zu entfesseln. In allen den Dichtungen, die uns sein ganzes Talent verrathen, wirkt auch ein pathologisch subjectives Element mit und bringt in den Organismus der Dichtung verwundend ein. So kommen seine Intentionen, an Tiefsinn, Innigkeit und Reichthum oft den höchsten gleich, fast nie in ihrer ganzen Reinheit an's Licht; irgendwo unterbricht der Mensch den Künstler, die Leidenschaft den Verstand, und die Idee des Werkes muß einen fremden Tropfen aufnehmen. Dem Dichter fehlte jene unüberwindliche Kraft der Objectivirung, die vonnöthen war, wenn er dem Genius Shakspeare's nachringen wollte, und die nur in einem beruhigten und geordneten Herzen wohnt; jene göttliche Beherrschung der Dinge, die die Tragödien des Herzens und der Geschichte aus dem mit allen Dämonen vertrauten Busen schöpft und doch frei wie der Schöpfer mit seinen Geschöpfen schaltet.

Einem so ungezügelten Geist war es nicht gegeben, sich in seinen Zielen zu beschränken, in seinen Forderungen zu bändigen — nicht eher wenigstens, als bis er die Jugendblüthe seiner Kraft zerstört hatte. Da er nur den Wahrspruch „Nichts oder Alles“ kennt, verlangt er in fanatischer Ueberhebung die höchsten Probleme zu lösen; er will die ganze Zukunft der Kunst vorweg nehmen und hat darüber, ehe er sich's versieht, die Gegenwart verloren.

Auch mit der großen Nebenbuhlerin seiner Kunst, der neuen idealistischen Philosophie, weiß er sich in seiner starren, eigenwilligen Art nicht abzufinden. Während sich Schiller und Göthe gleichsam durch ein Compromiß mit ihr versöhnen und den großen Ideengewinn der Zeit auf ihre eigenen Felder herüberleiten, wird ihm, in jener Berliner Krisis, die Speculation ein Gegenstand des Hasses; er erkennt in ihr nur das, was

seinen Bestrebungen feindlich und verderblich ist. Darum gilt denn auch in seinen Dichtungen immer nur die Besonderheit, das scharf und schneidig Individuelle; er vermeidet mit Bedacht die dämmernde, ahnungsvolle Beleuchtung, in der das Besondere zum Allgemeinen wird. Und doch kann sich nur darin die ewig gültige Kunst bewähren. Seine Poesie, in die keinerlei erhebende Weltbetrachtung hereinsieht, ist darum auch nicht zur Priesterin der Bildung, der höchsten Cultur der Zeit, — kurz, sie ist nicht klassisch geworden.

Und endlich — um nun auch das zu sagen, was uns aus der Zerlegung seines Ich zur geschichtlichen Würdigung erhebt —: er kam zu spät; und hier gehen Schuld und Naturell in unerbittliches Verhängniß über. Er kam in jedem Sinne zu spät, um sich ein volles Maß von Größe und Glück zu retten. Das Höchste, was der dichterische Geist der Zeit zu leisten vermochte, war ihm vorweggenommen worden; er konnte es nur in einzelnen Richtungen, durch die Form seiner Individualität, nicht durch ein neues Princip der Kunst überbieten. Schon ringt die Philosophie mit der Dichtkunst um die Führung, und das verräth sich auch in seinem eigenen Lebensgang, der ihn zuerst der Wissenschaft in die Arme wirft und dann erst — in doppelt heftiger und gefährlicher Krisis — seiner Bestimmung zuführt. Kaum aber hat er sie gefunden und sich den Irrungen der Jugend entrafft, so beginnt eine eherne Zeit den langen Friedenstraum der Nation abzulösen, und er sieht seine Welt um sich her zusammenbrechen. In dem weltgeschichtlichen Kampf, der sich auf dem Boden seines Daseins auskämpft, sieht er sich dem Todfeind, dem verkörperten Gegensatz, gegenüber gestellt: er, der Deutsche, der Alles an die Selbstbestimmung seines Ich setzt, dem Romanen gegenüber, der Alles der Tyrannei der physischen Uebermacht opfert; Beide gleich rücksichtslos, gleich dämonisch erregt, aber der stolze Idealist muß hülflos der fürchterlichen Wucht der Massen erliegen. Und so steht er am Ende jener Zeit, der er angehörte, in der er allein leben konnte,

und die seinen Ehrgeiz nicht mehr trug; Romantiker aus Nothwendigkeit, des ästhetischen Staats leidenschaftlichster und unglücklichster Bürger: in aller Literatur ist keine tragischere Erscheinung zu finden.

Er hat es selbst gefühlt, daß er zu spät kam. Er nannte es „zu früh kommen“ — damals, als er sich „auf ein Jahrtausend hinaus“ vor dem Geiste des Einen beugte, „der noch nicht da sei“. Dann, als er zur Reife gekommen war und die Uebermacht des Schicksals an seinem Elend erprobt hatte, sah er mit einem Schmerz, den ihm ganz nachzufühlen schwer ist, die volle Wahrheit seines Unglücks ein, und in seinem Schwanengesang, dem „letzten Lied“, hat er in Wahrheit den Untergang seiner Zeit besungen. Da nahm er den alten verzweiflungsvollen Refrain wieder auf, der sich so früh an sein zerrissenes Dasein gehängt hatte: „Und wenn ich auf dieser Erde nirgend einen Platz finden sollte, finde ich vielleicht auf einem andern Stern einen um so besseren“.

Man hat ihn wohl mit Tasso zu vergleichen gesucht; aber die Analogie wird immer äußerlich bleiben, weil ihr die geschichtlichen Motive fehlen. Nur mit einer Gestalt der neueren Weltliteratur steht er in dem Zusammenhang wahrer und tiefer Verwandtschaft: mit Lord Byron, dem berühmteren Helden der Romantik. Byron ist wie Kleist eine ganz subjective, vornehme Natur, der schrankenlosen Freiheit des Ich wie einem Dogma seines Gemüths ergeben; aus jedem Unglück tiefe Schwermuth, Haß und Verachtung gegen die Menschheit saugend, deren Beifall und Anerkennung er doch nicht entbehren kann, unruhig in der Welt umhergetrieben, um ihr zu entgehen, die Gesetze seines Daseins nur aus sich selber schöpfend, Speculation, Staat, Gesellschaft als Beschränkungen seines Ich so viel als immer möglich von sich weisend, und glücklich nur in der Ausübung seiner Kunst; der Einsamkeit, der leblosen, ihn sich selber überlassenden Natur leidenschaftlich ergeben und doch auch von einem großen Sinn für große menschliche Verhältnisse und heroische

Thaten erfüllt; Hamlet in der Reflexion, Timon von Athen aus angelerntem Princip; bei allem Aufschwung des Genie's von Shakspeare's Uebergröße gedrückt, wie Kleist von Göthe; herrisch und eigensinnig unter den Menschen, in jedem Verhältniß Alles an Alles setzend, bei jedem Angriff auf einen Theil seines Selbst vom Scheitel bis zur Zehe gekränkt und den Angriff mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit erwidernd; und doch eine der herrlichsten Naturen, die sich nur sträubt, in der Hingebung an die objectiven Mächte die schönste Erfüllung des eigenen Ich zu spüren, den Bruch mit ihnen aufsucht, den gefundenen auf die Spitze treibt, und sich gewaltsam von innen heraus zerstört, um in der Blüthe der Jahre zu sterben.

Freilich verhüllen sich auch die Unterschiede nicht. Byron — witziger, üppiger, verwegener — verschmäht den genialen Cultus des Lebensgenusses nicht und sucht die Gesetze der Welt auch von dieser Seite zu verachten; Kleist, ein guter Kantianer im Cultus der Moral, verwehrt es sich, seinen inneren Adel durch gefällige Laster zu beflecken. Byron zwingt der Welt Bewunderung, Vergötterung, leidenschaftliches Für und Wider ab; Kleist bleibt es versagt, sein Dasein mit dieser lebenfristenden Genugthuung zu verschönern. Byron, ein lyrisches, tiefsinnig beschauliches, descriptives Genie, ist ungleich unbefangener der Held, der in den wechselnden Gestalten seiner Dichtungen überall wieder erscheint; Kleist versenkt sich mit größerem Ernst, freilich auch nicht mit jenem blendenden Glanz der persönlichen Erscheinung, in die geschlossene Form, und hüllt sein Ich in die strengen Falten der dramatischen Kunst. Byron wird die hohe Gunst zu Theil, in einem großen Moment, in dem reinsten, edelsten Aufschwung seines Irrlebens, unter den Sympathien der ganzen Welt und in romantischer, verklärender Beleuchtung zu enden; Kleist, nachdem er an eine ähnliche, ungleich erhabnere Aufgabe vergebens sein bestes Mark verschwendet, geht in öder, kalter Verzweiflung unter, und was

ihm in's Grab folgt, ist ein mit Grauen gemischtes, erhebungsloses Mitleid.

Wer ihm aber einmal durch sein Leben und seine Werke nachgegangen ist, der wird über diesem Mitleid die Größe seines Genie's und seines Charakters nicht verkennen. Seine plastisch bildende Hand, die oft ein antiker Geist zu führen scheint; sein unendliches, vom Lieblichsten bis zum Höchsten schweifendes Gefühl, das Gefühl einer wahrhaft deutschen Seele, die aber keinerlei falsche Sentimentalität befängt; seine mächtige dramatische Anlage, die ganz darauf hindrängt, das Angeschaute dialektisch zu entfalten; dann sein vaterländischer Stolz, sein leidenschaftliches nationales Ehrgefühl, das sich durch kein Sophisma der ästhetischen Bildung verwirren läßt; seine ganze großherzige Art, der Adel und die Reinheit seines Herzens. In diesen Eigenschaften liegt denn auch die bleibende Ehre seines Namens begründet. Und mehr als das: seine stille und laute Nachwirkung auf die Fortentwickelung unserer deutschen Kunst, wie er schon auf alle kräftigeren Talente der letzten Dichter-Generation, auf die dramatischen insbesondere, gewirkt hat. Denn es ist in der That unverkennbar, daß uns in seinen Werken ein großes positives Element entgegentritt, das über die Klassiker von Weimar hinausweist: ein Element dialektischer Leidenschaft, die, jeden Rest von epischer Art ausstoßend, mit treibender Gewalt die dämonische Menschennatur auseinanderfaltet und so die Tiefen unserer Erde gegen den Sitz der Götter aufwühlt. In diesen Gebieten kann sich freilich erst eine Kunst, die durch die großen Weltgeschicke nicht nur mit dem Erschütterndsten vertraut, sondern auch von der unerschütterlichen Harmonie der ewigen Gesetze überzeugt und erfüllt wird, bis zur Vollendung erheben; nur eine glückliche und große Nation kann solche Künstler erziehen. Aber was Kleist nicht finden konnte, die Versöhnung gleichsam von Himmel und Hölle, die auf dieser Erde aus ihren Erschütterungen aufblüht: das gelingt wohl einst einem glücklicheren Nachkommen, der auf dem Streben des glück-

losen Mannes fortbaut. So wird sein Dasein auch für unsere poetische Zukunft — vielleicht für jene Vollendung des deutschen Drama's, von der er voreilig geträumt hat — nicht verloren sein; und für die Lebenden wächst sein Werth, wenn sie sich seiner Fehler zu erwehren suchen, indem sie sie begreifen; seine Tugenden verewigen, indem sie sie im Geiste unserer Tage erneuern.






UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06454 1942

